Aggression und Gewalt in pädagogisch-psychologischer Sicht

Teil 1

Vorlesung an der Universität Bern im Wintersemester

1992/93

Prof. Dr. W. Herzog

Titelbild:
Pablo Picasso: Weinende Frau (1937), London, Tate Modern

Aggression und Gewalt in pädagogisch-psychologischer Sicht

Teil 1

Vorlesung an der Universität Bern im Wintersemester

1992/93

Prof. Dr. W. Herzog

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 5
Gewalt an Schulen 5
Gewalt in Familien 13
Gewalt in der Gesellschaft 26
Überblick über die Vorlesung 35
Aggression im Lichte der Psychoanalyse Sigmund Freuds 43
Triebtheorie 43
Frühe Triebtheorie 45
Späte Triebtheorie 49
Zeitgemässes über Krieg und Tod 55
Warum Krieg? 60
Der Todestrieb bei Freuds Nachfolgern 65
Kinder, die hassen 68
Frustrations-Aggressions-Theorie 82
Frustration 83
Aggression 89
Frustration versus Versagung 91
Relative Deprivation 96
Ex-DDR 97
Strafe und Verschiebung von Aggression 100
Katharsis 105
Kritik am Automatismus der Frustrations-Aggressions-Theorie 107
Andere Reaktionen auf Frustration 109
Ärger und Schmerz 112
Instrumentelle Aggression 115
Überlegungen zur Pädagogik 119
Einführung in die Lerntheorien der Aggression 124
Lerntheorien der Aggression I: Leonard Berkowitz 130
Eine experimentelle Untersuchung 132
Pädagogische Konsequenzen 137

Lerntheorien der Aggression II: Gerald Patterson 139
Instrumentelle bzw. operante Konditionierung 141
Eine Performanztheorie der Aggression 146
Interaktion und Aversivität 150
Positive Verstärkung von aggressivem Verhalten 159
Negative Verstärkung und Aggression 167
Tragische Eskalationen 171
Gelernte Hilflosigkeit 176
Bestrafung von Aggression 179
Modifikation aggressiven Verhaltens 182
Schulpädagogische Konsequenzen 190
Lerntheorien der Aggression III: Albert Bandura 199
Eine kognitivistische Handlungstheorie 199
Beobachtungslernen 203
Zum Aggressionsbegriff 208
Lernen von aggressivem Verhalten 210
Modellernen und Aggression 213
Erwerb versus Ausführung von Aggressionen 225
Ausführungsbedingungen für aggressives Verhalten 231
Aufrechterhaltung aggressiven Verhaltens 238
Mechanismen der moralischen Selbstentlastung 245
Modifikation aggressiven Verhaltens 254
Kritischer Ausblick 256
Literaturverzeichnis 260
Anhang 267

Einleitung

Sind wir aggressiver geworden? Gibt es mehr Gewalt in unserer Gesellschaft? Bevor ich einen Überblick über den Inhalt der Vorlesung gebe, möchte ich diesen Fragen nachgehen. Dabei ist gleich vorwegzunehmen, dass wir kaum zu einer eindeutigen Antwort gelangen werden. Eine grössere Sensibilität für das Thema scheint unbestritten. Ob dahinter aber auch real mehr Gewalttätigkeit steht, ist nicht leicht auszumachen.

Gewalt an Schulen

Nehmen wir als erstes den Bereich Schule. Ich werde anschliessend auf Kindesmisshandlungen in der Familie und Kriminalität in der Gesellschaft eingehen. Was die Schule anbelangt, so haben die Medien in letzter Zeit dem Phänomen Gewalt vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Will man den Medien Glauben schenken, so müsste es an unseren Schulen tatsächlich mehr Gewalttätigkeit geben als früher. Dazu einige Beispiele. Sie stammen alle aus dem Zeitraum des vergangenen Jahres.

Unter dem Titel "Faustrecht: Opfer sind die schwächsten Schüler" schreibt die "Berner Zeitung" vom 21.9.1991 u.a.: "Schülerinnen und Schüler, die andere prügeln oder bedrohen, sind ein Problem, mit dem sich auch Lehrerschaft und Elternvereinigungen von Berner Schulen auseinandersetzen müssen. ... Jüngere oder schwächere Schüler oder Schülerinnen werden direkt bedroht oder beschimpft, andere lassen sich schon durch wildes und lautes Gebaren der Grösseren einschüchtern. So wird ein Junge gezwungen, den Älteren die Schuhe zu binden ('die haben halt einfach so blöd getan und gesagt, ich müsse es machen'), einem anderen werden ratenweise 500 Franken erpresst, und ein übergewichtiges Mädchen hat unter dem Spott seiner Mitschüler zu leiden" (S. 25).

In seiner Ausgabe vom 19.12.1991 schreibt der Zürcher "Tages Anzeiger": "Gewalt und Bandenbildung unter Furttaler Schülern schockieren Schulpflegen, Lehrer und Eltern" (S. 23). Weiter heisst es in dem Artikel: "Eine Podiumsdiskussion in Dällikon erlebte einen noch nie dagewesenen Massenaufmarsch von über 200 schockierten Eltern, Schülerinnen und Schülern. 'Was uns alarmiert', sagt die Dälliker Primarschulpräsidentin Christine Hügli, 'ist, dass jetzt auch die Primarschüler in den Strudel geraten sind, und dass die Eltern nicht wissen, was ihre Kinder treiben.' ... Zwar sind es Minderheiten, die randalieren und sich gegenseitig bedrohen. Aber der Kreis wächst, und die Hemmungen werden immer leichter aufgegeben. ... Der Eisberg der Gewalt zeigte seine Spitze in den letzten zehn Jahren immer wieder. Einmal taucht sie im Limmattal auf, dann wieder in Uster oder sonstwo. ... Diesmal kam der Schock übers Furttal" (ebd.).

Am 21.12.1991 - ein Tag nach dem Schulsilvester - schreibt der Winterthurer "Landbote": "Zwei Schüler im Schulhaus von Jugendbande spitalreif geprügelt" (S. 11). Weiter heisst es: "Eine Bande von sechs Jugendlichen wollte, so ergaben die Ermittlungen, an einer Veranstaltung im Schulhaus [Heiligberg] teilnehmen, sie konnten oder wollten das bescheidene Eintrittsgeld nicht selber bezahlen und verlangten es deshalb von zwei Schülern. Als sie dies nicht bekamen, schlugen sie kurzerhand zu. Daraufhin flüchteten die Täter. ... Ausgeklinkte Gartentörchen gehören zur Tradition des Schulsilvesters. Dass an diesem Tag auch Jugendliche ausklinken und ihre jüngeren Kameraden dermassen brutal niederknüppeln, dass sie in Spitalpflege verbracht werden müssen, ist ein Novum, ein absolut bedenkliches allerdings" (ebd.). Beunruhigend ist auch eine Meldung des "Tages Anzeigers", wonach während des letzten Schulsilversters fast ein Drittel, nämlich 140 der rund 470 öffentlichen Telefonapparate in der Stadt Zürich beschädigt wurden ("Tages Anzeiger" 21.1.1992, S. 15). Aus der Gemeinde Dietikon wurde bekannt, dass Schüler am Schulsilvester einen Briefkasten sprengten ("Neue Zürcher Zeitung" 18.11.1992, S. 57).

In ihrer Ausgabe vom 15.2.1992 titelt die "Basler Zeitung": "Im Fricktal greifen Jugendliche zu Gewalt" und schreibt: "Gewalttätige Übergriffe an den Schulen von Kaiseraugst und Rheinfelden verunsichern die Schüler, die Lehrerschaft und die Eltern: Schüler werden auf ihrem Schulweg bedroht und erpresst. In den Schulhäusern und auf den Pausenplätzen kommt es zu Schlägereien. Nicht nur die Fäuste werden eingesetzt. Eisenstangen und Kugeln aus einem Luftgewehr fliegen durch die Luft. Die jugendlichen 'Krieger' tragen Klappmesser und selbstgefertigte Schlagringe auf sich" (S. 39). An einer Veranstaltung in Rheinfelden "drückte die Lehrerschaft ihre Hilflosigkeit gegenüber den gewalttätigen Vorfällen aus"; es "wurde festgehalten, dass wie in Basel das gewalttätige Verhalten unter Jugendlichen zunehme" (ebd.).

Am 29.2.1992 berichtete wiederum die "Basler Zeitung", in Arlesheim hätten "Experten, Jugendliche und ein engagiertes Publikum über die Gewalt an und von Jugendlichen" diskutiert. Im Artikel heisst es: "Patentrezepte sollten an diesem Abend keine verteilt werden, zumal es solche ja auch nicht gibt. Was das Publikum in der bis auf den letzten Platz gefüllten 'Trotte' zu Arlesheim zum Thema Jugendgewalt von Experten und Jugendlichen selbst zu hören bekam, war jedoch als Information über die derzeitigen Probleme, in denen Jugendliche (sowie Betreuerinnen und Betreuer) stecken, durchaus von Interesse" (S. 39). Weiter ist davon die Rede, die Mittel, mit denen Gewalt ausgeübt werde, hätten geändert: die Bewaffnung von Jugendlichen (mit Stellmessern und "mehr") habe zugenommen.

Ähnliches berichtet eine Sekundarlehrerin aus Schwamendingen im "Tages Anzeiger" vom 21.9.1991. Zwar habe es Gewalt in der Schule schon im-

mer gegeben. Neu aber sei, "dass Waffen, Messer, Baseballschläger und Schusswaffen nicht mehr bloss präsentiert, sondern auch eingesetzt werden" (S. 23).

Der "Blick" vom 6.4.1992 titelte: "Blutige Rache auf Schulhof: Schülerbande schlug Abwart zusammen". Im Text war zu lesen: "Soweit sind wir schon! Jetzt herrschen auch an Schweizer Schulen 'Amerikanische Verhältnisse': Abwart Fritz Kunkler (45) aus Kriens wurde auf dem Pausenplatz von sechs Halbwüchsigen brutal zusammengeschlagen - die Antwort der Jugendlichen auf eine Zurechtweisung!" (S. 1).

Die "Sonntags Zeitung" vom 10.5.1992 berichtete über einen damals vor gut zwei Monaten bekannt gewordenen Fall eines Elektromonteur-Lehrlings: "Nach Rambos Vorbild zog er in den Krieg. Anfang März erschoss ein Lehrling im Zürcherischen Pfäffikon in voller Kampfuniform seinen Chef. Der Fall, so stellt sich jetzt heraus, zeigt in geradezu exemplarischer Weise, was gewaltverherrlichende Filme und Musik bei einem Jugendlichen auslösen können" (S. 4). Der Jugendliche, so meint der Autor des Artikels, sei vor seinen Alltagsproblemen in die Phantasiewelt eines Einzelkämpfers und Helden à la Rambo geflohen. In Kampfmontur mit Helm, Splitterweste, Tornister, Notproviant und einigen hundert Schuss Munition tötete er seinen Vorgesetzten, nachdem er einige Tage zuvor in einem Zürcher Geschäft eine Kalaschnikow-Maschinenpistole erworben hatte.[1]

Im "Tages Anzeiger" wiederum steht am 28.8.1992: "Schon Neunjährige gehen mit Messern aufeinander los - im Schulkreis Limmattal kämpfen Betreuerinnen um mehr Geld für Präventionsarbeit" (S. 2). "Da die Schulpsychologen und andere Dienste chronisch überlastet sind, sieht das Pilotprojekt vor, in drei Schulhäusern des Schulkreises Limmattal je eine Sozialpädagogin oder einen Sozialpädagogen einzusetzen, die täglich im Schulhaus anwesend wären. Sie hätten 'rasche Hilfe in schwierigen Situationen oder bei Krisen in den Familien' zu leisten, sich aber auch langfristig in der ausserschulischen Betreuung, Freizeitgestaltung, Elterninformation und Erziehungsberatung zu engagieren" (ebd.). Dabei wird auch auf einen Teilaspekt des Problems hingewiesen, auf die Tatsache nämlich, dass sehr oft Ausländerkinder aggressiv auffällig werden. "In den Stadtkreisen 4 und 5, wo 70 bis 80 Prozent der Kinder aus dem Ausland stammen, seien 33 Prozent der Unterstufen- und 22 Prozent der Mittelstufenkinder in der schulfreien Zeit sich selbst überlassen" (ebd.), hält das Projektpapier fest. "Für die Buben bedeute dies, dass sie den Tag auf der Strasse oder in Einkaufszentren verbrächten. Darauf reagierten sie mit zunehmenden Aggressionen gegenüber anderen Kindern" (ebd.).

---

[1] Vgl. dazu die Ergänzung auf S. 238 dieses Vorlesungsskripts.

Im "Tages Anzeiger" vom 10.9.1992 ist erneut davon die Rede, dass Lehrerinnen und Lehrer über zunehmende Gewalt auf Pausenplätzen und im Schulhaus klagen. Berichtet wird von einem Besuch in einer Realschulklasse in Schwamendingen. Da heisst es etwa: "Der andere muss am Boden liegen, oder, wie eine Lehrerin erzählt, am Zaun, der den Pausenplatz umgibt, festgebunden sein. Wehrlos gemacht, bös zugerichtet, dem Spott anderer ausgesetzt. Stark ist, wer die Schmerzgrenze des anderen nicht wahrnimmt und sie überschreitet" (S. 17). Im Schulzimmer dieser Lehrerin sei "Gewalt an der Schule" kein Tabu: "Als sich auch hier auf dem Pausenplatz die knallharten Tätlichkeiten häuften, als plötzlich Baseballschläger und Waffen im Spiel waren, hat die Reallehrerin Andrea Maier (alle Namen wurden von der Redaktion geändert) gewusst, dass 'die Gewalt zur Sprache gebracht werden muss'. Seither diskutieren die Jugendlichen nicht nur über Vorfälle, nicht bloss über andere, die sich in blinder Wut verprügeln - auch über das eigene Verhalten wird nachgedacht, darüber, warum aus verbaler Anmache plötzlich Ernst wird" (ebd.). "Gewalt", so sagte ein Schüler, "lernt man dort, wo man sie selbst zu spüren bekommt". Thematisiert werden auch Geschlechterdifferenzen: "Es sind vor allem die Buben, die über die Gewalt und ihre Aggressionen reden. Die Mädchen in dieser Realklasse sagen nicht viel. Sie hören zu. Obwohl auch sie Gewalterfahrung haben. Als Opfer und als Täterinnen. Die Gewalt, die sie anwenden, ist anders, subtiler. Mädchen unter Mädchen, meistens. Und vielfach spielt sie sich verbal ab. Karin sagt, sie schlage mit Fluchwörtern um sich, so lange, bis die Enge im Bauch weg sei, so lange, bis die andere weint. Oder der kleine Bruder wird gehänselt, die Mutter angeschrien" (ebd.). Einer der Schüler erklärte "... es brauche lange, bis er mit körperlicher Gewalt reagiere. 'Provoziert mich einer, nennt er mich «Arsch» oder «Wichser» und er hört nicht damit auf, werde ich verrückt', sagt Heinz. Er warne jeden. Meistens werde das überhört. Und dann? 'Dann schlage ich eben zu.'" (ebd.). In diesem Bericht des "Tages Anzeiger" sind erstmals auch Schülerinnen und Schüler zu Wort gekommen. Ich habe ihn deshalb etwas ausführlicher zitiert.

Auch in einem Bericht der "Sonntags Zeitung" vom 23.8.1992 ist davon die Rede, dass auf Pausenhöfen von Primarschulen die Fälle von Bedrohung und Nötigung unter Schülern zunehmen. "Immer öfter kommen 10- bis 16jährige bewaffnet zur Schule" (S. 4). "Allein in Zürich", heisst es weiter, "registrierte die Polizei im vergangenen Jahr 112 Fälle von leichter bis schwerer Körperverletzung unter Schülern, zum Teil waren die Schüler mit Messern aufeinander losgegangen. ... In Basel-Stadt gingen in nur einem Jahr über 2600 Anzeigen zu Delikten von Kindern und Jugendlichen ein, darunter über 100 Fälle von Nötigung, Körperverletzung oder Erpressung. 'Dabei', sagt Jugendstaatsanwalt Christoph Bürgin, 'kommen die

meisten Fälle gar nicht erst zur Anzeige'. ... Die Schulhöfe sind nicht mehr, was sie früher waren: Homeboys - orientiert am Vorbild von US-Strassenkindern, animiert durch abstrakte Bilder realer Gewalt und fiktive Bilder einer glorifizierten Gewalt - setzen das Gesetz des Stärkeren auf den Pausenplätzen um. Mit subtiler und mitunter auch mit offener Gewalt setzen sie meist jüngere Schülerinnen und Schüler unter Druck" (ebd.). Machtspiele unter Schülern sind nicht neu. "Doch neu", so wird Werner Troxler, der Chef des Jugenddienstes bei der Stadtpolizei Zürich zitiert, "ist das Ausmass, die Hemmungslosigkeit, mit der die Aggression abgebaut und Gewalt eingesetzt wird" (ebd.).

Alle diese Zeitungsberichte stammen - wie gesagt - aus dem Zeitraum eines Jahres. Vorher war kaum von dergleichen zu lesen. Es scheint sich also um ein aktuelles Phänomen zu handeln. Zumindest im Bewusstsein der Öffentlichkeit gehen die berichteten Ereignisse auf Veränderungen der jüngsten Zeit zurück. Der "Bund" schreibt in seiner Ausgabe vom 27.5.1992: "Bedrohungen, Einschüchterungen und brutale Gewalt gehören auch in Bern häufig zum Schulalltag. *Seit letztem Herbst* ist eine massive Zunahme festzustellen. Nun reagiert die Schuldirektion in einem Informationsblatt" (S. 1 - Hervorhebung W.H.). In derselben Ausgabe des "Bund" ist auch zu lesen, etwas sei anders als früher: "Die Kinder prügeln nicht mehr aus Lust am Prügeln, sondern sie quälen, gezielt und kaltblütig. Und ohne Unrechtbewusstsein" (S. 25).

Ähnliches ist aus Luzern zu hören. Selbst jüngere Schüler, berichtet der Rektor an der städtischen Oberstufe, würden ein Gebaren an den Tag legen, "das früher undenkbar gewesen wäre" ("Bund" 4.8.1992). Die Hemmschwelle zu Brutalitäten liege klar tiefer. Wiederum Ähnliches wird im "Tages Anzeiger" vom 15.8.1992 von einem Schulhausabwart aus Winterthur berichtet, der meint, das Klima auf den Pausenplätzen sei gnadenloser geworden, sowohl für Schüler als auch für Lehrer und Hauswarte (S. 17).

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: In der Zwischenzeit sind weitere Zeitungsartikel erschienen, die die bisherigen Ausführungen bestätigen. In einer Interpellationsantwort führt der Stadtrat von Zürich (Exekutive) aus, zahlenmässig hätten Gewaltakte in den Schulhäusern in den letzten Jahren zwar nicht stark zugenommen, sie seien jedoch eindeutig brutaler geworden ("Tages Anzeiger" 31.10.1992, S. 21). Auch sei die Altersgrenze der Kinder, die Aggressionen verübten, gesunken. Ansonsten sei das Thema Gewalt zur Zeit vor allem in der Presse aktuell.
>
> Nach Auskunft des Erziehungsberaters Martin Inversini ist Gewalt an Schulen im Oberaargau seit einem Jahr ein Thema ("Berner Zeitung"

5.11.1992, S. 35). Gewalt sei aber auch früher immer wieder aufgetaucht. "Der Unterschied zu früher ist, dass sie heute viel hemmungsloser und wahlloser auftritt" (ebd.).

Auf einer Tagung von Lehrerschaft, Schulbehörden und Hauswarten der Dietiker Schulen wurde bekannt, dass 1992 im Bezirk Dietikon (Kanton Zürich) 170 neue Strafverfahren gegen Kinder und Jugendliche eröffnet wurden, was einer Zunahme von 30% gegenüber dem Vorjahr entspricht ("Neue Zürcher Zeitung" 18.11.1992, S. 57). Nach den Worten der Jugendanwältin Barbara Schellenberg ist die Mehrzahl der jungen Leute, die Gewalttaten begehen, ausländischer Herkunft, was darauf hindeutet, dass diese Jugendlichen Probleme haben und nicht ausreichend integriert sind. Eine Zunahme der Jugendgewalt bestätigte im übrigen auch der solothurnische Jugendanwalt Bruno Hug ("Meyers Modeblatt" September 1992).

In seiner Antwort auf ein Postulat und eine parlamentarische Anfrage in Sachen Gewalt an Schulen schreibt der Regierungsrat des Kantons Zürich, früher harmlose, entwicklungsbedingte Streitereien gingen immer häufiger in aggressive Formen über ("Tages Anzeiger" 18.12.1992, S. 21). "Besorgniserregend sind die abnehmende Hemmschwelle, das oft fehlende Unrechtsbewusstsein und die Brutalität, mit der Gewalttaten ausgeführt werden. Immer häufiger tragen Jugendliche Stich- und Schlagwaffen." Gehe man von vergleichbaren ausländischen Daten aus, dürften an zürcherischen Schulen etwa 15'000 Schülerinnen und Schüler als Täter oder Opfer in Gewalttätigkeiten verwickelt sein, wobei die Rate in Ballungszentren höher sein dürfte als an ländlichen Schulen.[2] Gewalttätigkeit und Leiden unter Gewalt würden heute bis in Kindergärten und Horte hinunterreichen; die Altersgrenze von Opfern und Tätern sinke.

Im "Tages Anzeiger" vom 28.1.1993 spricht der Leiter der Lehrerfortbildung beim Pestalozzianum (Kanton Zürich), Jacques Vontobel, von einer überdurchschnittlichen Brutalisierung des Schulalltags vor allem in suburbanen, vorstädtischen Gegenden (S. 25). Bekannt sei aber auch der Fall der Landgemeinde Rüti, wo die Behörde an der Oberstufe ein Waffentragverbot verordnen musste. Vontobel spricht auch davon, dass die Zahl der "Verzweiflungsschreie" von Lehrkräften und Behörden aus Zürcher Gemeinden deutlich zugenommen habe.

Auch in einem Artikel der "Basler Zeitung" vom 30.1.1993 wird die "zunehmende Bereitschaft zur Gewaltanwendung unter Jugendlichen" (S. 35) erwähnt. Der Baselbieter Jugendanwalt Hans Rudolf Bass

---

[2] Ohne Tertiärstufe und ohne Privatschulen liegt die Gesamtzahl von Schülerinnen und Schülern im Kanton Zürich für das Jahr 1991 bei ca. 170'000.

spricht davon, dass die Bereitschaft, Gewalt als Form der zwischenmenschlichen Auseinandersetzung zu akzeptieren, beträchtlich zugenommen habe. "In gleichem Masse kann er feststellen, dass die Toleranz der Jugendlichen gegenüber Randgruppen, gegenüber Hautfarben, anderen Sprachen, anderen Lebenshaltungen etc. rapide im Abnehmen begriffen ist" (ebd.).

In einem Bericht der "Neuen Zürcher Zeitung" vom 9.2.1992 über die "Wachsende Gewaltbereitschaft in Deutschland" ist davon die Rede, zahlenmässig würden den Behörden die Aktivitäten rechtsradikaler oder neonazistischer Gruppen weniger Sorge machen als "eine *allgemein wachsende Gewaltbereitschaft* unter Jugendlichen und Schulkindern, die sich häufig gegen Fremde, oft aber auch gegen Schwache und bedenklicherweise sogar gegen Behinderte richtet" (S. 5).

Auch ein gewohnt ausführlicher Artikel im "Spiegel" (Nr. 42 1992) bestätigt die Beobachtungen der Schweizer Schulen: "Prügeleien auf dem Schulhof gab es schon immer. Doch nie zuvor haben Kinder so erbarmungslos um sich geschlagen" (S. 37). Die Gewalttätigkeit unter Schülern aller Schulformen habe nicht nur zugenommen, es sei auch von "einer anderen Qualität der Tätlichkeiten" zu sprechen, heisst es in einer Untersuchung des Staatlichen Schulamts der Stadt Frankfurt (ebd., S. 40). Erschreckend sei die zunehmende Brutalität, die keine Hemmschwellen mehr kenne und zu teilweise schweren körperlichen und seelischen Verletzungen führe.

In reisserischer Aufmachung behandelte kürzlich auch der "Stern" (Heft Nr. 8 1993) das Thema Gewalt an Schulen. Dabei ist zu lesen, dass die Raubkriminalität bei den 8- bis 21jährigen in Hamburg zwischen 1989 und 1991 um 126% gestiegen ist (S. 32). "Immer häufiger und immer brutaler wird von immer jüngeren Tätern zugeschlagen", wird der hessische Fraktionssprecher der CDU, Norbert Kartmann, zitiert (ebd.). Weiter wird der Jugendforscher Klaus Hurrelmann zitiert, der in einer Studie Mitte Januar [1993] ermittelt haben soll, dass rund 15% eines Altersjahrgangs aggressiv und gewalttätig seien (ebd., S. 34).

Diese Berichte sind eindeutig. Sie verweisen auf eine erhöhte Gewaltbereitschaft unter Schülern und eine Brutalisierung der Beziehungen zwischen Schülern in jüngster Zeit. Wissenschaftliche Studien, die diese Tendenz bestätigen, differenzieren oder relativieren könnten, gibt es in der Schweiz jedoch keine. Auch aus Deutschland ist mir keine Studie bekannt, die das Phänomen umfassend abgeklärt hätte. In Frankreich verweist eine vom Bildungsminister angekündigte Massnahme auf das Ausmass des Problems. Im Juni 1992 konnte man erfahren, dass Jack Lang Wehrpflich-

tige zur Aufsicht auf Schulhöfe holen will, um der zunehmenden Gewalttaten an französischen Schulen Herr zu werden ("Langenthaler Tagblatt" 5.6.1992, S. 2). In den USA haben in den 70er Jahren Gewalt und Vandalismus erhebliche Ausmasse erreicht. Nach einer Statistik des National Center for Educations Statistics des United States Office of Education (USOE) wurde 1976 in 73% der US-Schulen ein schweres Verbrechen jedes Semester beobachtet, in 49% mehr als eines pro Semester. Dabei bestehen grosse Unterschiede zwischen den Bundesstaaten, z.B. 77% in Florida und 25% in North Dakota. Nach anderen Daten nahm die Gewalt in den Schulen während der 60er bis in die frühen 70er Jahre zu und ging später wieder zurück. Viele Schulleiter sprechen von einer Verbesserung zwischen 1971 und 1976 in städtischen Gebieten.

Nach einer Untersuchung an 1422 Schülern einer Junior High School in Japan (752 männliche und 670 weibliche Schüler) geschehen gewalttätige Handlungen durch Schüler etwa zur Hälfte in den Klassenräumen, und nur 10% der männlichen und 20% der weiblichen Opfer sprechen mit Lehrern und Familienmitgliedern darüber. In mehr als der Hälfte der Fälle wurden die gleichen Mitschüler bereits mehrmals geschlagen. Sowohl 10% der männlichen als auch 10% der weiblichen Schüler dieser japanischen Schule wiesen ein hohes Niveau der Gewalttätigkeit auf. Sie waren unzufrieden mit ihren Familien, hatten wenig psychologische Bindungen an ihre Eltern, keine Freunde in der Schule, kein Interesse an schulischen Club-Aktivitäten und Beziehungen mit den Lehrern, jedoch einen ausgeprägten Wunsch, mit den Schulkameraden zusammen zu sein. Sie respektierten ihre Lehrer wenig und wurden von diesen ebenfalls wenig respektiert, sie fühlten sich missverstanden und wurden von einigen Lehrern als "böse" bezeichnet. Sie wiesen eine geringe Selbstzufriedenheit auf und waren auch in anderer Hinsicht fehlangepasst.

Was hier angesprochen wird, dass nämlich nur 10% der männlichen und 20% der weiblichen Opfer über entsprechende Vorfälle sprechen, gilt allgemein. Nach einer Studie von McDermott (1979) berichten 9 von 10 Schülern und 3 von 4 Lehrern den jeweiligen Fall *nicht* der Polizei. Das bedeutet erstens, dass die Gewalt, die bekannt wird, möglicherweise nur die Spitze eines Eisberges ist, dass also die Dunkelziffer sehr gross ist. Und es bedeutet zweitens, dass polizeistatistische Angaben kein verlässliches Urteil über das Ausmass an Gewalt an Schulen zulassen. Es wäre also dringend erforderlich, dass wissenschaftliche Studien durchgeführt würden, um das wahre Ausmass an Gewalt an Schulen erfassen zu können.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: In diesem Zusammenhang ist auch die Anfang 1993 veröffentlichte Studie des Psychologischen Instituts der Universität Bern zu sehen, die zum Ergebnis kommt, dass die Jugendkriminalität in der Schweiz in den letzten Jahren rückläufig

ist (vgl. "Tages Anzeiger" 12.2.1993, S. 64; "Bund" 12.2.1993, S. 11). Aufgrund der hohen Dunkelziffer, was die Gewalt an Schulen anbelangt, gibt weder die polizeiliche Kriminalstatistik noch die Verurteiltenstatistik ein realistisches Bild von der Gewalt unter Schülerinnen und Schülern. Insofern die Studie einräumt, dass in zwei Bereichen die Gewalt trotz allem ansteigt, nämlich in den Bereichen Drohung und Nötigung, wird die Medienberichterstattung eher bestätigt als widerlegt, denn die Gewalt an Schulen scheint sich insbesondere in Form von Drohung, Erpressung und Nötigung zu äussern. Im übrigen sind die Daten, über die Polizei und Gerichte verfügen, durch zahlreiche nichtkontrollierbare Faktoren beeinflusst (nebst der Bereitschaft des Opfers, Delikte anzuzeigen, auch von der Wahrnehmung des Delikts, von der Erwartung, durch eine Anzeige das Problem der Gewalt lösen zu können, durch die Bereitschaft der Polizei, eine Anzeige entgegenzunehmen etc.).

Gewalt in Familien

Ein zweiter Bereich, in dem das Thema Gewalt eine zunehmende Aufmerksamkeit gefunden hat, ist die Familie. Hier geht es insbesondere um das Thema Kindesmisshandlung. Auch dabei ist oft von der Spitze eines Eisbergs die Rede, über die man Zahlen erfahren würde, während sich unter der Meeresoberfläche ein grosses Dunkelfeld an familiärer Gewalt verberge. Auch das Thema Gewalt gegen Frauen und Misshandlung von Frauen in Partnerschaften gehört zum Bereich Familie, obwohl ich darauf nicht eingehen werde, weil ich mich - als Pädagoge - im wesentlichen auf die Gewalt gegen Kinder beschränken möchte.

Wenn man Kindesmisshandlung sagt, dann muss man in Rechnung stellen, dass damit im öffentlichen Bewusstsein einseitig Vorstellungen körperlich schwer misshandelter und verletzter Kinder verbunden werden. Im wissenschaftlichen Diskurs wird der Begriff jedoch weiter gefasst und verwendet. Wir werden auf die Definitionsfrage gleich zu sprechen kommen.

Wie gesagt, ist auch hier mit einer hohen Dunkelziffer zu rechnen, eine Dunkelziffer, die noch höher sein dürfte als im Falle der schulischen Gewalt. Denn Gewalt in Familien findet erstens in einem per definitionem privaten Feld statt. Zweitens handelt es sich um Gewalt zwischen Personen, die im allgemeinen in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, was die Bereitschaft des Opfers, den Täter anzuzeigen, deutlich reduziert. Und drittens handelt es sich im allgemeinen um Gewalt zwischen Erwachsenen und Kindern, so dass die Aussagebereitschaft der Kinder durch massive Druckmittel seitens der Erwachsenen beeinträchtigt sein dürfte. Diese Gründe führen dazu, dass über das Ausmass von Kindesmisshandlung in Familien kaum verlässliche Daten vorliegen und je nachdem horrende Zahlen ge-

nannt werden. Je nach Definition des Begriffs Kindesmisshandlung und je nach Schätzung der Dunkelziffer kommt man zu ganz anderen Werten.

Beachten wir zunächst die Definition von Kindesmisshandlung. Kindesmisshandlung ist vom Kinderschutzzentrum Berlin wie folgt definiert worden: "Kindesmisshandlung ist nicht allein die isolierte gewaltsame Beeinträchtigung eines Kindes. Die Misshandlung von Kindern umfasst vielmehr die Gesamtheit der Lebensbedingungen, der Handlungen und Unterlassungen, die dazu führen, dass das Recht der Kinder auf Leben, Erziehung und wirkliche Förderung beschnitten wird. Das Defizit zwischen diesen ihren Rechten und ihrer tatsächlichen Lebenssituation macht die Gesamtheit der Kindesmisshandlungen aus" (zit. nach Ziegler 1990, p. 11). Mittlerweile wird im allgemeinen in vier Formen von Kindesmisshandlung unterschieden: 1) körperliche Misshandlung, 2) Vernachlässigung, 3) psychische Misshandlung oder Vernachlässigung und 4) sexueller Missbrauch.

ad 1) Die körperliche Misshandlung umfasst die absichtliche, nicht zufällige Anwendung von physischer Gewalt gegen Kinder. Gemeint sind Schläge, Stösse, Schütteln, Verbrennungen, Stiche etc., die beim Kind zu Verletzungen führen oder führen können. Das ist eine relativ weite Definition, die z.B. nicht unterscheidet zwischen körperlicher Strafe und körperlicher Misshandlung. Auch nicht berücksichtigt wird dabei die Einmaligkeit des Ereignisses oder die Tatsache, dass es gehäuft auftritt.

Untersuchungen zeigen, dass körperliche Strafen auch bei uns durchaus verbreitet sind. Eine Studie von Schneewind und Mitarbeitern, die 1976 und 1977 570 Familien in sechs Bundesländern der BRD erfasst hat, zeigt, dass mindestens 10% der Kinder im Alter zwischen 8 und 14 Jahren mit einem Stock oder Gürtel geschlagen werden. 75% der Mütter und 62% der Väter sagten, dass sie ihr Kind gelegentlich ohrfeigten. 40% der Mütter und 36% der Väter berichteten, dass bei ihnen eine "Tracht Prügel" vorkomme. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass die untersuchte Altersgruppe von Kindern (8 bis 14 Jahre) eher weniger von körperlicher Strafe betroffen ist als jüngere, vor allem unter 2 Jahre alte Kinder. Übrigens fanden sich in der Studie von Schneewind keine Zusammenhänge zwischen körperlicher Bestrafung und sozialer Schicht der Eltern. Die These, dass das Gewaltproblem im wesentlichen ein Unterschicht-Phänomen sei, ist eher fragwürdig, was auch andere Untersuchungen zeigen.

Eine Studie, die das Institut für empirische Sozialforschung (Wien) in Österreich bei ca. 2'000 Kindern durchführte, kommt zu den folgenden, ausgewählten Ergebnissen:

	richtig (%)	
	1977	1984
Ein kleiner Klaps ab und zu schadet keinem Kind.	85	74
Man sollte Kinder nicht schlagen, aber manchmal darf man schon den Worten mit einem Klaps nachhelfen.	81	64
Man soll ein Kind überhaupt nicht körperlich züchtigen, aber fühlbare Strafen - wie etwa Entzug eines Vergnügens oder Strafarbeiten - sind notwendig.	60	54
Wenn einem hie und da die Hand ausrutscht, wenn ein Kind schlimm ist, so ist da gar nichts dabei.	57	42
Eine Ohrfeige hat noch keinem Kind geschadet, kann aber oft besser erziehen als noch so viele Worte.	39	31
Man soll nicht so viel Aufhebens machen, wenn Kinder von den Eltern gezüchtigt werden, das hat noch niemandem geschadet.	14	14

Was das Verhalten der befragten Personen anbelangt, ergab die österreichische Studie die folgenden Ergebnisse:

	Es finden den Satz "Wenn einem hie und da die Hand ausrutscht, wenn ein Kind schlimm ist, so ist da gar nichts dabei"		Es bejahen die Aussage "In den letzten drei Monaten habe ich mich über ein Kind so geärgert, dass ich ihm eine Ohrfeige gegeben habe"
	richtig	teilweise richtig	
Personen mit nur einem Kind	33%	41%	60%
Personen mit mehr als drei Kindern	44%	36%	52%
Personen mit ausschliesslich Kindern unter 3 Jahren	22%	45%	56%
Personen mit ausschliesslich Kindern zwischen 6 und 14 Jahren	39%	37%	60%
verheiratete Elternteile	37%	41%	55%
alleinstehende Elternteile	42%	32%	62%

Auch die folgenden Zahlen geben Auskunft über die Bereitschaft österreichischer Eltern, körperliche Strafen anzuwenden:

	Mein Kind weiss, dass es bei Übertretung von Verboten den Hintern versohlt bekommt	Wenn mein Kind etwas anstellt, bekommt es als Strafe schon auch eine Ohrfeige
Personen mit Kindern unter 14 Jahren	58%	51%
Personen mit nur einem Kind	55%	50%
Personen mit mehr als einem Kind	61%	52%
Personen mit ausschliesslich Kindern unter 3 Jahren	53%	79%
Personen mit ausschliesslich Kindern zwischen 6 und 14 Jahren	52%	48%
verheiratete Elternteile	57%	50%
alleinstehende Elternteile	61%	57%

Die eigenen Erfahrungen der Befragten in der Kindheit scheinen aber um nichts besser gewesen zu sein. Es gaben an:

	Ich wurde als Kind geschlagen.	Ich habe als Kind hin und wieder eine Ohrfeige bekommen.
Gesamtstichprobe	70%	73%
Befragte mit Kindern unter 14 Jahren	72%	72%
alleinstehende Elternteile	76%	82%

Eine andere Umfrage in der BRD, nämlich eine Untersuchung der (deutschen) Zeitschrift "Eltern" ergab, dass zwei Drittel der Befragten ihre Kinder körperlich strafen. In Schweden ergab eine repräsentative Studie, dass 30% der Eltern mit Kindern zwischen 3 und 17 Jahren im Laufe des vorangegangenen Jahres Gewalthandlungen, die schwerer waren als Schütteln oder Ohrfeigen, gegenüber ihren Kindern ausgeführt haben. In einer Repräsentativbefragung von 2000 Müttern und Vätern in der BRD gaben 30% der Befragten an, dass sie ihr Kind vor dem zweiten vollendeten Lebensjahr geschlagen haben. Ein Drittel gab an, dass die letzte körperliche

Bestrafung in den letzten vier Wochen geschah, davon 12% in den letzen 7 Tagen. 15% der Eltern haben ihr Kind schon einmal mit einem Gegenstand geschlagen. Während 12% dem Satz "eine ordentliche Tracht Prügel ist manchmal angebracht" zustimmten, befürworteten ganze 48% den Satz "Kinder können schon mal einen Klaps vertragen". 43% gaben als Begründung des Schlagens Ungehorsam an.

In einer Lizentiatsarbeit an der Universität Fribourg wurden 536 Mütter mit Kindern unter 12 Jahren aus vier deutschsprachigen Kantonen der Schweiz untersucht. 25% der Mütter berichteten, ihr Kind innerhalb der letzten Woche körperlich bestraft zu haben, 26% taten dies innerhalb der letzten vier Wochen, 29% innerhalb des letzten halben Jahres. Am häufigsten bestraft wurden nach dieser Untersuchung Kinder im Alter zwischen zweieinhalb und fünfeinhalb Jahren. Je jünger die Mütter, desto eher waren sie zu Körperstrafen bereit. Der Anlass für Körperstrafen ist meist Ungehorsam, Ungezogenheit, Frechheit des Kindes und Konflikte mit den Geschwistern. Ungehorsam wird bereits bei den weniger als zweieinhalb Jahre alten Kindern als meistgenannter Anlass für körperliche Strafen bezeichnet.

Interessant sind die Ergebnisse aus einer Rekrutenbefragung in der Schweiz. 74% der befragten über 1000 Rekruten gaben an, als Kind Schläge auf den Hintern erhalten zu haben, 67% sagten, sie seien an den Haaren gezogen worden, 46% wurden mit einem Stock oder anderen Instrumenten geschlagen, und 72% berichteten, sie seien geohrfeigt worden. Gefragt wurden die Rekruten auch nach der eigenen Bereitschaft, diese Methoden als Erziehungsmittel in Betracht zu ziehen. 55% würden selbst Schläge auf den Hintern erteilen, 44% würden die Kinder an den Haaren ziehen, 15% Schläge mit einem Stock oder einem anderen Instrument erteilen, und 48% wären bereit, Ohrfeigen zu erteilen.

Dass auch in der Schweiz Schläge zum Erziehungsalltag gehören, zeigt eine Studie der Eidgenössischen Arbeitsgruppe "Kindesmisshandlungen in der Schweiz". Danach sollen 45% der unter zweieinhalbjährigen Kinder in der Schweiz körperlich bestraft werden. Bei den zweieinhalb- bis vierjährigen sind es noch 37% und bei den vier- bis siebenjährigen noch 19%, die körperliche Strafen erleiden. Die Angaben beruhen auf einer repräsentativen schriftlichen Befragung von rund 2000 Erziehenden in der Schweiz, von denen gut 1350 Fragebogen zurückgeschickt worden sind. Die Arbeitsgruppe "Kindesmisshandlungen" befragte auch rund 4800 Medizinal- und cirka 800 Sozialdienste in der ganzen Schweiz. Von diesen Stellen wurden in einem Jahr insgesamt fast 1200 Fälle registriert, in denen Kinder durch Misshandlung verletzt worden sind.

Wie steht es mit der rechtlichen Definition von Kindesmisshandlung? Dazu der Artikel 134 des Schweizerischen Strafgesetzbuches. Er lautet: "1. Wer

ein Kind unter 16 Jahren, dessen Pflege oder Obhut ihm obliegt, so misshandelt, vernachlässigt oder grausam behandelt, dass dessen Gesundheit oder geistige Entwicklung eine Schädigung oder schwere Gefährdung erleidet, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Hat die Misshandlung oder Vernachlässigung des Kindes eine schwere Körperverletzung zur Folge und konnte der Täter dies voraussehen, so ist die Strafe Zuchthaus bis zu 10 Jahren oder Gefängnis nicht unter 6 Monaten. Hat sie den Tod des Kindes zur Folge und konnte der Täter dies voraussehen, so ist die Strafe Zuchthaus" (zit. nach Kranz 1979, p. 365). Wo liegt die Grenze zur (legalen) Züchtigung? Der Artikel 278 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches räumt den Eltern die Befugnis ein, "die zur Erziehung der Kinder nötigen Züchtigungsmittel anzuwenden". Die Züchtigung wird dann zur Misshandlung, wenn sie durch den Erziehungszweck nicht gedeckt wird. Dazu heisst es im Kommentar eines Juristen: Ungefährliche und zulässige Züchtigungsmittel seien im allgemeinen Schläge mit der flachen Hand, der Birkenrute, dem Hasel- oder Rohrstock, dem Teppichklopfer, vorausgesetzt allerdings, dass sie auf die innere Hand oder das Gesäss appliziert werden und massvoll ausfallen. Ein Missbrauch liege dann vor, wenn der Züchtigende brutal strafe - wenn er mit scharfkantigen Instrumenten, schweren Knüppeln, Lederriemen, Lederpeitschen usw. mit Wucht schlägt, dem Kind Fusstritte, Faustschläge versetzt, es würgt, kneift, beisst, es am Kopfe aufhebt und in der Luft hin und her schüttelt, es zu Boden wirft, gegen die Wand schleudert, mit heissem Wasser abduscht, ihm den Arm umdreht und ähnliches mehr tut. Die erlaubte Grenze überschreite, wer wahllos auf den Körper des Kindes schlägt, insbesondere, wer Schläge ins Gesicht, auf den Kopf, den Rücken und Schultern verabfolgt (vgl. Kranz 1979, p. 366).

Dieser juristische Kommentar stammt aus dem Jahre 1963. Allerdings besteht das Züchtigungsrecht nach wie vor. Wesentlich ist im Moment auch lediglich die Frage der Definition von Kindesmisshandlung. Wir können das elterliche Züchtigungsrecht anerkennen und nur die juristisch gesehen darüber hinausgehenden Fälle der Gewaltanwendung als Misshandlung bezeichnen. Oder wir können jede Form von Gewalt gegen Kinder Misshandlung nennen. Je nachdem werden wir zu grösseren oder kleineren Zahlen von Misshandlungsopfern kommen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird im allgemeinen ein weiter Misshandlungsbegriff verwendet. Dies aus der Überlegung heraus, dass nur auf der Basis eines breiten Misshandlungsbegriffs präventive Massnahmen getroffen werden können. Denn entscheidend ist nicht, dass Kinder bereits misshandelt worden sind, sondern dass ihre Misshandlung verhindert werden kann. Körperliche Strafen können aber als Vorläuferhandlungen von Misshandlung auftreten.

Was nun die Häufigkeit körperlicher Kindesmisshandlung (im weiten Sinne) anbelangt, gibt es kaum verlässliche Daten. Eine Schätzung von Heinsen geht davon aus, dass in der BRD nur gerade 5% der Fälle von Kindesmisshandlung vor Gericht anerkannt, das heisst verurteilt werden. Das würde bedeuten, dass 95% aller begangenen Kindesmisshandlungen entweder unentdeckt bleiben oder trotz Anzeige bei der Polizei nicht zu einer Verurteilung vor Gericht führen. Vor allem die Frage der Zunahme von familiärer Gewalt gegen Kinder lässt sich praktisch nicht eindeutig beantworten, da Daten aus früheren Untersuchungen fehlen und retrospektive Befragungen methodisch problematisch sind. Wenn Kinderschutzeinrichtungen und Kliniken von zunehmend mehr Misshandlungsfällen berichten, dann kann dies auch das Ergebnis einer erhöhten Sensibilität sein. Man muss sich bewusst sein, dass Eltern, die misshandeln, kaum bereit sind, ihre Verfehlungen zuzugeben. Das heisst, dass nur dort, wo das Problem der Misshandlung überhaupt bekannt ist, Misshandlungsfälle aufgedeckt werden können. Es braucht bestimmte Symptome, die man lesen kann, damit der Verdacht auf Misshandlung aufkommen und eine entsprechende Nachforschung angestellt werden kann. Dabei ist eine ganz wesentliche diagnostische Hilfe die Röntgenapparatur. Nur damit lassen sich unbehandelte und unerklärbare Knochenbrüche bei Kindern entdecken. Solche Röntgengeräte wurden auf breiter Basis erst im Verlaufe der 40er Jahre in Krankenhäusern eingeführt. Breite Aufmerksamkeit hat das Thema Kindesmisshandlung erst in den 60er Jahren erhalten. Und in Europa wurde das Thema mit einer zeitlichen Verzögerung von etwa 10 Jahren aufgegriffen. Es ist daher schwer auszumachen, ob die zunehmenden Zahlen von Misshandlung auf eine tatsächliche Zunahme von Misshandlungsfällen zurückgehen, oder ob nicht eher die Sensibilität für das Thema Kindesmisshandlung geschärft worden ist. Für die zweite Möglichkeit spricht zum Beispiel, dass die Erziehungspraktiken und Erziehungshaltungen von Eltern in den letzten Jahrzehnten eher liberaler geworden sind und autoritäre Beziehungen zu den Kindern zunehmend abgelehnt werden. Auch Befragungen von Jugendlichen zu den elterlichen Erziehungspraktiken verweisen eher darauf, dass die Praxis der körperlichen Züchtigung rückläufig ist. Auch der folgende Sachverhalt spricht eher für eine erhöhte Sensibilität im Bereich Kindesmisshandlung: "In den USA haben sich nach der Einführung der Meldepflicht, der Erweiterung der angewandten Misshandlungsbegriffe und mit dem Angebot von Kinderschutzeinrichtungen die dort betreuten Fälle zwischen 1975 und 1985 nahezu verdoppelt ..., das in sozialwissenschaftlichen Studien ermittelte Gewaltpotential ging im gleichen Zeitraum jedoch um 47% zurück ..." (Engfer 1992, p. 167).

ad 2) Vernachlässigung. Kinder werden vernachlässigt, wenn sie von Eltern oder Betreuungspersonen unzureichend ernährt, gepflegt, gefördert,

gesundheitlich betreut, beaufsichtigt und/oder vor Gefahren geschützt werden. Bei der Vernachlässigung vermischen sich physische und psychische Aspekte. Der bereits erwähnte juristische Kommentar versteht unter Vernachlässigung die Nichterfüllung der Fürsorge- und Obhutspflichten von Eltern. Vernachlässigung zeige sich vor allem in ungenügender körperlicher Pflege, Ernährung, Kleidung und Unterkunft sowie in der Unterlassung der zur äusseren Sicherheit des Kindes notwendigen Aufsicht. Auch mangelnde Sorge für die psychische Entwicklung gilt als Vernachlässigung. Nach schweizerischem Recht kann wegen dieses Delikts auch verurteilt werden, wer die Misshandlung eines Kindes, zu dem er in einem Pflege- oder Obhutsverhältnis steht, duldet (vgl. Kranz 1979, p. 367).

Aussagen über das Ausmass von Vernachlässigung sind noch schwieriger zu machen als in anderen Bereichen der Misshandlung von Kindern. Es scheint jedoch, dass Vernachlässigung vor allem im Kontext extremer Armut und sozialer Marginalität auftritt, aber auch bei psychischer Erkrankung (Depression), geistiger Behinderung oder Alkohol- und Drogensucht der Eltern.

Beunruhigen muss unter dieser Perspektive die Tatsache, dass immer mehr Kinder in Armut aufwachsen. Für die USA gilt, dass die Wahrscheinlichkeit für ein Stadtkind, in Armut aufzuwachsen, von 25% 1979 auf 28% 1989 gestiegen ist ("Tages Anzeiger" 12.8.1992, S. 5). Die Situation ist für Minderheiten besonders gravierend. In den grösseren Städten der USA wächst fast die Hälfte der schwarzen Kinder in Armut auf. In Detroit waren es für 1989 47% *aller* Kinder unter 18 Jahren, die in Armut aufwuchsen (ebd.).

ad 3) Psychische Misshandlung oder Vernachlässigung. Unter psychische Misshandlungen subsumiert man alle Handlungen oder Unterlassungen von Eltern oder Betreuungspersonen, die Kinder ängstigen, überfordern, ihnen das Gefühl der Wertlosigkeit vermitteln und sie in ihrer psychischen und/oder körperlichen Entwicklung beeinträchtigen. Dazu zählen nicht nur extreme Formen "seelischer Grausamkeit" mit besonders sadistischen Praktiken, sondern auch scheinbar harmlose Varianten elterlichen Verhaltens wie zum Beispiel die demonstrative Bevorzugung eines Geschwisterkindes, Kinder mit Drohungen einzuschüchtern, sie häufig zu beschimpfen, sie zu isolieren oder mit lang dauerndem Liebesentzug zu bestrafen.

Auch im Falle der psychischen Misshandlung gibt es ähnliche Abgrenzungsprobleme gegenüber legitimen Erziehungspraktiken wie im Falle der körperlichen Misshandlung. Ist das Strafen mit Hausarrest psychische Misshandlung oder nicht? Ist Liebesentzug psychische Misshandlung?

Kommen wir auch hier nochmals auf den juristischen Kommentar zur schweizerischen Gesetzgebung zu sprechen. Gemäss Gesetzeskommentar

besteht die psychische Misshandlung vor allem in der Bezeugung von Verachtung und Missachtung. "Das Kind wird beispielsweise mit Schimpfworten, Flüchen, Verwünschungen und Drohungen überschüttet, es wird seinen Geschwistern in kränkendster Weise nachgesetzt, es wird zu demütigender oder ekelerregender Tätigkeit gezwungen, es wird vom Familienkreis schmählich ausgeschlossen, es werden ihm grundlos Entbehrungen aller Art auferlegt, ihm Freiheit (zum Beispiel durch Einsperren) und Nahrung entzogen usw." (Fehr, zit. nach Kranz 1979, p. 367). Der Kommentar gibt weiter an, psychische Misshandlung scheine eher eine seltene Erscheinung zu sein; jedenfalls sei die Zahl der den Behörden zur Kenntnis gelangten Fälle klein. Im Gegensatz hierzu sind die Mehrzahl der Autoren jedoch der Meinung, das Schwergewicht des Problems liege gerade bei der psychischen Misshandlung. Tatsache ist allerdings, dass man auch hier kaum verlässliche Zahlen über das Ausmass psychischer bzw. seelischer Misshandlung besitzt.

ad 4) Sexueller Missbrauch. Hier bestehen zur Zeit wohl die grössten Phantasien über das Ausmass von Kindesmisshandlung. Für die BRD werden Zahlen von 300'000 oder gar 400'000 sexuell missbrauchten Kindern pro Jahr genannt. Bei knapp einer Million Kindern pro Jahrgang wären dies rund ein Drittel aller Kinder, die sexuell missbraucht werden. Das ist eine unwahrscheinlich hohe Zahl. Sie steht im Gegensatz zu amtlichen Statistiken. Denn die amtliche Statistik zeigt eine Abnahme der Verurteilungen wegen Unzucht mit Kindern, und zwar in der Schweiz von 642 Fällen im Jahre 1980 auf 320 Fälle im Jahre 1988. Ähnliches gilt für die BRD. Von ca. 16'500 erfassten Fällen von Unzucht mit Kindern im Jahre 1955 gehen die Zahlen - mit leichten Schwankungen - zurück auf ca. 11'800 im Jahre 1989. Im Falle der Misshandlung von Kindern ist der Zeitraum enger. Trotzdem ist auch hier ein Rückgang von 1'450 erfassten Fällen im Jahre 1979 auf 1'145 Fälle im Jahre 1988 festzustellen. Ähnliche rückläufige Zahlen auf der Basis von repräsentativen Erhebungen gibt es in den USA. Es scheint, dass die Bereitschaft, Gewalt als Erziehungsmittel anzuwenden, eher geschwunden ist, obwohl die Interpretation der Daten nicht eindeutig ist.

Bei den sinkenden Zahlen in der Schweiz und in der BRD ist ganz wesentlich in Rechnung zu stellen, dass über den besagten Zeitraum (1955 - 1990) hinweg die Geburtenzahlen zurückgingen. Man kann daher aufgrund der absoluten Zahlen nicht zwingend auf einen prozentualen Rückgang von Kindesmisshandlungen schliessen. Es besteht auch die Möglichkeit, dass in Fällen von Kindesmisshandlungen vermehrt die Dienste von Frauenhäusern und Kinderschutzzentren beansprucht werden, und nicht mehr so sehr die Polizei. Solche Dienste sind ebenfalls erst in jüngerer Zeit eingerichtet worden.

Doch übergehen wir nicht die Frage nach der Definition von sexuellem Missbrauch. Unter sexuellem Missbrauch versteht man die Beteiligung noch nicht ausgereifter Kinder und Jugendlicher an sexuellen Aktivitäten, denen sie nicht verantwortlich zustimmen können, weil sie deren Tragweite noch nicht erfassen. Dabei benutzen bekannte und verwandte (zumeist männliche) Erwachsene Kinder zur eigenen sexuellen Stimulation und missbrauchen das vorhandene Macht- und Kompetenzgefälle zum Schaden des Kindes. Sexueller Missbrauch ist nicht gleichbedeutend mit versuchtem oder vollzogenem Geschlechtsverkehr, sondern umfasst alle möglichen vaginalen, oralen und analen Praktiken, anzügliche Bemerkungen, Berührungen, Exhibitionismus, Missbrauch von Kindern zur Herstellung pornographischen Materials, auch die Anleitung zur Prostitution. Es gibt also ein breites Feld von Verhaltensweisen, die unter sexuelle Kindesmisshandlung fallen. Je nachdem, welche dieser Verhaltensweisen in eine Untersuchung einbezogen werden, wird man andere Prävalenzen für sexuelle Misshandlung finden. Dazu kommt ein weiteres Problem: der Altersunterschied von Täter und Opfer. Im allgemeinen wird eine Altersdifferenz von mindestens fünf Jahren angesetzt. Was aber, wenn ein 21jähriger eine sexuelle Beziehung zu einer 16jährigen hat? Ist dies noch sexuelle Kindesmisshandlung? Auch hier sind verschiedene Antworten möglich, die Auswirkungen auf Definition und Ausmass von sexueller Misshandlung haben. Schliesslich ist die Altersspanne von Bedeutung, die man für die Kindheit ansetzt. Dauert Kindheit bis 12, 14 oder 18 Jahren? Auch hier gibt es Unterschiede zwischen verschiedenen Untersuchungen. Es ist auch klar zu sehen, dass retrospektive Studien - und andere scheint es bisher nicht zu geben - verzerrende Effekte aufweisen, denn unter Umständen liegen die Ereignisse bei der Datenerhebung bereits Jahrzehnte zurück. Schliesslich ist zu beachten, dass nicht alle Formen sexuellen Missbrauchs gleichermassen negative Auswirkungen haben. Anette Engfer nennt hinsichtlich kriminologisch dokumentierter Fälle eine Zahl von 60 bis 80% eher harmloser und wenig schädigender Art (wie z.B. Exhibitionismus).

Trotz dieser Relativierungen, die eindeutige Aussagen über das Ausmass an sexueller Misshandlung erschweren, ist mit einer eher grossen Zahl von Fällen zu rechnen. Dabei ist der zweite Faktor, der die Zahl von Misshandlungsfällen bestimmt, in Rechnung zu stellen, nämlich die Frage der Dunkelziffer. In allen Fällen von Kindesmisshandlung besteht eine eher grosse Dunkelziffer - aus den bereits erwähnten Gründen: Privatheit der Familie, verwandtschaftliche Beziehung und Machtverhältnis zwischen Täter und Opfer. Man geht davon aus, dass bei sexueller Misshandlung 90% der Opfer den Täter kennen, da er fast immer aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis stammt. Allerdings muss man auch hier sagen, dass die Polizeistatistik andere Zahlen nennt. Für die BRD werden im Jahresbericht

1988 der polizeilichen Kriminalstatistik im Falle von sexuellem Missbrauch lediglich rund 20% der Täter dem sozialen Nahbereich des Opfers zugerechnet, während im Falle von körperlicher Misshandlung von Kindern 95% der Tatverdächtigen entweder Verwandte oder Bekannte des Opfers sind. Die eher hohen Zahlen von Angehörigen im Falle von sexuellem Missbrauch stammen aus Repräsentativstudien.

Ich möchte auf diesen Punkt noch etwas vertiefter eingehen, weil er in der Öffentlichkeit eine etwas problematische Bedeutung erlangt hat. So wird behauptet, "Sittlichkeitsdelikte" an Kindern würden nicht vom ominösen "Mann mit dem Zeltli" begangen, sondern in den weitaus meisten Fällen innerhalb der Familie oder im nahen sozialen Umfeld. Dementsprechend wird zum Beispiel von der Polizei gefordert, sie hätte ihre Merkblätter zur Prävention von sexuellem Missbrauch abzuändern. Es mag durchaus sein, dass diese Merkblätter zum grossen Teil veraltet sind. Jedoch besteht die Gefahr, dass nun ein "Feindbild" mit umgekehrtem Vorzeichen aufgebaut wird. Krass zum Ausdruck bringt diese Tendenz ein Graffito an einer Hauswand in einer deutschen Stadt: "Jeder dritte Daddy vergewaltigt seine Tochter" (zit. nach Honig 1992, p. 385).[3] Das ist Unsinn und schadet der Prävention von sexuellem Missbrauch weit mehr als dass es ihr nützt. Tatsache ist, dass man ganz einfach zu wenig weiss über die Verbreitung und die Täterschaft bei sexuellem Missbrauch. Und was die *angezeigten* Sexualdelikte anbelangt, bilden - wie bereits gesagt - nicht die Väter und Onkel die Hauptgruppe der Tatverdächtigen, sondern Jugendliche und junge Männer, das heisst Vierzehn- bis Siebzehnjährige. Jugendliche und junge Männer im Alter zwischen 14 und 20 Jahren sind ganz allgemein unter den Sexualtätern überrepräsentiert.

Das heisst natürlich nicht, dass es den Täter aus der Familie nicht gibt. Tatsächlich ist das Dunkelfeld nicht-angezeigter Straftaten vor allem im Falle von Tätern aus dem Familien- und Bekanntenkreis besonders gross. Das Dunkelfeld ist aber auch je nach Art des Sexualdelikts verschieden gross. Dazu kommt etwas anderes. Es muss davon ausgegangen werden, dass die Struktur der angezeigten und der nicht-angezeigten Straftaten unterschiedlich ist. Und zwar nicht zuletzt hinsichtlich der Bekanntheit des Täters mit dem Opfer. Verurteilt werden kann ein Täter nur, wenn er bekannt ist und vom Opfer namentlich angezeigt wurde oder von der Polizei verhaftet werden konnte. Das ist aber gerade bei Tätern ausserhalb des Familien- und Bekanntenkreises oft ausgeschlossen. Der Täter ist eben ein Fremder und kann nach der Tat nicht mehr identifiziert werden. Das aber bedeutet, dass im Dunkelfeld der sexuellen Kindesmisshandlung - übrigens auch im Dun-

---

[3] Ähnliche Behauptungen finden sich in der Schweizer Presse, so z.B. in der "Sonntags Zeitung" vom 7.2.1992, wo zu lesen war: "Jedes dritte oder vierte Mädchen, jeder siebte bis achte Knabe wird vor dem 16. Altersjahr sexuell ausgebeutet ..." (S. 9).

kelfeld der Vergewaltigungen - die Zahl der dem Opfer nicht-bekannten Täter eher grösser sein dürfte als im Hellfeld der Sexualdelikte. Auch wenn sexueller Missbrauch innerhalb von Familien eher selten angezeigt wird, heisst dies daher nicht, dass der grössere Bereich des Dunkelfeldes im Falle von sexueller Kindesmisshandlung in der Familie liegt. Es ist davon auszugehen, dass im Dunkelfeld der nicht-angezeigten Delikte die Zahl der unbekannten Täter mindestens so gross ist wie die Zahl der bekannten. Deshalb wäre es falsch, man würde die Merkblätter zur Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch dahingehend abändern, dass die Täterschaft in erster Linie aus Vätern, Brüdern und Onkeln besteht.

Gehen wir einen Schritt weiter und fragen wir nach dem Geschlecht der Täter. Es sind in 90% der Fälle Männer, die als Täter in Erscheinung treten. Auch diese Zahl lässt sich aufgrund von Opferbefragungen gewinnen. In einer neueren repräsentativen sozialwissenschaftlichen Studie aus der BRD, bei der junge Erwachsene über ihre sexuellen Erfahrungen vor dem 15. Lebensjahr befragt wurden, ergaben sich bei 16,1% der befragten Frauen und bei 5,8% der befragten Männer Vorerfahrungen mit sexuellem Missbrauch. Bei den weiblichen Befragten handelte es sich in der Hälfte der Fälle um schwerwiegende und sehr negativ erlebte Formen des innerfamiliären Missbrauchs. Interessanterweise zeigt sich bei dieser Studie, dass auch der Anteil von Knaben, die sexuell missbraucht wurden, bedeutend höher ist als man bisher angenommen hatte. Während man früher ein Verhältnis 9 : 1 angenommen hatte, wird heute von einem Verhältnis 4 : 1 oder gar 2 : 1 ausgegangen. Die Tatsache, dass Jungen als Opfer des sexuellen Missbrauchs relativ spät entdeckt wurden, wird damit erklärt, dass Männer zögern, sich in der Rolle des Opfers zu sehen und besondere Hemmungen haben, sich zu dem homosexuellen Charakter des sexuellen Missbrauchs zu bekennen.

In einer repräsentativen holländischen Studie an 1'054 Frauen im Alter von 20 bis 40 Jahren gaben 1,9% der Befragten leichten sexuellen Missbrauch an, 6,7% ein- oder mehrmaliges Betasten der Genitalien und 6,9% schweren und mehrmaligen sexuellen Missbrauch mit vollzogenem Geschlechtsverkehr, was zusammengenommen rund 15% von sexuellem Missbrauch der betroffenen Frauen ergibt. Diese 15% entsprechen weitgehend den 16% der vorhin erwähnten deutschen Studie.

Setzt man die Altersgrenze höher an, nämlich bei 18 Jahren, wie in einer neueren repräsentativen Studie aus den USA, und bezieht man sexuelle Handlungen ohne direkten körperlichen Kontakt mit in die Untersuchung ein, ergeben sich höhere Prävalenzwerte. So berichteten 27% der befragten Frauen und 16% der Männer von sexueller Ausbeutung in ihrer Kindheit oder Jugend. Auch hier waren die meisten Täter Männer. Ein knappes Fünftel aller Übergriffe wurde mit körperlicher Gewalt erzwungen. In der

Mehrheit handelte es sich um einmalige Handlungen. Rund ein Zehntel aller berichteten Erfahrungen erstreckte sich über länger als ein Jahr, wobei sich kein signifikanter Unterschied zwischen den Geschlechtern ergab.

Was die Frage des Inzests anbelangt, so zeigt eine andere amerikanische Studie, dass dieser eher selten ist. Sexueller Missbrauch von Kindern darf auf keinen Fall mit Inzest gleichgesetzt werden. Die Studie zeigte eine Prävalenz von 4,5%, das heisst 4,5% dieser Stichprobe aus der Stadt San Francisco berichteten von Vater-Tochter-Inzest. Inzest ist dasjenige Sexualdelikt, das in der Öffentlichkeit zu Recht am meisten Empörung auslöst. Es verursacht auch am meisten Leiden unter den Opfern. Gerade das Beispiel Inzest macht aber deutlich, dass das Spektrum sexueller Ausbeutung breit ist und es falsch wäre, Inzest in denselben Topf zu werfen mit einem ungewollten und erzwungenen Kuss oder gar mit "Doktorspielen" zwischen Geschwistern.

Was nun die Dunkelziffer der Kindesmisshandlung insgesamt anbelangt, so lässt sie sich aufgrund repräsentativer Studien schätzen. Die polizeilich registrierten Fälle von Misshandlung werden mit Hilfe des Prävalenzwertes, der in repräsentativen Studien gefunden wird, hochgerechnet auf den vermuteten wahren Wert. Auch dabei kommt man je nach Studie zu unterschiedlichen Ergebnissen. So werden Dunkelziffern von bis zu 1 : 20 genannt. Wenn man also die amtliche, kriminalpolizeiliche Statistik nimmt, das heisst die offizielle Zahl der zum Beispiel 1980 angezeigten Fälle von Kindesmissbrauch, Vergewaltigung und sexueller Nötigung von Mädchen unter 18 Jahren und diese mit der postulierten Dunkelziffer multipliziert, dann ergibt sich, dass (in der BRD) jährlich schätzungsweise 300'000 Kinder sexuell missbraucht werden. Auf diese Weise sind Kavemann und Lohstöter zu ihrer astronomischen Zahl gelangt. Zum Vergleich: Jüngere Zahlen stammen vom deutschen Kinderschutzbund, der für 1991 die Zahl von Kindern, die in der BRD sexuell bedrängt oder genötigt werden, mit 80'000 angibt - eine wesentlich niedrigere Zahl, die bedeutet, dass nicht jedes dritte, sondern 'lediglich' jedes elfte Kind sexuell missbraucht wird.

In der Schweiz hat die "Kinag" (Kindernachrichtenagentur) eine ähnliche Hochrechnung vorgelegt. Wenn man von rund 2'250 aktenkundigen Fällen wegen sexuellem Missbrauch ausgeht und eine Dunkelziffer nicht-angezeigter Fälle von 1 : 18 bzw. 1 : 20 annimmt, dann kommt man auf 40'000 bis 45'000 Fälle sexuellen Missbrauchs von Kindern pro Jahr (Kinag 1987, p. 5). Wenn man davon ausgeht, dass in der Schweiz pro Jahr ca. 80'000 Kinder geboren werden, dann ist das eine enorm hohe Zahl, die bedeuten würde, dass praktisch jedes zweite Kind (bis 16 Jahre) sexuell missbraucht

wird. Aufgrund der vorhin geführten Diskussion halte ich die Zahl für unglaubwürdig.[4]

Zusammenfassend können wir festhalten: Auch wenn man sich offensichtlich über Zahlen streiten kann, bleibt die Tatsache, dass Kindesmiss-handlung ein recht verbreitetes Phänomen ist.

Gewalt in der Gesellschaft

Ich komme damit zum dritten Bereich, den ich diskutieren möchte: der Gewalt, wie sie sich in der Form von Kriminalität äussert. Das Ausmass an Gewalt an Schulen und in der Familie ist offensichtlich nicht leicht feststellbar. Dem steht gegenüber, dass die Polizeistatistik sehr genaue Angaben über die polizeilich ermittelte Kriminalität zulässt. Darauf möchte ich also im folgenden eingehen.

Offensichtlich nehmen die polizeistatistisch erfassten kriminellen Handlungen in den letzten Jahren zu. Inwiefern die zunehmende Aggressionsbereitschaft und Gewalttätigkeit von Kindern und Jugendlichen etwas mit der steigenden Kriminalitätsrate in der Schweiz zu tun hat, lässt sich jedoch schwer verbindlich sagen. 1990 stieg die Zahl der Delikte gesamtschweizerisch und gesamthaft um 7,1% ("Tages Anzeiger" 30.4.1991, S. 1). Markant nahmen die Vergehen gegen Leib und Leben zu. "Sicherheit, Ruhe und Ordnung werden immer brüchiger", sagte Bundesanwalt Padrutt anlässlich der Präsentation der polizeilichen Kriminalstatistik (ebd.). Der Prozentanteil der Frauen unter den Delinquenten war nach wie vor relativ gering und machte 1990 17% aus.

1991 verweisen die Zahlen auf einen neuen Höchststand der Kriminalität in der Schweiz. Erneut stieg die Zahl der Straftaten um 7,1% ("Neue Zürcher Zeitung" 15.4.1992, S. 21). Bundesanwalt Padrutt stellte überdies "ein gewalttätigeres Klima in unserem Land" fest. "In der Schweiz wird alle fünf Minuten ein Fahrzeug entwendet, alle sieben Minuten eingebrochen, alle 50 Minuten betrogen. Alle zweieinhalb Stunden wird eine Körperverletzung begangen, alle drei Stunden ein Sittlichkeitsdelikt, alle vier Stunden ein Raub oder ein Entreissdiebstahl und alle zwei Tage ein Mensch getötet" (ebd.). Der Prozentanteil der von Frauen begangenen kriminellen Handlungen liegt auch für 1991 bei 17%. Bei den Drogentoten (insgesamt 405, 125 mehr als 1990, vgl. "Tages Anzeiger" 15.4.1992, S. 1) liegt der Frauenanteil ebenfalls bei 17%.

---

[4] Es sei nochmals daran erinnert, dass die amtliche Statistik für 1988 320 Fälle von Unzucht mit Kindern ausweist (vgl. S. 19). Selbst wenn man ein Verhältnis von 1 : 20 annimmt, das heisst zwanzigmal mehr Fälle von sexueller Ausbeutung als nach der Urteilsstatistik bekannt sind, käme man für die Schweiz 'lediglich' auf rd. 6 500 Opfer jährlich und nicht auf 45 000.

Im Kanton Zürich stieg die Kriminalität 1991 um rund einen Achtel. Die polizeilich erfassten Straftaten nahmen im Vergleich zu 1990 um 12,7% zu. Bei den schweren Delikten gegen Leib und Leben ist eine Zunahme von 11,1% zu verzeichnen. Interessanterweise beläuft sich auch im Kanton Zürich und für das Jahr 1991 der Prozentanteil der weiblichen Delinquenten auf 17,1% ("Neue Zürcher Zeitung" 30./31.4.1992, S. 54).

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Neueste Zahlen für die Stadt Zürich und das Jahr 1992 verweisen auf einen Rückgang der von der Polizei erfassten Straftaten um 11,5% gegenüber dem Vorjahr ("Tages Anzeiger" 17.2.1993, S. 17). Auch ausserhalb der Stadt Zürich scheint im Kanton Zürich für 1992 die registrierte Kriminalität zurückgegangen zu sein. Die Deutung auch dieser Zahlen ist schwierig. Da die Zahl der erfassten Straftaten immer auch abhängig ist von den Aktivitäten der Polizei, könnte es durchaus sein, dass der vermehrte Einsatz der Polizeikräfte im Kampf gegen die offene Drogenszene nach der Schliessung des Platzspitz zu einer reduzierten Registrierung von Verbrechen geführt hat. Andererseits kann eine restriktive Drogenpolitik auch direkte Auswirkungen auf die Verbrechensrate haben, insofern die Beschaffungskriminalität eingedämmt wird. Was allerdings die Gewaltkriminalität anbelangt, so ist auch 1992 die Zahl der Delikte gegen Leib und Leben erneut um rd. 10% gestiegen (ebd.). Ähnliches gilt für Veruntreuung, Hehlerei, Betrug und Raub.

Öffnen wir die Perspektive über die Schweiz hinaus, steigt die Kriminalität weltweit, insbesondere in den Städten. Dramatisch ist die Situation in den USA. Zwischen 1970 und 1990 hat sich die Anzahl der Gefangenen von 400'000 auf über eine Million erhöht, das sind 426 Gefangene pro 100'000 Einwohner (vgl. "Neue Zürcher Zeitung" 16./17.11.1991, S. 5; "Tages Anzeiger" 25.11.1991, S. 2). Das Erschreckende dieser Zahlen wird deutlich, wenn man in Rechnung stellt, dass der Strafvollzug in den USA Bund, Staaten und Gemeinden jährlich 20 Milliarden Dollar kostet, gleich viel wie die Fürsorgeaufwendungen, die allerdings einer viel grösseren Zahl von Menschen zugute kommen (nämlich 13,5 Millionen statt nur 1,2 Millionen) ("Tages Anzeiger", 8.9.1992, S. 7). Im übrigen ist die Zahl der Menschen, die in den USA durch Mord aus dem Leben scheiden, bereits grösser als diejenige, die durch Verkehrsunfälle sterben.

Von zunehmender Aggressivität ist auch auf der Strasse die Rede. So schreibt die "Neue Zürcher Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 22./23.2.1992 mit Bezug auf die Schweiz: "In der Fahrausbildung sind die jungen Leute nicht mehr so belastbar, und Konzentrationsschwierigkeiten sind fast Allgemeingut. Auf der Strasse nehmen die Aggressionen zu, die Akzeptanz der Regeln hat abgenommen, das partnerschaftliche Verhalten ist eine Ausnahme" (S. 23).

Auch wenn Kriminalfachleute vor einer Überinterpretation der Zahlen über die polizeilich erfassten Delikte warnen, kann die zunehmende Gewaltbereitschaft der Täter und die steigende Zahl von Diebstählen kaum übersehen werden. "Immer häufiger kommen Schusswaffen und Messer zum Einsatz", heisst es in einem Interview mit dem Chef der Kriminalpolizei der Stadt Zürich ("Neue Zürcher Zeitung" 3./4.8.1991, S. 37). Das bestätigt auch der Bundesanwalt: "Ein Trend zur Brutalisierung im Täterverhalten ist nicht zu übersehen" ("Neue Zürcher Zeitung" 15.4.1992, S. 21). Die Schwelle zur Gewaltanwendung sinkt.

Hier haben wir eine klare Analogie zur berichteten Gewalt an den Schulen. Auch dort war die Rede von einer zunehmenden Brutalisierung, von der Bereitschaft, härter vorzugehen und rascher mit Gewalt zu reagieren.

Versuchen wir, noch etwas differenzierter auf diese Zahlen einzugehen. Im Juli 1992 hat das Bundesamt für Statistik eine Studie zur Kriminalität in der Schweiz und zur gesellschaftlichen Reaktion auf Gewalt veröffentlicht. Zunächst wird darauf hingewiesen, dass die Kriminalstatistik nicht alle Formen von Gewalt erfasst. Und zwar erstens deshalb nicht, weil das Strafgesetzbuch bestimmte Formen von Gewalt nicht verurteilt, nämlich Vergewaltigung in der Ehe oder Gewaltanwendung im Rahmen des elterlichen Züchtigungsrechts (jedenfalls bis zu einem gewissen Grad). Zweitens aber auch, weil Gewaltopfer weniger häufig Strafanzeige erheben als beispielsweise Opfer von Vermögensdelikten. Drittens besteht offensichtlich auch eine unterschiedliche Bereitschaft der Polizei, Anzeigen aufzunehmen. Diese Bereitschaft ist bei Eigentums- und Vermögensdelikten grösser als bei Straftaten gegen die Person. Bei letzteren kommt es häufig darauf an, ob sich Täter und Opfer fremd sind oder nicht und die Verletzungen leicht oder schwer waren. Diese Selektionsmechanismen bei den Opfern und bei der Polizei zu beachten, ist ganz wesentlich, um das wahre Ausmass von Gewalt erfassen zu können. Offensichtlich wird Gewalt gegen Personen weniger leicht registriert und damit öffentlich weniger leicht bekannt als Eigentums- oder Vermögensdelikte. In einer Zürcher Untersuchung ergab sich zwischen polizeilich erfasster Gewaltdelinquenz und berichteter Gewalterfahrung von Opfern ein Verhältnis von 1 : 12, während die Relation bei Eigentumsdelikten nur 1 : 2 ist. Solche Opferbefragungen können dazu verwendet werden, um die polizeilich erfassten Fälle auf die wahren Fälle hochzurechnen, wie wir dies im Falle der Kindesmisshandlng bereits gesehen haben. Wobei man im Falle von Gewalt mit dem Faktor 12 zu multiplizieren hätte, bei Eigentumsdelikten 'lediglich' mit dem Faktor 2.

Wenn man sich auf die Gewaltdelinquenz beschränkt, dann macht diese 1990 in der Schweiz 2,6% aller polizeilich registrierten kriminellen Handlungen aus. Zur Gewaltdelinquenz gehören die folgenden Straftatbestände: vorsätzliche Tötung, Notzucht und Nötigung zu anderen sexuellen Hand-

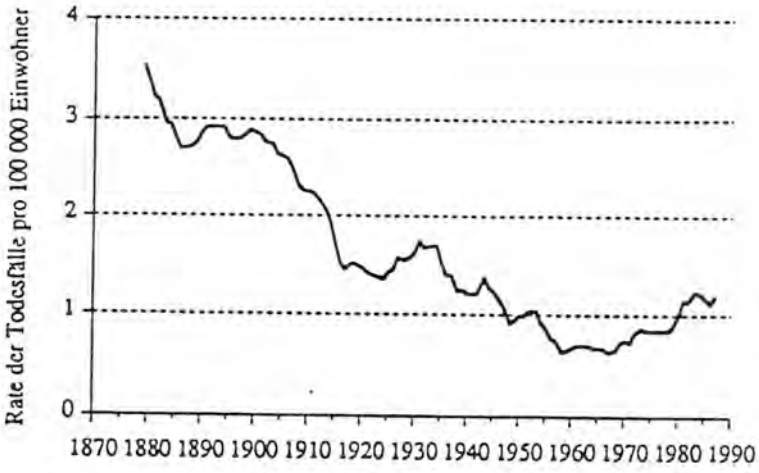
lungen, Erpressung, vorsätzliche Körperverletzung, Freiheitsberaubung, Raub, Nötigung und Bedrohung. Bezogen auf das Jahr 1990 liegt das Schwergewicht der Verurteilungen wegen Gewaltstraftaten im Bereich der vorsätzlichen Körperverletzung (58,3%), gefolgt von Nötigung und Bedrohung (16,1%), Raub (13,7%) und Notzucht und Nötigung zu anderen sexuellen Handlungen (5,9%). Die restlichen Fälle von Gewaltdelinquenz liegen bei je ca. 2%.

Wie sieht es nun im zeitlichen Trend aus? Wenn wir zurückgehen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, dann kann man von einem säkularen Rückgang der allgemeinen Kriminalität sprechen. Besonders ausgeprägt ist der Rückgang im Falle der Gewaltdelinquenz. Übereinstimmend kommen verschiedene Studien zum Schluss, dass die in verschiedenen Ländern und Städten Europas verfügbaren Daten einen teilweise massiven Rückgang der individuellen Gewaltsamkeit seit dem frühen 19. Jahrhundert nahelegen. Dies betrifft insbesondere die registrierten Tötungsdelikte, bei denen davon ausgegangen werden kann, dass Dunkelzifferprobleme eine relativ geringe Rolle spielen.

Neuere Arbeiten legen zudem die Annahme nahe, dass der Rückgang der Gewalt als Bestandteil der alltäglichen Interaktion weit über den Beginn der Industrialisierung zurückreicht. Aufgrund von Daten, welche teilweise bis ins 13. Jahrhundert verfolgt werden können, insbesondere für England, zum Teil für Schweden und für einige italienische Städte, lässt sich von einer über 700 Jahre andauernden, in ihrem Ausmass drastischen Verdrängung der physischen Gewalt aus der Alltagswelt ausgehen.

Beachtet man die Entwicklung der Tötungsraten in der Schweiz, kommt man zu einem klar rückläufigen Trend seit 1877 bis in die Mitte der 60er Jahre dieses Jahrhunderts:

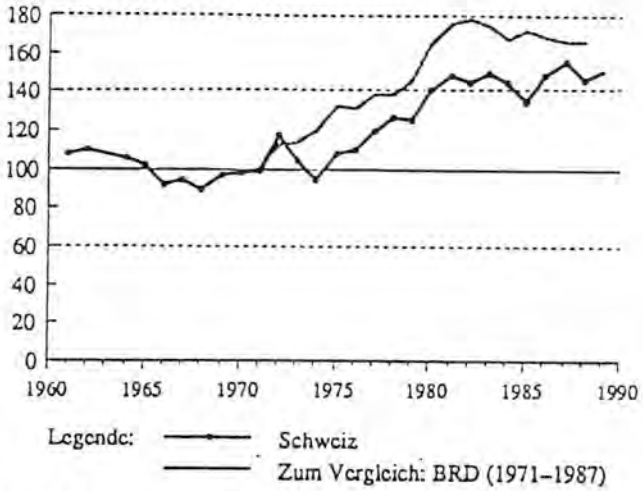
Abbildung 1 *Entwicklung der Tötungsraten (pro 100 000) in der Schweiz seit 1877, gleitende 5-jährige Mittelwerte*



Quelle: Schweiz: Statistik der Todesursachen 1980-1989: Opfer von vorsätzlichen Tötungsdelikten.

Auch wenn man die Verurteilungen wegen Gewaltdelikten zum Indikator nimmt, dann ist von den 50er Jahren bis 1968 ein leichter Rückgang der Gewaltkriminalität zu beobachten. Von 1968 bis 1980 steigt die Tendenz relativ deutlich an, das heisst es ist eine Verdoppelung der Gewalttaten zu verzeichnen:

Abbildung 2 *Index der Entwicklung der Gewaltkriminalität in der Schweiz und in der BRD; 1971 = 100*



Quellen: Schweiz: Verurteilungsraten, basierend auf der Summe der Verurteilungen aufgrund der Straftatbestände nach Artikel 111–113, 122, 126, 133, 139, 180, 181, 187, 188 und 285 des StGB, berechnet nach unpublizierten Daten des Bundesamtes für Statistik, Sektion Rechtspflege.

BRD: Index der Gewaltkriminalität gemäss der Definition der Polizeilichen Kriminalstatistik, basierend auf »der Polizei bekannten Delikten«, aus: (Schwind, et al. 1990: Bd 2, S. 14 und 457)

Seit Beginn der 80er Jahre aber ist der Status weitgehend unverändert. Das heisst, die Gewaltkriminalität in der Schweiz ist seit etwa 1980 in ihrem Ausmass gleich geblieben; sie hat sich - gemäss Polizeistatistik - nicht wirklich ausgeweitet. Verantwortlich für den Anstieg der Gewaltdelikte in den 70er Jahren ist im wesentlichen die Kategorie Raub. Bei den Verurteilungen wegen Raub hat sich die Quote seit 1949 praktisch versechsfacht. Dahinter verbirgt sich das Drogenproblem und die Beschaffungskriminalität Drogensüchtiger.

Interessant ist der Verlauf bei der Deliktsgruppe Notzucht und Nötigung zu anderen sexuellen Handlungen. Die Verurteilungen gehen seit Mitte der 60er Jahre leicht zurück. In dem Bericht des Bundesamtes für Statistik ist dazu zu lesen: "Die durch die Frauenbewegung in Gang gebrachte öffentliche Thematisierung und Enttabuisierung von 'sexueller' Gewalt gegen Frauen hat hier nicht, wie zum Beispiel in den USA, zu einem Anstieg der Verurteilungen geführt. Möglicherweise ist dies Ausdruck der immer noch mit der Offenlegung einer solchen Tat verbundenen gesellschaftlichen Stigmatisierung der Opfer. So berichten Opfer von 'sexueller' Gewalt häufig von eigenen Scham- und Schuldgefühlen ... sowie von Vorwürfen und Unverständnis seitens der sozialen Umwelt ('sekundäre Viktimisierung' ...), die sie daran hindern, die Gewalterfahrung anderen mitzuteilen." Trotzdem scheint die Frauenbewegung auch in der Schweiz ihre Wirkungen zu haben, nämlich im Ausmass der Sanktionierung von Notzucht. Der Anteil der langen, über ein Jahr dauernden Freiheitsstrafen hat sich bei Notzucht seit Ende der 60er Jahre deutlich erhöht, und zwar um das Dreifache gegenüber 1949. Es scheint daher, dass Vergewaltigungsopfer nach wie vor eher davor zurückschrecken, die Täter bei der Polizei anzuzeigen. Wenn es aber zu einer Verurteilung kommt, dann werden die Täter zunehmend härter bestraft.

Wenn wir schon beim Thema Vergewaltigung sind, dann müssen wir auch festhalten, dass Gewaltkriminalität generell eine Männersache ist. "93% der im Jahre 1990 wegen Gewaltdelikten Verurteilten sind Männer. Zwischen den einzelnen Gewaltdeliktsgruppen gibt es nur schwach ausgeprägte Unterschiede: Die Spannweite des Männeranteils reicht von 89% bei *Freiheitsberaubung*, über 90% bei *Raub*, 92% bei *Nötigung und Bedrohung*, jeweils 93% bei *Erpressung* und *vorsätzlichen Tötungsdelikten*, *Körperverletzungen* (93%) bis zu *Nötigung zu anderen sexuellen Handlungen* mit 98%. *Notzucht* allein ist gemäss der Definition des Strafgesetzbuches eine ausschliesslich von Männern begehbare Straftat und hat deshalb per se einen Männeranteil von 100%." Der geringe Anteil der Frauen an der Gesamtkriminalität - wir haben gesehen, er beträgt rund 17% - reduziert sich auf 7%, wenn man speziell die Gewaltkriminalität berücksichtigt. Das

weist deutlich darauf hin, dass Gewalt mit Männlichkeit zu tun hat. Warum dem so ist, das kann heute noch nicht unser Thema sein.

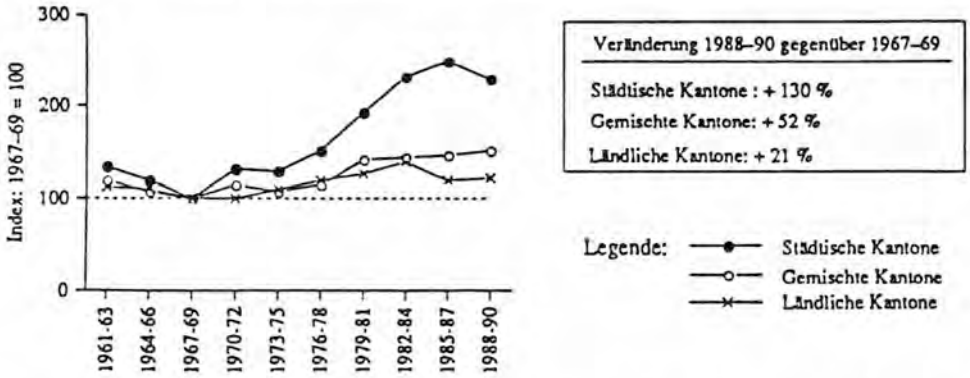
Interessant ist übrigens eine weitere Feststellung im Bericht des Bundesamtes für Statistik. Denken Sie an die Wandlungsprozesse in Familie und Gesellschaft und meine Vorlesung dazu im Sommersemester 1992. Was die Frauen anbelangt, haben insbesondere die letzten zwanzig bis dreissig Jahre einige einschneidende Veränderungen gebracht, und zwar in Richtung einer stärkeren Beteiligung der Frauen an traditionell männlichen Lebensbereichen. Man hätte nun erwarten können, dass damit auch eine Angleichung im Bereich der Gewaltkriminalität einhergeht. Dem scheint aber nicht so zu sein. "Das Geschlechterverhältnis ist bei der Gewaltkriminalität seit den 50er Jahren unverändert." Lediglich im Bereich der leichteren Eigentumsdelikte, und hier vor allem beim einfachen Diebstahl, ist bei den Frauen eine Zunahme festzustellen.

Die Zahlen zur männlich dominierten Gewaltkriminalität können etwas relativiert werden, wenn man darauf aufmerksam macht, dass im Falle der körperlichen Kindesmisshandlung die Mütter etwa 50% der Täterschaft ausmachen, die Väter stehen mit 40% erst an zweiter Stelle. Auch wenn man bei diesen Zahlen wiederum beachten muss, dass sie wohl eher Tendenzen als eine hart geschnittene Realität wiedergeben, bestätigen verschiedene Untersuchungen diese Differenz. Für das Jahr 1988 zeigt die Polizeistatistik der BRD, dass 42% der wegen Kindesmisshandlung verdächtigten Personen Frauen sind. Im selben Jahr beträgt der Anteil von Frauen an der Gesamtzahl von Straftaten (ohne Verkehrsdelikte) 24%, und ihr Anteil an der Gewaltkriminalität liegt nur gerade bei 10%. Verschiedene Untersuchungen kommen auch zum Ergebnis, dass es häufiger die Mütter sind, die Kinder schlagen. Wobei natürlich in Rechnung zu stellen ist, dass sehr oft die Mütter auch die allein Verantwortlichen für die Kindererziehung sind.

Wie auch immer, in gewisser Weise reproduzieren diese Zahlen die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern. Die Gewalttätigkeit der Frauen ist weitgehend eingegrenzt auf den häuslichen, familiären Bereich, während diejenige der Männer eher öffentlich auftritt. Im übrigen bestätigt sich dieses Muster auch im Falle anderer Formen familiärer Gewalt. Nur wenig mehr Jungen als Mädchen setzen Gewalt gegen ihre Geschwister ein, und nur wenig mehr Söhne als Töchter werden gegen ihre Eltern gewalttätig. Allerdings ist die Gewalt gegen den Vater vornehmlich eine Tat von Söhnen. Sohn-Vater-Gewalt kommt doppelt so häufig vor wie Tochter-Vater-Gewalt. Demgegenüber sollen Frauen häufiger als Männer Altenmisshandlung begehen. Auch dies mag darauf beruhen, dass die Familie traditionell der Wirkungsbereich der Frau ist, das heisst dass auch die Altenpflege in erster Linie den Frauen zufällt.

Kommen wir nochmals kurz zurück auf die Situation in der Schweiz. Interessanterweise ist die Entwicklung der Gewaltkriminalität regional verschieden. Der Zuwachs von Ende der 60er bis Anfang der 80er Jahre betrifft vor allem städtische Kantone, weniger die gemischten und kaum die ländlichen Kantone.

Abbildung 4 *Entwicklung der Gewaltkriminalität in den städtischen Kantonen und den übrigen Kantonen (Raten der zuerkannten kriminellen Handlungen aufgrund StGB), ohne Kanton Jura*



Anmerkung: Summe der geahndeten Straftaten nach StGB § 111-113, 122, 123, 126, 133, 139, 180, 181, 187, 188 bezogen auf die jeweiligen Bevölkerungen und indexiert am Wert der Jahre 1961 bis 1963

Das bedeutet eine deutliche Verschiebung der räumlichen Verteilung von Gewaltdelikten, und zwar in Richtung auf eine wachsende Konzentration in städtischen Gebieten. Im Kanton Zürich beispielsweise ereignen sich doppelt und in der Stadt Zürich fünfmal so viele Gewaltdelikte wie im gesamtschweizerischen Durchschnitt. Auch in Basel, Bern und Genf übersteigen die Gewalttaten das gesamtschweizerische Mittel um 200 bis 300% ("Tages Anzeiger" 20.11.1992, S. 2). Neueste Zahlen belegen auch, dass seit etwa 1990 eine Zunahme der Gewaltdelikte in Städten zu beobachten ist, wobei die Zunahme bei Raub und Entreissdiebstählen am deutlichsten ist. Auch hier spielt das Drogenproblem eine wesentliche Rolle. Allein in Zürich wird der tägliche Geldbedarf der Drogensüchtigen auf eine halbe Million Franken geschätzt. Es scheint sich hier eine Entsprechung zur Gewalt an Schulen abzuzeichnen. Nach allem, was wir bis jetzt wissen, ist auch die schulische Gewalt eher ein städtisches als ein ländliches Phänomen.

Werfen wir noch einen Blick auf die internationale Situation. Die Schweiz gehört zu den Ländern mit einer relativ niedrigen Quote an Gewaltkriminalität. Als Gründe werden das Fehlen von Grossstädten und Slumgebieten genannt. Dann auch der hohe Lebensstandard, die geringe Arbeitslosigkeit, auch die als gering veranschlagte Verarmung unterprivilegierter Bevölkerungsgruppen. Wesentlich soll auch das Moment der politischen Kultur

sein. Föderalismus und direkte Demokratie fördern die Verantwortung des Einzelnen für die Gemeinschaft. Als letztes wird schliesslich das Milizmilitärsystem erwähnt. Dieses hat eine integrative Funktion gerade gegenüber derjenigen Bevölkerungsgruppe, die am häufigsten strafrechtlich registriert wird: den jungen Männern.

Wenn ich ein kurzes Résumé dieser Auseinandersetzung mit der offiziellen Kriminalstatistik formulieren müsste, dann würde ich sagen, dass zwar die Kriminalität in den letzten Jahren insgesamt zugenommen hat, dass aber der besonders bedrohliche Bereich der Gewaltkriminalität eher unverändert geblieben ist. Dabei müssen wir allerdings zweierlei beachten. Erstens beziehen sich die analysierten Daten im wesentlichen auf das Jahr 1990 und die bis dahin verlaufenden Trends. Es scheint, dass in jüngster Zeit eher eine Zunahme von Gewaltkriminalität zu verzeichnen ist. Im Falle der Tötungsdelikte beispielsweise ist ein Anstieg von 2,2 auf rund 3 Fälle pro 100 000 Einwohner zu beobachten. Zweitens beleuchten die diskutierten Zahlen allein die quantitative Seite des Problems. Es kann durchaus sein, dass bei gleichbleibender Häufigkeit von Gewalttaten deren Qualität sich verändert hat. Es war schon die Rede von einer zunehmenden Brutalität der Gewalt. Es mag sein, dass die Bevölkerung *darauf* reagiert. Oder aber, dass sie fälschlicherweise die Häufigkeit von Diebstahl und Raub als *pars pro toto* nimmt und vom Anstieg in diesem Bereich auf eine generell erhöhte Gewaltkriminalität schliesst. Möglich ist auch, dass die Berichterstattung in den Zeitungen einen falschen Eindruck erweckt.

Tatsache bleibt in jedem Fall, dass die Bevölkerung mit Angst reagiert. Obwohl beispielsweise in der Stadt Bern die Zahl der angezeigten Verbrechen im Jahr 1991 nur leicht gestiegen ist, "hat die Angst vor der Kriminalität massiv zugenommen", wie der "Bund" vom 7.1.1992 schreibt (S. 15). Auch im Kanton Bern waren übrigens 1991 51% aller registrierten Straftaten Diebstähle und Einbrüche ("Bund" 1.5.92, S. 27). Eine zunehmende Bereitschaft zur Angst wird durch eine im November 1991 durchgeführte repräsentative Umfrage im "Millionen-Zürich" (Stadt Zürich plus Agglomeration) bestätigt. Eine erdrückende Mehrheit (90%) der Befragten äusserte die Ansicht, die Gewalttätigkeit habe in letzter Zeit zugenommen ("Tages Anzeiger" 5.2.92, S. 15). Für die nächste Zukunft erwarten 81% der Befragten eine weitere Zunahme der Gewaltkriminalität, 16% meinen, diese werde gleich bleiben, und nur gerade 2% rechnen mit einer Abnahme. Die Wahrnehmung der zunehmenden Gewalttätigkeit ist verbunden mit Gefühlen von Angst und Unsicherheit.

Fast noch erschreckender sind die Ergebnisse einer Untersuchung des Marktforschungsinstituts Demoscope, die Ende August 1992 veröffentlicht worden ist. Es handelt sich dabei um eine gesamtschweizerisch durchgeführte Befragung von 1000 Personen. Danach hat sich in den letzten drei

Jahren bezüglich der Kriminalität ein Stimmungsumschwung eingestellt. "Während sich zwischen 1978 und 1989 jeweils bloss rund 55 Prozent der Befragten über die Kriminalität beschwerten, waren es 1990 bereits 69%. In der neuesten Umfrage im Frühling 1992 zeigten sich nun bereits 74% über die Entwicklung besorgt und erklärten den Umfang der Kriminalität als nicht mehr tolerierbar. Ihnen stehen lediglich elf Prozent der Befragten gegenüber, die die Entwicklung nicht als bedrohlich einstufen" ("Tages Anzeiger" 22.8.92, S. 60). "Eine detaillierte Analyse nach Bevölkerungsgruppen zeigte, dass die Romands die kriminelle Bedrohung weniger dramatisch empfinden als die Deutschschweizer (58 zu 78 Prozent). In mittleren und grösseren Städten ist die Besorgnis geringer als in Kleinstädten und Dörfern (66 zu 81 Prozent). Frauen fürchten sich mehr als Männer (77 zu 69 Prozent). Auch mit dem Alter steigt die Angst vor kriminellen Übergriffen: 15 bis 24 Jahre: 61 Prozent, 25 bis 54 Jahre: 73 und über 75 Jahre: 82 Prozent" ("Berner Zeitung" 22.8.92).

Was bedeutet diese Diskrepanz zwischen Kriminalstatistik und Angst vor Kriminalität? Eine mögliche Deutung liegt darin, dass die Toleranzschwelle gegenüber Gewalt gesunken ist. Dabei könnte man - je nachdem - auch die Gewalt an den Schulen und in der Familie mit in diese Deutung einbeziehen. Angestiegen wäre danach in letzter Zeit nicht so sehr die Häufigkeit von Gewalt, sondern die Empfindlichkeit gegenüber Gewalt. Oder eben: die Toleranz gegenüber Gewalt wäre gesunken. Als Ursache dafür könnte man eine Verschiebung in den traditionellen Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern und zwischen den Generationen sehen. Wo traditionelle Ungleichheiten abgebaut werden, da verlieren Macht, Herrschaft und Gewalt ihre Legitimität und werden vermehrt als unrechtmässig wahrgenommen. Gewaltanwendung zur Durchsetzung von Interessen wird immer mehr geächtet.

Überblick über die Vorlesung

Nach dieser Einleitung in die komplexe Problematik von Aggression und Gewalt in Schule, Familie und Gesellschaft möchte ich mich der Frage nach Erklärungen und möglichen pädagogischen Massnahmen zuwenden. Ich werde dies in Form einer Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlichen und psychologischen Theorien der Aggression und Gewalt tun. Ich verzichte im Moment darauf, die Begriffe Aggression und Gewalt zu definieren. Wir werden im Verlaufe der Vorlesung Gelegenheit haben, auch begriffliche Probleme zu diskutieren. Diese sind nicht unwichtig, wie wir sehen werden. Je nach theoretischem Ansatz wird die Begrifflichkeit anders festgelegt. Damit sind nicht nur empirische Konsequenzen verbunden,

sondern auch solche des praktischen, präventiven und korrektiven Handelns. Nur etwas möchte ich jetzt schon vorwegnehmen: Aggression und Gewalt sind zu einem grossen Teil sozial tabuisierte Verhaltensweisen, die einer strikten normativen Regelung unterliegen. Folglich wird Gewalt, wie Friedhelm Neidhardt meint, leicht zu einem "Kampfbegriff". Eine Person als gewalttätig identifizieren, bedeutet zugleich, sie moralisch abzuqualifizieren. Eine Handlung als "gewalttätig" einstufen, heisst zugleich, sie als anstössig auszuweisen. Kein Wunder, dass Menschen sich dagegen wehren, als gewalttätig dargestellt zu werden. Gewalttätig oder aggressiv, das sind die Anderen. In dieser Abwehrhaltung gegenüber der eigenen Gewalt und Aggressionsbereitschaft liegt bereits eine der grossen Schwierigkeiten, gegen Gewalt etwas tun zu können. Niemand ist leicht bereit zuzugeben, dass auch er oder sie gewalttätig oder gewaltbereit ist. Es gibt daher kaum soviel Verlogenheit wie um das Thema Aggression und Gewalt herum. Und die grössten Brutalitäten auf dieser Welt werden im Namen einer pervertierten Moral vollzogen. Das Böse wird in die Hüllen des Guten gekleidet. Nur so scheint es überhaupt vollbracht werden zu können. Kriege sind immer Verteidigungskriege, getötet wird im Namen der Humanität. Auch Kinder werden im Zeichen moralischer Ansprüche geschlagen. So kaschieren die Menschen ihre Bösartigkeit, vermeiden es, mit sich selbst konfrontiert zu werden. Was man selbst an Bösem tut, lässt sich immer so darstellen, als sei es im Lichte des Guten vollbracht worden. Und damit eben ist das Böse immer anderswo: bei den Anderen, nicht bei einem selbst. Es gäbe vermutlich sehr viel weniger Aggressivität und Gewalttätigkeit unter den Menschen, wenn wir nicht so sehr darauf bedacht wären, moralisch unversehrt dazustehen und eine permanent unbefleckte, eine moralisch weisse Weste zu tragen.

Doch kommen wir nun zu einem kurzen Vorausblick auf die Theorien, die ich in dieser Vorlesung diskutieren werde. Dabei möchte ich vorausschicken, dass ich die Vorlesung auf zwei Semester angelegt habe. Die Fülle des Stoffes legt es nahe, sich mit dem Thema etwas ausführlicher zu beschäftigen. Auch muss man sehen, dass die Forschung im Bereich von Aggression und Gewalt in disparaten und kaum miteinander verknüpften Richtungen und Gebieten stattfindet. Einen Überblick über das Thema zu geben, erfordert daher etwas mehr Raum als im Falle anderer Phänomene.

Erstaunlicherweise liegt der Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Aggression nicht besonders weit zurück. Natürlich gibt es vorwissenschaftliche Bemühungen um das Thema, so etwa in der Philosophie, wo über die "Natur" des Menschen spekuliert und darüber verhandelt wurde, ob der Mensch "von Natur aus" gut oder böse sei. Solche philosophische Beschäftigung mit der Aggressivität des Menschen findet man nicht zuletzt in der Aufklärungsphilosophie, bei Thomas Hobbes, bei Jean-

Jacques Rousseau, bei Kant etc. Daneben gibt es im 19. Jahrhundert, vor allem bei Karl Marx und Charles Darwin, Auseinandersetzungen um die natürlichen Grundlagen des Bösen im Menschen, aber eine systematische, auf Aggression bezogene wissenschaftliche Forschung setzt erst zu Beginn dieses Jahrhunderts ein. Und dies erst noch in einem Kontext, dem allzu oft die Wissenschaftlichkeit abgesprochen wird, nämlich im Kontext von Psychoanalyse und Individualpsychologie. Sigmund Freud beschäftigte sich mit der Aggressivität des Menschen schon bevor er einen Aggres-sionstrieb postulierte. Und Alfred Adler war es, der 1908 - bevor sich Freud mit dieser Idee befreunden konnte - von einem "Aggressionstrieb" sprach. Erst in seiner letzten Triebtheorie, ausformuliert in den 20er Jahren, akzeptierte Freud eine triebhafte Grundlage der Aggression des Menschen als Manifestation eines tiefer liegenden Todestriebes. Wir kom-men darauf zurück.

Die akademische Psychologie hat das Thema Aggressivität relativ spät aufgegriffen. Erst 1939, mit Beginn des Zweiten Weltkrieges, erscheint eine mittlerweile als Klassiker zu bezeichnende Arbeit, das Buch "Frustration and Aggression" von John Dollard, Neal Miller, Leonard Doob, O. H. Mowrer und Robert Sears. Bezeichnenderweise knüpft es ganz wesentlich an den frühen Formulierungen Freuds zur Entstehung von Aggression an, obwohl es ansonsten im Horizont der behavioristischen Psychologie geschrieben ist. Der Zweite Weltkrieg und die Greueltaten der Nazis hatten kaum Einfluss auf die Auseinandersetzung der akademischen Psychologie mit dem Thema Aggression und Gewalt. Es waren im wesentlichen psychoanalytisch orientierte Forscher, die oft ausserhalb der Universitäten standen oder aber sich eher als Sozialwissenschaftler denn als Psychologen begriffen, die unter dem Eindruck von Nazismus und Stalinismus dem Phänomen Aggressivität nachgingen. Das gilt nicht zuletzt für die Kritische Theorie der Gesellschaft, das heisst die sogenannte Frankfurter Schule um Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, die - da ihre Mitglieder zumeist jüdischer Abstammung waren - von den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs auch persönlich betroffen waren. Zur Emigration gezwungen, arbeitete beispielsweise Adorno an einer Untersuchung zur autoritären Persönlichkeit, zusammen mit der Psychoanalytikerin Elke Frenkel-Brunswik, dem Psychologen Daniel Levinson und Robert Sanford. Die Arbeit erschien 1950 unter dem Titel "The Authoritarian Personality". Der Autoritarismus bzw. die autoritäre Persönlichkeit wurden als eine wesentliche Bedingung destruktiven Hasses und der Bereitschaft zu Sadismus und Gewalttätigkeit gesehen.

Auf ähnliche Art und Weise hat sich Erich Fromm, ursprünglich ebenfalls ein Mitglied der Frankfurter Schule, der Thematik angenommen. Auch Fromm argumentierte mit den Mitteln einer modifizierten Psychoanalyse. 1941 - unter dem Eindruck des Nazismus - erschien eines seiner wichtigs-

ten Bücher: "Escape from Freedom", wörtlich: "Die Flucht vor der Freiheit". Ins Deutsche übersetzt wurde das Buch allerdings unter dem Titel "Die Furcht vor der Freiheit". In diesem Buch diskutiert Fromm die Freiheit, die der moderne Mensch als Last empfindet, und wie der moderne Mensch dazu tendiert, vor dieser Last der Freiheit zu fliehen. Einer der Fluchtmechanismen ist die "Flucht ins Autoritäre", ein anderer die "Flucht ins Destruktive". Aggression und Gewalt werden bei Fromm reaktiv verstanden: als Fluchttendenzen im Angesicht einer Situation, vor der sich das Individuum überfordert fühlt. Dahinter steht die psychoanalytische Idee der Abwehr von Bedrohung mittels der Abwehrmechanismen des Ichs. Fromm ist dieser Grundkonzeption von Aggression letztlich treu geblieben, was sich in einem weiteren, umfassenden Werk zu diesem Thema zeigt, seinem Buch "Anatomie der menschlichen Destruktivität", 1973 im Original erschienen, 1974 in deutscher Übersetzung. Ich werde auf Fromm noch eingehender zu sprechen kommen.[5]

Wenn ich betont habe, dass es zumeist jüdische Intellektuelle waren, die das Thema Aggression in den 40er Jahren behandelt haben, dann gilt dies weitgehend auch für die Zeit davor. Denn auch Sigmund Freud war jüdischer Abstammung. Es erstaunt nicht, dass vor allem die Auseinandersetzung mit den Greueln der Nazizeit von jüdischen Autorinnen und Autoren dominiert wird, waren die Juden doch ganz wesentlich Opfer dieser Greuel. Zu erwähnen sind auch Bruno Bettelheim, der zur "Psychologie der Extremsituation" publiziert hat und dabei das Verhalten in Konzentrationslagern ins Zentrum seiner Analysen gestellt hat. Oder William G. Niederland, der Überlebende der Judenverfolgung untersucht hat und den Begriff des "Überlebenden-Syndroms" geprägt hat. Oder Hannah Arendt, die jüdische Philosophin, mit ihrem berühmten Bericht über den Eichmann-Prozess in Jerusalem, der unter dem Titel "Die Banalität des Bösen" erschienen ist. Etc.

Die meisten dieser jüdischen Autorinnen und Autoren, die sich mit dem Thema Gewalt und Aggression auseinandergesetzt haben, taten dies ganz wesentlich mit Hilfe des begrifflichen und theoretischen Instrumentariums der Psychoanalyse. Es dürfte daher angemessen sein, auch in dieser Vorlesung den psychoanalytischen Beitrag zum Verständnis von Aggression und Gewalt zu beachten und zur Diskussion zu bringen.

Wenn wir von dem bereits erwähnten Klassiker von Dollard und Mitarbeitern absehen, der wie gesagt 1939 erschienen ist, dann kann man sagen, dass die akademische Psychologie das Thema Aggression erst in den 50er Jahren auf breiterer Basis aufgegriffen hat. Wenn man die Beiträge in psychologischen Handbüchern zum Indikator der Beschäftigung mit einem

---

[5] Im zweiten Teil der Vorlesung (Sommersemester 1993).

Thema nimmt, dann ist die Zeit von Mitte der 50er Jahre bis etwa Mitte der 70er Jahre eine Zeit der intensiven Auseinandersetzung der Universitätspsychologie mit dem Thema Aggression. Im Vordergrund stand die Beschäftigung mit der Frustrations-Aggressions-Theorie und eine stärkere Orientierung an lerntheoretischen und zugleich behavioristischen Erklärungen. Wichtige Namen sind Alan Buss, Leonard Berkowitz, Seymour und Norma Feshbach, Gerald Patterson, Albert Bandura u.a. Im deutschsprachigen Raum sind zu erwähnen Herbert Selg und Hans-Joachim Kornadt.

Von grossem Einfluss in dieser Phase der Beschäftigung mit dem Thema Aggression war zweifellos Albert Bandura und seine sozial-lerntheoretische Analyse der Aggresssion. Sein Buch "Aggresssion: A Social Learning Analysis", erschienen 1973, ins Deutsche übersetzt 1979, darf zweifellos - neben " Frustration und Aggression" von Dollard et al. - ebenfalls bereits als "Klassiker" der psychologischen Aggressionsforschung bezeichnet werden. Bandura geht über die Lernkonzepte der respondenten und operanten Konditionierung hinaus, indem er eine besondere Lernform postuliert, nämlich das Lernen durch Beobachtung. Damit hat er eine Kontroverse ausgelöst, die noch heute andauert und Bezug nimmt auf die vielfältigen Formen der Darstellung von aggressiven Handlungen in Medien wie Fernsehen, Film und Video. Bandura ist ein entschiedener Verfechter der These, dass Gewaltdarstellungen im Fernsehen beim Zuschauer, vor allem bei zuschauenden Kindern, Gewaltbereitschaft aufbaut und/oder Gewalthemmungen abbaut.

Damit erweist sich Bandura als radikaler Kritiker der gegenteiligen These, nämlich der These von der kathartischen ("reinigenden") Wirkung der Beobachtung aggressiver Handlungen. Diese Katharsis-These steht in Zusammenhang mit der Triebtheorie der Aggression. Die Triebtheorie der Aggression hat in den 60er Jahren eine neue Attraktivität gewonnen, diesmal nicht von tiefenpsychologischer Seite her, sondern von Seiten der biologischen Verhaltensforschung, das heisst der Ethologie bzw. Humanethologie her. Auch hier kann man von einem "Klassiker" sprechen, nämlich einem Buch aus dem Jahre 1963: "Das sogenannte Böse - zur Naturgeschichte der Aggression" von Konrad Lorenz. Neben Lorenz haben sich auch andere Ethologen zur Aggression bei Tier und Mensch geäussert, zum Beispiel Nikolaas Tinbergen oder Irenäus Eibl-Eibesfeldt.

Es dürfte auch hier angemessen sein, die konträren Positionen von Lerntheorie und Ethologie darzustellen, das heisst sowohl die klassische Lerntheorie, wie sie im Bereich der Aggressionsforschung heute vielleicht am ehesten von Gerald Patterson vertreten wird, und die Position der sozialen

Lerntheorie von Albert Bandura als auch die ethologische und humanethologische Position von Lorenz und seinen Schülern.[6]

Die 60er und 70er Jahre waren eine Zeit der breiten Auseinandersetzung mit dem Thema Aggression und Gewalt. Dabei spielten zweifellos gesellschaftliche und politische Ereignisse eine wesentliche Rolle, so eine Reihe von Konflikten im Zusammenhang mit dem Kalten Krieg zwischen den USA und der Sowjetunion, die Studentenrevolte der 68er Zeit, die stark beeinflusst war vom Vietnamkrieg und auch Motive der Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen in den USA aufgenommen hatte, schliesslich eine Reihe von Gewalttaten, wie die Ende der 60er Jahre plötzlich und sprunghaft angewachsenen Fälle von Flugzeugentführung, Demonstrationen mit gewalttätigen Auseinandersetzungen und natürlich der Terrorismus in Deutschland, Italien und anderswo.

Auch psychoanalytisch orientierte Autorinnen und Autoren beteiligten sich erneut an der Auseinandersetzung um das Phänomen Gewalt und Aggression. So der bereits erwähnte Erich Fromm. Dann auch Alexander Mitscherlich, zum Beispiel 1969 mit dem Buch "Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität" und im selben Jahr als Herausgeber einer Sammlung von Arbeiten mit dem Titel "Aggression und Anpassung". Erwähnen könnte man auch Arno Plack und sein damals vielgelesenes Buch "Die Gesellschaft und das Böse" (1967).

Seit Ende der 70er Jahre ist ein Rückgang des Interesses am Thema Aggression festzustellen. Allerdings nicht in dem Sinne, dass das Thema aufgegeben worden wäre. Der quantitative Rückgang wird gleichsam kompensiert durch eine qualitative Vervielfältigung der Beschäftigung mit dem Thema. Im Horizont der akademischen Psychologie melden sich etwa die Sozialpsychologie und die Kognitionspsychologie zu Wort. Die Sozialpsychologie legt den Akzent auf die soziale Dynamik, aus der heraus aggressive Handlungen entstehen. Wesentliche Forschungsarbeit ist allerdings auch hier bereits in den 60er und 70er Jahren geleistet worden, so etwa von Stanley Milgram zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität. Hier wird das Thema des Autoritarismus wieder aufgegriffen. Oder von Philip Zimbardo über Prozesse der Deindividuierung als Voraussetzung für Gewaltsamkeit und Vandalismus. Oder von Leonard Berkowitz über den Einfluss situativer Variablen auf die Auslösung aggressiver Handlungen.

Von starkem Einfluss auf die Aggressionsforschung ist eine sozialpsychologische Theorie, die im Überschneidungsbereich zur kognitiven Psychologie liegt, nämlich die Attributionstheorie. Attribution bedeutet "Zuschreibung". Untersucht wird im wesentlichen, wie Menschen Ursachen eigenen

---

[6] Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Auf die ethologische bzw. humanethologische Aggressionsforschung bin ich im Wintersemester 1992/93 nicht eingegangen.

und fremden Verhaltens ausmachen. Darin liegt eine ganz wesentliche Bedingung aggressiver Reaktionen, denn je nachdem, ob wir ein verletzendes Ereignis als absichtlich oder unabsichtlich wahrnehmen, werden wir anders reagieren. Wie vor allem Kenneth Dodge gezeigt hat, neigen aggressive Personen dazu, neutrale Ereignisse eher als beabsichtigt wahrzunehmen, das heisst sie interpretieren eine zufällige Verletzung als von der anderen Person intendiert und fühlen sich daher berechtigt, aggressiv zu reagieren. Da es sich objektiv aber nicht um eine absichtliche Verletzung gehandelt hat, fühlt sich die nun angegriffene Person zu Unrecht attackiert und glaubt ihrerseits im Recht zu sein, wenn sie nun tatsächlich mit Absicht zurückschlägt. Auf diese Weise kann ein eigentlicher Teufelskreis der Gewalt zustande kommen. Ein Phänomen, das im übrigen nicht nur zwischen Individuen beobachtbar ist, sondern auch zwischen Gruppen und Nationen. Die Rüstungsspirale zwischen verfeindeten Nationen ist weitgehend auf solche Prozesse der Fehlattribution zurückzuführen. Davon zeugen soziologische Analysen, wie sie etwa Norbert Elias vorgelegt hat. Auch darauf werde ich im Verlaufe der Vorlesung eingehen, ebenso wie auf weitere kognitionstheoretische Ansätze zur Erklärung aggressiven Verhaltens.[7]

Zur Sozialpsychologie gehören zweifellos auch neuere Studien, die sich mit der Gewaltbereitschaft von Jugendlichen auseinandersetzen. Also beispielsweise mit der Gewalt von Hooligans, Skinheads, Homeboys etc. Auffallend scheint mir dabei, dass die zur Zeit beobachtbare Gewalt Jugendlicher kaum politisch motiviert ist, wie dies Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre der Fall war. Die damaligen Protestbewegungen richteten sich gegen den Vietnamkrieg, gegen soziale Ungerechtigkeit, gegen politische Unterdrückung etc. Von diesen Motiven war noch die Zeit des Terrorismus, etwa der RAF in Deutschland, geprägt. Bezeichnenderweise war es auch kaum ein Protest der Betroffenen - vielleicht mit Ausnahme der Bürgerrechtsbewegung in den USA. Träger des Protestes waren in erster Linie Intellektuelle und Studenten, denen es in der damaligen Gesellschaft materiell durchaus gut ging. Der Protest war ideologisch oder eben: politisch motiviert, nicht persönlich. Das scheint mir heute anders zu sein. Die öffentliche Gewalttätigkeit, die sich gegen Asylsuchende, in der Schweiz oder in Deutschland, ist sehr viel stärker persönlich als politisch motiviert, in Gefühlen der "Frustration" über die eigene Lebenslage.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Ein aktuelles Beispiel für diese These gibt vielleicht gerade die zunehmende Gewalttätigkeit an Schulen, die oft von ausländischen Kindern und Jugendlichen ausgeübt wird. Wie die Kriminalstatistik zeigt, sind es insbesondere Jugendliche

---

[7] Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Auch diese Themen konnten im Wintersemester 1992/93 nicht mehr behandelt werden.

aus der zweiten Ausländergeneration, die überproportional zu Straftaten neigen ("Tages Anzeiger" 20.11.1992, S. 2). Der Grund dürfte darin liegen, dass Kinder von Ausländern südlicher Herkunftsländer den Werten unseres Landes zwar angepasst sind, in unserem Schulsystem jedoch überdurchschnittlich schlecht abschneiden (vgl. Borkowsky 1991). Während die Eltern in die Schweiz eingewandert sind und ihre Situation trotz niedrigem sozialem Status im Vergleich zur Heimat als wirtschaftlichen Aufstieg erlebten, erfahren die Kinder, die sich mit gleichaltrigen Schweizern vergleichen, ihre Situation als (relative) Deprivation, was zu gewalttätigen und kriminellen Reaktionen führen kann.

Dieses Erklärungsmuster kann auch für die Analyse der Fremdenfeindlichkeit von Schweizerinnen und Schweizern verwendet werden. Wenn man die Bewegung der Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz über die letzten 100 Jahre hinweg beobachtet, dann entsprechen die Zeiten hoher Überfremdungsängste in keiner Weise den Zeiten einer hohen Ausländerdichte. In den 1880er und 1890er Jahren, als erstmals Überfremdungsgefühle aufkamen, lag der Ausländeranteil an der Schweizer Wohnbevölkerung bei etwa 8%. Anfang des 20. Jahrhunderts stiegen die Ausländerzahlen auf rund 15%. Damals aber waren keine Zeichen von Überfremdungsangst festzustellen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kamen erneut Ausländerängste auf. Dabei ging die Zahl der Ausländer deutlich zurück, nämlich von 15% 1910 auf 5% 1941. Von 1940 bis 1970 stieg die Zahl der Ausländer erneut und recht deutlich an, nämlich auf 16% 1970. Während dieser Zeit aber waren wiederum keine Überfremdungsängste in der Schweizer Bevölkerung auszumachen. Erst Mitte der 60er Jahre formierten sich die Überfremdungsparteien und stieg die Angst vor den Ausländern wieder an. Seither ist die ausländische Wohnbevölkerung weitgehend stabil geblieben. Aber wiederum schwankten die Gefühle. Während sich die Situation in den 80er Jahren mehr oder weniger beruhigt hatte, kommen seit neuem erneut Überfremdungsängste auf, die sich vor allem in bezug auf Asylsuchende äussert.

Die Angst vor Fremden hat wenig mit der konkreten Zahl anwesender Fremder zu tun. Sie hängst zusammen mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen der Schweiz. Das war so 1880/90, nach dem Ersten Weltkrieg und Mitte der 60er Jahre, als eine konjunkturelle Überhitzung die Arbeitsplätze vieler Schweizer bedrohte. Es dürfte auch heute kaum anders sein. Das Fremde wird dann zur Bedrohung, wenn die eigene Identität verunsichert ist. Fühlen sich die Schweizer bedroht durch die wirtschaftliche und soziale Situation, dann entwickeln sie Ängste, die sie auf die Ausländer abwälzen.

Aggression im Lichte der Psychoanalyse Sigmund Freuds

Soweit ein grober Überblick über Thematik und Inhalt dieser Vorlesung. Ich beginne nun mit der Diskussion der klassischen psychoanalytischen Auffassung der Aggressivität. Damit ist im wesentlichen die Position von Sigmund Freud gemeint. Es wird nicht darum gehen können, eine Gesamtdarstellung seines Werkes zu geben. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit Freud finden Sie in meinem Buch "Das moralische Subjekt" (Herzog 1991). Ich beschränke mich an dieser Stelle im wesentlichen auf Freuds Beitrag zum Verständnis der menschlichen Aggressivität. Dieser Beitrag ist nicht einheitlich. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Freud ursprünglich keinen Aggressionstrieb anerkannt hat. Überhaupt hat er sich eher spät zu Fragen von Aggression und Gewalt geäussert. Zunächst im Bereich psychopathologischer Phänomene, denen ja sein eigentliches Interesse als Arzt und Psychotherapeut zugewandt war. Freud glaubte, einen "Wiederholungszwang" im Leben seiner Patienten entdeckt zu haben, einen "Wiederholungszwang", der nicht dem Lustprinzip subsumierbar war, das ansonsten das menschliche Leben dominiert. Dieser "Wiederholungszwang" ist auch mit dem Sexualtrieb, den Freud früher ins Zentrum seiner Arbeit gerückt hatte, nicht vereinbar. Also schien es eine zweite Art von Trieb zu geben, die von Freud schliesslich "Todestrieb" genannt wurde.

Triebtheorie

Doch gehen wir systematisch vor. Was Freud zur Aggressivität des Menschen sagt, gehört in den Rahmen seiner Triebtheorie. Das Konzept des Triebes ist zentral für das psychoanalytische Verständnis des Menschen. Dabei ist zunächst wesentlich zu sehen, was Freud unter "Trieb" versteht. Grundlegend von Bedeutung ist Freuds Annahme, die Triebe seien nicht psychischer, sondern organischer Natur. Sie stammen aus Reizquellen des Körpers. Als psychische Phänomene sind sie in Form von Vorstellungen und Affekten vorhanden. Ein Trieb ist die "psychische Repräsentanz einer kontinuierlich fliessenden, innersomatischen Reizquelle" - im Unterschied zum Reiz, der "durch vereinzelte und von aussen kommende Erregungen hergestellt wird". Reize liegen in der Aussenwelt, Triebe in der Innenwelt des Körpers. Weil Triebe körperliche und nicht psychische Phänomene sind, hat der Gegensatz bewusst versus unbewusst auf den Triebbegriff keine Anwendung. "Ein Trieb kann nie Objekt des Bewusstseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert". Die Repräsentanzen sind Wahrnehmungs- und Erinnerungsbilder. Als psychische Phänomene bestehen die Triebe aus einer energetischen Triebladung als körperliche Anforderung an das Seelenleben und einer energetisch besetzten Erinnerungsspur,

die das Bild einer ehemals erfolgten Triebbefriedigung aktiviert. Beides zusammen entspricht dem, was Freud einen Wunsch nennt.

Betonen wir nochmals, dass es nicht die Triebe sind, die im Bewusstsein oder auch im Unbewussten vorhanden sind, sondern immer nur "Repräsentanzen", das heisst Bilder oder Vorstellungen von Trieben und Emotionen bzw. Affekte, die mit diesen Vorstellungen verbunden sind. Triebe sind daher im strengen Sinne nicht beobachtbar. Sie lassen sich nur erschliessen. Das ist wohl einer der Gründe, weshalb Freud die psychoanalytische Triebtheorie "sozusagen unsere Mythologie" genannt hat. Obwohl man in der psychoanalytischen Arbeit keinen Augenblick von den Trieben absehen könne, sei man nie sicher, sie scharf zu erkennen. Diese Haltung mag erstaunen. Im Lichte der neueren Wissenschaftstheorie ist sie aber weniger erstaunlich als es scheint. Denn fast immer können Wissenschaften ihre zentralen Grundbegriffe nicht im strengen Sinne definieren. Doch das ist nicht unser Thema.

Halten wir fest: Triebe sind Kräfte, die ihren Ursprung in einer somatischen Reizquelle haben, sich psychisch repräsentieren und durch einen dranghaften Charakter ausgezeichnet sind. Neben dem Drang unterscheidet Freud die Quelle, das Objekt und das Ziel des Triebes. Ist die Quelle ein Erregungszustand des Körpers, so besteht das Ziel des Triebes in der Aufhebung der Erregung, das heisst in der Triebbefriedigung. Um sein Ziel zu erreichen, ist der Trieb auf ein Objekt angewiesen. Objekte brauchen nicht andere Personen zu sein, da das Triebziel auch am eigenen Körper erreicht werden kann. Freud sagt vom Objekt, es sei "das variabelste am Triebe, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge seiner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet". Es kann im Laufe der Lebensschicksale eines Triebes beliebig oft gewechselt werden.

Hinter dieser Vorstellung steht die Idee der "Partialtriebe". Freud geht davon aus, dass die Triebe in ihrer Endform das Ergebnis einer Art von Additionsprozess sind, der sich aus Partialtrieben ergibt, die im Verlaufe der Entwicklung aktuell werden. Im Falle der Sexualität sind dies die Partialtriebe der Oralität, der Analität und der präödipalen Genitalität. Diese entwickeln sich schubweise, treten in eine Latenzphase und addieren sich schliesslich in der Pubertät unter normalen Umständen zur erwachsenen genitalen Sexualität. Das ist eine recht mechanistische Konzeption, umso mehr als Freud davon ausgeht, dass die erwachsene Genitalität unter pathologischen Bedingungen auch wieder zerfallen kann, so dass eine Regression stattfindet, das heisst eine Rückentwicklung auf frühere Phasen und Formen der Triebbefriedigung, was einem Zerfallen des genitalen Sexualtriebes in seine Partialtriebe gleichkommt.

Was nun die Triebdynamik anbelangt, so stellte sich Freud den Trieb als einen Energiebetrag vor, der ab einer gewissen Intensität nach "Abfuhr" drängt. Die Unlust verursachende Triebspannung wird durch Entladung der Triebenergie in Befriedigung verwandelt. Triebe funktionieren nach dem Lustprinzip. Verdrängungen bilden sich, wenn die Triebdynamik behindert wird und quasi Sand ins Getriebe der libidinösen Mechanik gerät. Die Verdrängung kann sowohl die Triebrepräsentanz als auch den damit verbundenen Affektbetrag betreffen. In jedem Fall entsteht das Unbewusste als Folge eines Konflikts. Es ist unbewusst geworden. Während die Kraft der Verdrängung das Unbewusste entstehen lässt, wird es durch eine andere Kraft, die der Analytiker in der Therapie als Widerstand erfährt, daran gehindert, wieder bewusst zu werden.

Damit ist der Begriff des Unbewussten eingeführt und definiert. Das Unbewusste entsteht in der individuellen Entwicklung. Zwar hat Freud schliesslich auch so etwas wie kollektive Spuren früherer Erfahrungen der Menschheit anerkannt, doch von einem kollektiven Unbewussten wie C.G. Jung mochte er nicht sprechen. Das Unbewusste ist nicht einfach in uns, sondern es bildet sich als Ergebnis von Konflikten zwischen Triebansprüchen und den diesen widersprechenden Anforderungen der Aussenwelt bzw. des Gewissens, das heisst in psychoanalytischer Terminologie: des Über-Ichs. Kann dieser Konflikt nicht gelöst werden, so kommt es zur Verdrängung der nicht-zugelassenen Triebansprüche bzw. - genauer gesagt - zur Verdrängung der mit den Triebansprüchen verbundenen Repräsentanzen oder Affekte.

Soviel zum Begriff des Triebes. Was umfasst nun die psychoanalytische Trieblehre? Hier ist nun wesentlich, darauf hinzuweisen, dass es "die" Trieblehre bei Freud nicht gibt. Obwohl die Triebe so zentral sind für das psychoanalytische Denken - oder vielleicht auch gerade deshalb -, hat Freud selbst die Trieblehre mehrmals abgeändert. Er sah in ihr das "bedeutsamste, aber auch das unfertigste Stück der psychoanalytischen Theorie". Sie ist ein "dunkles Gebiet" (Freud), "ein Feld, auf dem wir mühsam nach Orientierung und Einsichten ringen". Von allen langsam entwickelten Stücken seiner Theorie, habe sich die Trieblehre "am mühseligsten vorwärtsgetastet".

Frühe Triebtheorie

Je nach Betrachtungsweise lassen sich zwei, drei oder vier Triebtheorien in der Entwicklung von Freuds Denken unterscheiden. Ich beschränke mich im folgenden auf die Darstellung zweier solcher Theorien, einer frühen und einer späten Triebtheorie. Die frühe Triebtheorie Freuds, die etwa bis 1910 unbestritten war, operiert mit dem biologischen Gegensatz von Selbst- und Arterhaltung. Danach gibt es einen Selbsterhaltungstrieb bzw. Selbster-

haltungstriebe, die Freud später auch "Ich-Triebe" nennt, und Arterhaltungstriebe, die Freud von Anfang an auch Sexualtriebe nennt. Ausdruck der Selbsterhaltungstriebe ist der Hunger. In Analogie dazu spricht Freud im Falle der Sexualtriebe von der Libido. Der Konflikt, der zur Neurose führt, ist ein Konflikt zwischen den Selbsterhaltungs- und den Sexualtrieben. Von einem Aggressionstrieb ist in dieser frühen Phase von Freuds Entwicklung der Psychoanalyse nicht die Rede. Trotzdem taucht das Thema Aggression auf. Und zwar offenbar zunächst im Rahmen der psychoanalytischen Behandlungspraxis. Hier empfindet Freud einen Widerstand der Analysanden gegen die Heilung ihrer Krankheit, den er als aggressiv wahrnimmt. In seinem Bericht über den "Fall Dora" (1905) heisst es beispielsweise, in der Psychoanalyse würden "alle Regungen, auch die feindseligen, geweckt, [und] durch Bewusstmachung für die Analyse verwertet" (Studienausgabe, Bd. VI, p. 182). Der Analysand sträubt sich dagegen, gesund zu werden, und darin sieht Freud später den wesentlichen Anlass dafür, seine Triebtheorie abzuändern und schliesslich einen Todestrieb zu postulieren.

Doch bleiben wir noch einen Moment bei der frühen Triebtheorie. Freud erkannte früh schon, dass Gefühle ambivalent sein können. Das heisst ein und dasselbe Objekt bzw. ein und dieselbe Person können beispielsweise zugleich geliebt und gehasst werden. Nicht zuletzt das Konzept des Ödipuskomplexes, das Freud schon früh einführt (nämlich in seiner ersten grossen Arbeit, der "Traumdeutung" von 1900), enthält gegensätzliche Strebungen, die auf ein und dieselbe Person, nämlich die Mutter bzw. den Vater, gerichtet sind. Freud ist also gezwungen, die negativen, ablehnenden, eben: aggressiven Tendenzen im Kinde im Rahmen seiner ersten Triebtheorie zu erklären. Die Erklärung erfolgt letztlich mit Hilfe des Selbsterhaltungstriebes. Die Aufgabe der Selbsterhaltung liegt in der Aufrechterhaltung und Behauptung der individuellen Existenz. Wird diese bedroht, dann entsteht *reaktiv* Aggression. Ich betone "reaktiv", weil darin die zentrale Differenz zur zweiten Triebtheorie Freuds liegt, wo der Aggression ein eigener Trieb zugeordnet wird, der "von sich aus" aktiv werden kann.

Die Reaktivität der Aggression kommt etwa darin zum Ausdruck, dass Freud den Hass als eine Ausdrucksform des Ichs - und nicht des Es, in dem die Triebe später repräsentiert werden - versteht. "Das Ich hasst, verabscheut, verfolgt mit Zerstörungsabsichten alle Objekte, die ihm zur Quelle von Unlustempfindungen werden, gleichgültig ob sie ihm eine Versagung sexueller Befriedigung oder der Befriedigung von Erhaltungsbedürfnissen bedeuten. Ja, man kann behaupten, dass die richtigen Vorbilder für die Hassrelation nicht aus dem Sexualleben, sondern aus dem Ringen des Ichs um seine Erhaltung und Behauptung stammen" (Studienausgabe, Bd. III, p.

100). Der Hass bleibt "immer in inniger Beziehung zu den Trieben der Ich-erhaltung". Freud unterstellt damit eine klare Trennung von Ich- und Sexualtrieben. Die Aggression bzw. der Hass geht auf das Konto der Selbstbehauptungstendenz des Individuums, wie sie in seinen Ichtrieben lokalisiert wird.

Diese klare Trennung ist von Freud allerdings nicht immer gemacht worden. In den "Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" von 1905 heisst es beispielsweise unter der Überschrift "Sadismus und Masochismus", für den "Sadismus" liessen sich die Wurzeln im Normalen leicht nachweisen: "Die Sexualität der meisten Männer zeigt eine Beimengung von *Aggression*, von Neigung zur Überwältigung, deren biologische Bedeutung in der Notwendigkeit liegen dürfte, den Widerstand des Sexualobjektes noch anders als durch die Akte der *Werbung* zu überwinden. Der Sadismus entspräche dann einer selbständig gewordenen, übertriebenen, durch Verschiebung an die Hauptstelle gerückten aggressiven Komponente des Sexualtriebes" (Studienausgabe, Bd. V, p. 67). Diese Argumentation gilt für die männliche Sexualität und nur für diese. Sexuelle Aggressivität erscheint als männliches Privileg, während die weibliche Sexualität passiv ist. Aggressivität ist damit ein Abkömmling der letztlich sadistischen Komponente des Sexualtriebes, wie er sich im männlichen Fall zeigt.

Doch Freud ist nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung. Weiter heisst es nämlich: "Dass Grausamkeit und Sexualtrieb innigst zusammengehören, lehrt die Kulturgeschichte der Menschheit über jeden Zweifel, aber in der Aufklärung dieses Zusammenhanges ist man über die Betonung des aggressiven Momentes der Libido nicht hinausgekommen. Nach einigen Autoren ist diese dem Sexualtrieb beigemengte Aggression eigentlich ein Rest kannibalischer Gelüste, also eine Mitbeteiligung des Bemächtigungsapparates, welcher der Befriedigung des anderen, ontogenetisch älteren grossen Bedürfnisses dient. Es ist auch behauptet worden, dass jeder Schmerz an und für sich die Möglichkeit einer Lustempfindung enthalte. Wir wollen uns mit dem Eindruck begnügen, dass die Aufklärung dieser Perversion keineswegs befriedigend gegeben ist und dass möglicherweise hiebei mehrere seelische Strebungen sich zu einem Effekt vereinigen" (ebd., p. 68f.). Freud gesteht mit dieser letzten Passage ein, dass die Auffassung von der Beimengung einer aggressiven Tendenz in der männlichen Sexualität nicht befriedigend ist.

1909, nachdem Alfred Adler einen Aggressionstrieb postuliert hat, eine Idee, die von Freud postwendend scharf kritisiert wird, meint Freud in einer kurzen Bemerkung: "... trotz all der Unsicherheit und Ungeklärtheit unserer Trieblehre möchte ich vorläufig an der gewohnten Auffassung festhalten, welche *jedem Triebe* sein eigenes Vermögen, aggressiv zu werden, belässt ..." (Studienausgabe, Bd. VIII, p. 118 - Hervorhebung W.H.). Hier

behauptet Freud also, jeder Trieb könne sich in aggressiver Form äussern. Erstaunlich an dieser Formulierung ist, dass sie gar nicht weit von der Position Adlers entfernt ist. Adler geht von einer Mehrzahl von Trieben aus, die sich alle auf eine primäre Organbetätigung zurückführen lassen. In diesem Sinne spricht er von Esstrieb, Sehtrieb, Hörtrieb, Riechtrieb, Harntrieb, Stuhltrieb etc. Eine bestimmte organische Funktion wird mit einem Trieb zur Ausübung der Funktion identifiziert. Die primären Organbetätigungen umfassen "... die ungehemmten Leistungen der Sinnesorgane, des Ernährungstraktes, des Atmungsapparates, der Harnorgane, der Bewegungsapparate und der Sexualorgane" (Adler 1908, p. 55). Dieser ungehemmten organischen Befriedigung steht - wie Adler geradezu marxistisch formuliert - der "psychische Überbau" gegenüber, der durch die Hemmungen der Kultur und durch Mängel der Organe entsteht. Beides zusammen - Triebe und psychischer Überbau - bestimmen die Stellung des Einzelnen zur Aussenwelt.

Was nun die Aggression anbelangt, so geht Adler davon aus, dass die Schwierigkeiten der Organbetätigung zu Aggressionen führen. Wir finden schon im frühen Kindesalter, schreibt Adler, "... wir können sagen vom ersten Tage an (erster Schrei) eine Stellung des Kindes zur Aussenwelt, die nicht anders denn als *feindselig* bezeichnet werden kann. Geht man ihr auf den Grund, so findet man sie bedingt durch die Schwierigkeit, dem Organ die Befriedigung zu ermöglichen. Dieser Umstand sowie die weiteren Beziehungen der feindseligen, kämpferischen Stellung des Individuums zur Umgebung lassen erkennen, dass der Trieb zur Erkämpfung einer Befriedigung, den ich '*Aggressionstrieb*' nennen will, nicht mehr unmittelbar dem Organ und seiner Tendenz zur Lustgewinnung anhaftet, sondern, dass er dem Gesamtüberbau angehört und ein übergeordnetes, die Triebe verbindendes psychisches Feld darstellt, in das - *der einfachste und häufigste Fall von Affektverschiebung* - die unerledigte Erregung einströmt, sobald einem der Primärtriebe die Befriedigung verwehrt ist" (ebd., p. 58). Aggression ist also kein Primärtrieb, da sie nicht mit einer spezifischen Organfunktion in Verbindung steht. Vielmehr erzeugt jede Art von Behinderung einer Organfunktion Aggression. "Am stärksten wird der Aggressionstrieb von solchen Primärtrieben erregt, deren Befriedigung nicht allzu lange auf sich warten lassen kann, also vom Ess- und Trinktrieb, zuweilen vom Sexualtrieb und vom Schautrieb, der auf die eigene Person gerichtet ist (aus Eitelkeit und Machtstreben), insbesondere dann, wenn diese Triebe wie bei Organminderwertigkeit erhöht sind. Ein gleiches gilt von körperlichen und seelischen Schmerzen, von denen ein grosser Teil indirekt (Triebhemmung) oder direkt (Erregung von Unlust) die primäre lustvolle Organbetätigung hindert" (ebd., p. 58f.).

Aggression, so kann man Adler zusammenfassen, ist gerade kein Primärtrieb, sondern das Ergebnis einer Frustration von primären organischen Funktionen. Das aber ist kaum verschieden von der Auffassung Freuds, wenn dieser behauptet, jeder Trieb könne sich in aggressiver Form äussern. Die Idee, dass Aggression aus Frustration entsteht, ist im übrigen die Grundthese der sogenannten Frustrations-Aggressions-Theorie, der wir uns nach der Auseinandersetzung mit Freud zuwenden werden.

Freud ist schwankend bei seiner Beurteilung der Wurzeln der Aggression. Ein paar Jahre nach dem Scheingefecht mit Alfred Adler schreibt er (1915), auf der sadistisch-analen Entwicklungsstufe würden die Ich-Triebe die Sexualfunktion beherrschen und damit dem Triebziel die Charaktere des Hasses leihen (vgl. Studienausgabe, Bd. III, p. 101). Die Beimengung von Aggression in der Sexualität wäre somit dieser nicht immanent, sondern entstammt der Quelle der "Icherhaltungstriebe". Damit wird die Aggression wieder aus dem Bereich der Sexualität entfernt. Der Hass entspringt nicht mehr einer libidinösen Quelle. Vielmehr wird er erneut den Selbsterhaltungstrieben zugeordnet.

Späte Triebtheorie

Wie auch immer, Freud hat schliesslich seine frühe Triebtheorie aufgegeben und durch eine neue ersetzt. Diese steht im Zusammenhang mit der Revision, die Freud an seiner Auffassung von der Funktion des "psychischen Apparates" vorgenommen hat. Danach besteht die Psyche aus mehreren "Instanzen", nämlich dem Es, dem Ich und dem Über-Ich. Das Es ist nun der ausschliessliche Bereich, in dem die Triebe repräsentiert sind. Die Rede von "Ich-Trieben" erweist sich als irreführend. Denn alle Energie, über die das Ich verfügt, stammt aus den Trieben, die dem Es naheliegen. Das Es, heisst es, ist das "grosse Reservoir der Libido".

Auch die späte Triebtheorie Freuds ist dualistisch. Der Gegensatz ist aber nun nicht mehr der Gegensatz zwischen Selbsterhaltung und Sexualität bzw. Hunger und Libido, sondern zwischen Liebe und Hass. Hass wird nun nicht mehr reaktiv verstanden, sondern als genuine, eigenständige Äusserungsform eines Triebes. Die Triebe heissen nun Lebens- und Todestriebe bzw. Sexual- und Aggressionstriebe. Ziel der Sexualtriebe ist die Vereinigung und Verbindung, Ziel der Aggressionstriebe die Trennung und Zerstörung.

Freud hat damit eine zutiefst dramatische Konzeption des menschlichen Lebens formuliert. Dem Leben ist eine Tendenz zum Tode immanent. Das Leben ist gleichsam ein Kampf auf Leben und Tod. Freud spricht geradezu davon, der Tod sei das Ziel des Lebens. Er sieht im Todestrieb das Prinzip verwirklicht, dass ein Trieb "die Rückkehr zu einem früheren Zustand an-

strebt". Da das Leben später als das Leblose gekommen ist, ist es das Ziel des Todestriebes, in den Zustand der Leblosigkeit zurückzukehren. Der Todestrieb ist der eigentlich regressive Trieb. Er wendet sich gegen das Leben und gegen dessen Entfaltung. Verfolgt der Eros das Ziel, "das Leben durch eine immer weitergreifende Zusammenfassung der in Partikel zersprengten lebenden Substanz zu komplizieren" und "dabei zu erhalten", so ist dem Todestrieb die Aufgabe gestellt, "das organische Lebende in den leblosen Zustand zurückzuführen". Strebt der Lebenstrieb nach "immer grösseren Einheiten", so versucht der Todestrieb, "diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen". Das Leben ist ein "Kampf und Kompromiss" zwischen den Strebungen nach Leben und Tod.

Aggression in der Perspektive von Freuds zweiter Triebtheorie gehört zur menschlichen Natur. Was aber heisst es, eine aggressive Natur des Menschen anzunehmen? Für Freud heisst dies keineswegs, dass der aggressiven Natur freien Lauf gegeben werden darf. Vielmehr ergibt sich aus der Aggressivität - im übrigen auch aus der Sexualität - ein Gegensatz zur Kultur des Menschen. Kultur baut ganz wesentlich auf Triebverdrängung. Wörtlich sagt Freud: "Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 18). Die kulturell nicht tolerierten Triebe bzw. Triebäusserungen werden ins Unbewusste abgedrängt und damit ihrer Schädlichkeit beraubt. Verallgemeinert kann man sagen, dass sich der einzelne Mensch mit seinen aggressiven Strebungen auseinandersetzen muss - unter dem Druck der Gesellschaft und der Erziehung -, wobei seine Natur verschiedene Formen der Bearbeitung (von Aggressivität und Sexualität) findet. Dazu gehört auch die Sublimierung aggressiver Triebenergie, das heisst nicht deren Verdrängung, sondern deren konstruktive Umwandlung zugunsten kulturell anerkannter Tätigkeiten. Künstlerische Tätigkeit beruht gemäss Freud ganz allgemein auf der Basis sublimierter und neutralisierter Triebenergie.

Noch ein weiterer Mechanismus zur Bindung von Aggression ist zu beachten, nämlich die Verinnerlichung von Aggression im Dienst der Über-Ich-Bildung. Jene Aggression, die nicht nach aussen abgeführt werden kann, die also nicht in aggressives Verhalten umgesetzt wird, kann nach innen umgelenkt und zur Bildung des Über-Ichs verwendet werden. Dies ist der vornehmste Weg, den die Kultur wählt, um die Aggressivität des Menschen zu begrenzen. Freud schreibt: "Die Aggression wird introjiziert, verinnerlicht, eigentlich aber dorthin zurückgeschickt, woher sie gekommen ist, also gegen das eigene Ich gewendet. Dort wird sie von einem Anteil des Ichs übernommen, das sich als Über-Ich den übrigen entgegenstellt und nun als 'Gewissen' gegen das Ich dieselbe strenge Aggressionsbereitschaft ausübt, die das Ich gerne an anderen, fremden Individuen befriedigt

hätte. Die Spannung zwischen dem gestrengen Über-Ich und dem ihm unterworfenen Ich heissen wir Schuldbewusstsein; sie äussert sich als Strafbedürfnis. Die Kultur bewältigt also die gefährliche Aggressionslust des Individuums, indem sie es schwächt, entwaffnet und durch eine Instanz in seinem Inneren, wie durch eine Besetzung in der eroberten Stadt, überwachen lässt" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 250). Im Prozess der menschlichen Entwicklung entsteht das Über-Ich in der Auseinandersetzung mit den Elternfiguren während der ödipalen Phase. Die Aggression, die dabei geweckt wird, wandert im Falle der positiven Auflösung des Ödipuskomplexes nach innen, eben: ins Über-Ich, und wird nun als Selbstaggression erlebt: als Gewissensbisse, Schuldgefühle etc. Damit behauptet Freud auch, dass es im Menschen keine ursprüngliche moralische Instanz gibt. Moralische Gefühle entstehen reaktiv auf Forderungen der Aussenwelt. "Ein ursprüngliches, sozusagen natürliches Unterscheidungsvermögen für Gut und Böse darf man ablehnen", heisst es (ebd., p. 251). Das Gewissen, die Moral des Menschen sind eine Reaktionsbildung auf eine ursprünglich aggressive Natur unter dem Eindruck gesellschaftlicher und kultureller Forderungen. "Das Gewissen ist die Folge des Triebverzichts ..." (ebd., p. 255).

Die Kultur erweist sich als der Natur des Menschen auferlegt. Folglich kommt es auch leicht zu einem "Unbehagen in der Kultur", dann nämlich, wenn die Menschen die Last der Kultur als ihre natürlichen Bedürfnisse erdrückend empfinden. Zuviel Triebverzicht, zuviel Triebverdrängung, zuviel Reaktionsbildung, zuviel Sublimierung etc. führen zu Ressentiments, Neurosen und Perversionen. Dazu kann auch die Perversion der Aggressionstriebe in Grausamkeit gehören. Eine völlige Unterdrückung der Aggressivität des Menschen ist genauso wenig möglich und sinnvoll wie eine völlige Unterdrückung der Sexualität. Da die Kultur der Natur des Menschen abgetrotzt werden muss, erweist sie sich dementsprechend als fragil. Infolge der primären Feindseligkeit der Menschen untereinander ist die Kulturgesellschaft beständig vom Zerfall bedroht.

Diese Feststellung findet sich in einer Passage des zutiefst pessimistischen Buches "Das Unbehagen in der Kultur", welches Freud 1930, neun Jahre vor seinem Tod, veröffentlicht hat. Das Buch handelt vom unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Trieben und der Kultur des Menschen. Dabei stellt Freud die menschliche Destruktivität als einen Teil der Triebforderungen dar. Wörtlich meint Freud, "... dass der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern dass er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf. Infolgedessen ist ihm der Nächste nicht nur möglicher Helfer und Sexualobjekt, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, seine Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunützen, ihn ohne seine Einwilligung

sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, ihn zu martern und zu töten. *Homo homini lupus*; wer hat nach allen Erfahrungen des Lebens und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten? Diese grausame Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit mildernden Mitteln zu erreichen wäre. Unter ihr günstigen Umständen, wenn die seelischen Gegenkräfte, die sie sonst hemmen, weggefallen sind, äussert sie sich auch spontan, enthüllt den Menschen als wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist. Wer die Greuel der Völkerwanderung, der Einbrüche der Hunnen, der sogenannten Mongolen unter Dschengis Khan und Timurlenk, der Eroberung Jerusalems durch die frommen Kreuzfahrer, ja selbst noch die Schrecken des letzten Weltkrieges in Erinnerung ruft, wird sich vor der Tatsächlichkeit dieser Auffassung demütig beugen müssen" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 240f.).

Weiter heisst es: "Die Existenz dieser Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzen, ist das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört und die Kultur zu ihrem Aufwand nötigt. Infolge dieser primären Feindseligkeit der Menschen gegeneinander ist die Kulturgesellschaft ständig vom Verfall bedroht. Das Interesse der Arbeitsgemeinschaft würde sie nicht zusammenhalten, triebhafte Leidenschaften sind stärker als vernünftige Interessen. Die Kultur muss alles aufbieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen, ihre Äusserungen durch psychische Reaktionsbildungen niederzuhalten. Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens und daher auch das Idealgebot, den Nächsten so zu lieben wie sich selbst, das sich wirklich dadurch rechtfertigt, dass nichts anderes der ursprünglichen menschlichen Natur so sehr zuwiderläuft" (ebd., p. 241).

Die Aggressivität des Menschen ist natürliches Erbe. Sie kann allenfalls im kleinen Kulturkreis gebannt werden. Aber nur, weil der Trieb gegen die Aussenstehenden - die Fremden - gerichtet wird. "Es ist immer möglich, eine grössere Menge von Menschen in Liebe aneinander zu binden, wenn nur andere für die Äusserung der Aggression übrigbleiben" (ebd., p. 243). Als Beispiel erwähnt Freud das frühe Christentum: "Nachdem der Apostel Paulus die allgemeine Menschenliebe zum Fundament seiner christlichen Gemeinde gemacht hatte, war die äusserste Intoleranz des Christentums gegen die draussen Verbliebenen eine unvermeidliche Folge geworden ..." (ebd.). Das ist eine sozialpsychologische These, die mit anderem theoretischem Hintergrund auch von anderen Psychologen vertreten wird: Die Ko-

häsion einer Gruppe, der innere Frieden, geht nur allzu leicht auf Kosten der Ablehnung und Bekämpfung eines äusseren Feindes.

Freud postuliert also einen Todestrieb, der, sofern er nach aussen gelenkt wird, als Trieb zur Aggression und Destruktion zum Vorschein kommt. Er spricht von der "angeborene(n) Neigung des Menschen zum 'Bösen', zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit" (ebd., p. 248). Und stellt sich auf den Standpunkt, "... dass die Aggressionsneigung eine ursprüngliche, selbständige Triebanlage des Menschen ist ..." (ebd., p. 249).

Wesentlich an Freuds Konzeption ist die Wandelbarkeit der Triebe bzw. die Transformierbarkeit der Triebenergie. Die Ziele der Triebe können verändert werden, die Triebenergie kann umgewandelt, neutralisiert und sublimiert werden. Damit kann der Gegensatz von Natur und Kultur gedämpft werden, destruktive Energien können in konstruktive umgewandelt werden. Allerdings bestehen für diese Umwandlung Grenzen. Freud hat dies vor allem mit Bezug auf die Sexualität dargelegt. Der Sexualtrieb "stellt der Kulturarbeit ausserordentlich grosse Kampfmengen zur Verfügung", und zwar "infolge der bei ihm besonders ausgeprägten Eigentümlichkeit, sein Ziel verschieben zu können, ohne wesentlich an Intensität abzunehmen" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 18). Das eben ist gemeint mit der Fähigkeit des Triebes zur Sublimierung. Diese aber hat ihre Grenzen. "Ins Unbegrenzte fortzusetzen ist dieser Verschiebungsprozess aber sicherlich nicht, so wenig wie die Umsetzung der Wärme in mechanische Arbeit bei unseren Maschinen. Ein gewisses Mass direkter sexueller Befriedigung scheint für die allermeisten Organisationen unerlässlich, und die Versagung dieses individuell variablen Masses straft sich durch Erscheinungen, die wir infolge ihrer Funktionsschädlichkeit und ihres subjektiven Unlustcharakters zum Kranksein rechnen müssen" (ebd., p. 19). Es sind die Neurotiker, bei denen es die Kulturanforderungen "zu einer nur scheinbaren und immer mehr missglückenden Unterdrückung ihrer Triebe bringen" (ebd., p. 21). Doch lässt sich dieser Eindruck verallgemeinern: "Die Erfahrung lehrt, dass es für die meisten Menschen eine Grenze gibt, über die hinaus ihre Konstitution der Kulturanforderung nicht folgen kann. Alle, die edler sein wollen, als ihre Konstitution es ihnen gestattet, verfallen der Neurose ..." (ebd., p. 21f.).

Freud unterscheidet verschiedene Stufen in der Einschränkung der sexuellen Freiheit: "... man (könnte) ... drei Kulturstufen unterscheiden: eine erste, auf welcher die Betätigung des Sexualtriebes auch über die Ziele der Fortpflanzung hinaus frei ist; eine zweite, auf welcher alles am Sexualtrieb unterdrückt ist bis auf das, was der Fortpflanzung dient, und eine dritte, auf welcher nur die legitime Fortpflanzung als Sexualziel zugelassen wird" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 20). Diesen drei Stufen entspricht ein progres-

siver Verzicht auf die Sexualbetätigung. Der dritten Stufe, auf der die Sexualität nur im Dienste der Fortpflanzung, und zwar innerhalb der Ehe, zugelassen ist, entspricht - wie Freud sagt - "unsere gegenwärtige 'kulturelle' Sexualmoral" (ebd.). Das ist 1908 geschrieben worden. Freud meint nun, dass die Sexualmoral seiner Zeit zu weit gehe, das heisst dem einzelnen Individuum, sei es Mann oder Frau, zuviel Einschränkung seiner Sexualität abverlange. Die Zunahme der neurotischen Erkrankungen sei die direkte Folge der Steigerung der sexuellen Einschränkung.

Es kann kaum ein Zweifel bestehen, dass die Botschaft Freuds von unserer Gesellschaft gehört worden ist. Die Sexualität ist liberalisiert worden. Sexualität und Fortpflanzung sind ebenso entkoppelt worden wie Sexualität und Ehe. Die Auseinandersetzung mit Freud und der Psychoanalyse in den 60er und 70er Jahren unseres Jahrhunderts - nicht zuletzt unter dem Einfluss der Studentenbewegung - hat ihre Wirkung gezeigt. Als Anekdote, die den Einfluss der Studentenbewegung illustrieren mag, kann folgende Begebenheit dienen. 1968 tagte die Deutsche Gesellschaft für Psychologie in Tübingen. Es war das Jahr des Höhepunktes der studentischen Revolte. Die Universitätspsychologie wurde mit Kritik überhäuft. Unter anderem wurde ihr vorgeworfen, sie trage in skandalöser Weise zur Aufrechterhaltung von restriktiven Sexualtabus bei. So nahm sich eine Gruppe Studierender vor, den Kongress zu schockieren. Am Gesellschaftsabend begaben sich zwei weibliche und zwei männliche Studierende auf eine Empore und beschrifteten ihre Füsse je mit einem Buchstaben des Wortes ORGASMUS. Die Füsse streckten sie dann von der Empore und konfrontierten die zum Fest versammelten Gäste den Abend lang mit einem damals tatsächlich noch stark schambesetzten Wort aus dem sexuellen Triebbereich.

Wie steht es aber mit der Aggression? Ist hier ein ähnliches Verhältnis von Trieb und Triebunterdrückung anzunehmen? Gibt es auch hier ein Zuviel an Unterdrückung oder Kontrolle, das in neurotische Haltungen münden kann? Und wäre auch im Falle der Aggression eine Liberalisierung und Enttabuisierung gefordert? Michael Rutschky hat 1985 in einer Arbeit mit dem Titel "Das Aggressionstabu" geschrieben: "'Wenn Freud heute', behauptet unser Freund R., 42, Soziologe, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, 'mit seiner Arbeit anfinge, er würde als erstes nicht auf unterdrückte Sexualität stossen, sondern auf die unterdrückte Aggression.' Auf der Gewalt liege heute das zentrale Tabu" (Rutschky 1985, p. 755). Der Prozess der Zivilisation, meint Rutschkys Freund, schreite unaufhörlich fort. Deshalb werde das Tabu, das auf der Gewalt liege, unaufhörlich verschärft. Die Verschärfung des Tabus aber würde seine Einhaltung erschweren, weshalb sich die Gewalt im Wunsch, alles in die Luft zu sprengen, Luft verschaffe. Wodurch das Tabu nur umso mehr verschärft werde.

Ist es vielleicht so? Sind wir Aggression und Gewalt gegenüber empfindlicher geworden? Und dadurch auch intoleranter? Hat sich, nach der Lokkerung des Tabus der Sexualität, ein neues Tabu errichtet, jenes der Gewalt? Und müssten wir damit nicht anstreben, auch dieses Tabu zu enttabuisieren, um so der menschlichen Natur insgesamt mehr Freiraum zu geben?

Freud selbst gibt uns keine Antworten auf diese Fragen. Was wohl im wesentlichen damit zu tun hat, dass zu seiner Zeit das Tabu der Sexualität grassierte und vermutlich auch damit, dass er sich erst spät bereitfinden konnte, einen Aggressionstrieb anzuerkennen. Zwar heisst es in der bereits zitierten Arbeit über die kulturelle Sexualmoral von 1908, ein ähnliches Misslingen der Kompensation wie im Falle der Sexualität beobachte man auch "... nach der Unterdrückung anderer, nicht direkt sexueller, kulturfeindlicher Regungen. Wer z.B. in der gewaltsamen Unterdrückung einer konstitutionellen Neigung zu Härte und Grausamkeit ein *Überguter* geworden [sei], dem [werde] häufig dabei so viel an Energie entzogen, dass er nicht alles [ausführe], was seinen Kompensationsneigungen [entspreche], und [somit] im ganzen doch eher weniger an Gutem [leisten], als er ohne Unterdrückung zustande gebracht hätte" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 31). Doch diese Formulierung stammt aus der Zeit von Freuds erster Triebtheorie und hat damit keinen Bezug auf einen Aggressions*trieb*.

Zeitgemässes über Krieg und Tod

Nun gibt es zwei Texte, in denen sich Freud explizit und ausführlich zur menschlichen Gewalttätigkeit geäussert hat, und auf diese möchte ich etwas näher eingehen. Der erste Text trägt den Titel "Zeitgemässes über Krieg und Tod" und stammt aus dem Jahre 1915, das heisst dem Jahr nach Beginn des Ersten Weltkrieges. Freud spricht darin von der "Enttäuschung des Krieges". Diese liege darin, dass der Krieg eine Barbarei zivilisierter oder als zivilisiert geglaubter Menschen offenbare, die wir nicht erwartet haben. Dass in Europa, das sich als Stätte der Humanität glaubt, ein derartiger Krieg ausbrechen kann, das sei die Enttäuschung, die sich des entsetzten Zuschauers bemächtigt. "Von den grossen weltbeherrschenden Nationen weisser Rasse, denen die Führung des Menschengeschlechtes zugefallen ist, die man mit der Pflege weltumspannender Interessen beschäftigt wusste, deren Schöpfungen die technischen Fortschritte in der Beherrschung der Natur wie die künstlerischen und wissenschaftlichen Kulturwerte sind, von diesen Völkern hatte man erwartet, dass sie es verstehen würden, Misshelligkeiten und Interessenkonflikte auf anderem Wege zum Austrage zu bringen" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 36). Es ist wohl dieselbe unfassbare Enttäuschung, die uns heute angesichts der Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien erfasst. Tatsächlich brauchen wir nur an die aktuelle

Situation im südlichen Europa zu denken, um zu verstehen, was Freud vor Augen hatte. Was wir hier und heute beobachten, stellt uns vor dieselbe Frage, mit der sich Freud, bezogen auf seine Zeit, auseinandersetzt, die Frage nämlich, wie solche Grausamkeit, Brutalität und Unmenschlichkeit überhaupt möglich ist. "Der Krieg, an den wir nicht glauben wollten", schreibt Freud, "brach ... aus, und er brachte die - Enttäuschung. Er ist nicht nur blutiger und verlustreicher als einer der Kriege vorher, infolge der mächtig vervollkommneten Waffen des Angriffes und der Verteidigung, sondern mindestens ebenso grausam, erbittert, schonungslos wie irgendein früherer. Er setzt sich über alle Einschränkungen hinaus, zu denen man sich in friedlichen Zeiten verpflichtet, die man das Völkerrecht genannt hatte, anerkennt nicht die Vorrechte des Verwundeten und des Arztes, die Unterscheidung des friedlichen und des kämpfenden Teils der Bevölkerung, die Ansprüche des Privateigentums. Er wirft nieder, was ihm im Wege steht, in blinder Wut, als sollte es keine Zukunft und keinen Frieden unter den Menschen nach ihm geben. Er zerreisst alle Bande der Gemeinschaft unter den miteinander ringenden Völkern und droht eine Erbitterung zu hinterlassen, welche eine Wiederanknüpfung derselben für lange Zeit unmöglich machen wird" (ebd., p. 38).

Wie stellt sich nun Freud zu dieser Enttäuschung des Krieges? Teilt er sie oder teilt er sie nicht? Er teilt sie nicht. Die Enttäuschung, meint er, "ist, streng genommen, nicht berechtigt" (ebd., p. 40). Denn die Enttäuschung beruht auf einer Illusion. Die Illusion - Freud sagt dies zwar nicht explizit - ist der Glaube an die Friedfertigkeit des Menschen. Nur auf dem Hintergrund dieses illusionären Glaubens erscheint die Brutalität des Krieges als unglaublich. Doch, so fragt Freud, wie stellt man sich denn eigentlich den Vorgang vor, durch welchen ein einzelner Mensch zu einer höheren Stufe von Sittlichkeit gelangt? Anders gefragt, worauf beruht die Moralität des Menschen? Freud verwirft die Annahme, der Mensch sei von Geburt an gut und edel. Eher ist es so, dass Moralität bzw. Sittlichkeit "unter dem Einfluss von Erziehung und Kulturumgebung" entstehen, indem die bösen Neigungen im Menschen "ausgerottet" und durch Neigungen zum Guten ersetzt werden (vgl. ebd., p. 40). Doch genau ist auch diese Formulierung nicht. Denn "ausgerottet" wird gemäss Freud das Böse im Menschen auch durch die Erziehung nicht. "In Wirklichkeit", schreibt er, "gibt es keine 'Ausrottung' des Bösen. Die ... psychoanalytische Untersuchung zeigt vielmehr, dass das tiefste Wesen des Menschen in Triebregungen besteht, die elementarer Natur, bei allen Menschen gleichartig sind und auf die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse zielen. Diese Triebregungen sind an sich weder gut noch böse. Wir klassifizieren sie und ihre Äusserungen in solcher Weise, je nach ihrer Beziehung zu den Bedürfnissen und Anforderungen der menschlichen Gemeinschaft. Zuzugeben ist,

dass alle die Regungen, welche von der Gesellschaft als böse verpönt werden - nehmen wir als Vertreter derselben die eigensüchtigen und die grausamen - sich unter diesen primitiven befinden" (ebd., p. 41). Freud geht also von einer "Natur" des Menschen aus, einer "elementaren Natur", die bei allen Menschen gleich ist und in Trieben besteht, die weder gut noch böse sind. In dieser Annahme einer jenseits von kulturellen Einflüssen feststellbaren Natur liegt eine der zentralen anthropologischen Überzeugungen der Psychoanalyse. Gleichzeitig bildet diese Annahme die Grundlage für den Gegensatz, ja Konflikt, den Freud zwischen Natur und Kultur sieht. Man kann hier von einer "Naturalisierung" des Menschen sprechen, eine "Naturalisierung", die mit dem Selbstverständnis Freuds, eine naturwissenschaftliche Psychologie begründet zu haben, einhergeht. Ludwig Binswanger hat den Menschen der Psychoanalyse als "homo natura" bezeichnet, ein Wesen, ausgestattet mit triebhaft determinierten Wünschen, in dem all das gleichsam per definitionem zur Illusion erklärt wird oder werden muss, was über diese Naturhaftigkeit hinausgeht. Tatsächlich liegt hier einer der zentralen Ansatzpunkte für eine Kritik der Freudschen Psychoanalyse und ihres Verständnisses der menschlichen Aggression.

Doch gehen wir zurück zu Freud. Er hat von den primitiven Regungen gesprochen, unter denen sich auch alle Regungen befinden, die von der Gesellschaft als böse verpönt werden. Dann schreibt er: "Diese primitiven Regungen legen einen langen Entwicklungsweg zurück, bis sie zur Betätigung beim Erwachsenen zugelassen werden. Sie werden gehemmt, auf andere Ziele und Gebiete gelenkt, gehen Verschmelzungen miteinander ein, wechseln ihre Objekte, wenden sich zum Teil gegen die eigene Person. Reaktionsbildungen gegen gewisse Triebe täuschen die inhaltliche Verwandlung derselben vor, als ob aus Egoismus - Altruismus, aus Grausamkeit - Mitleid geworden wäre" (ebd., p. 41). Die Triebe werden bearbeitet, modifiziert, umgewandelt etc. - unter dem Einfluss der Erziehung und der Gesellschaft. Dabei wirken zwei verschiedene Faktoren: ein innerer und ein äusserer. Der innere besteht darin, dass die "bösen" Triebe durch die "guten", das heisst durch die erotischen beeinflusst und in sozial akzeptable Motive verwandelt werden. "Der äussere Faktor ist der Zwang der Erziehung, welche die Ansprüche der kulturellen Umgebung vertritt und die dann durch die direkte Einwirkung des Kulturmilieus fortgesetzt wird. Kultur ist durch Verzicht auf Triebbefriedigung gewonnen worden und fordert von jedem Neuankommenden, dass er denselben Triebverzicht leiste. Während des individuellen Lebens findet eine beständige Umsetzung von äusserem Zwange in inneren Zwang statt. Die Kultureinflüsse leiten dazu an, dass immer mehr von den eigensüchtigen Strebungen durch erotische Zusätze in altruistische, soziale verwandelt werden" (ebd., p. 42). Hier haben Sie nochmals die Überzeugung Freuds vom Gegensatz zwischen der

Natur des Menschen, verkörpert in seinen Trieben, und der letztlich antagonistischen Kultur. Die Kultur wirkt gegen die Triebnatur und verwandelt diese in eine sozial akzeptable Form. Freud ist überzeugt davon - wie es an anderer Stelle heisst -, "... dass sich jede Kultur auf Zwang und Triebverzicht aufbauen muss" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 141). Dadurch bleibt "jeder einzelne virtuell ein Feind der Kultur" (ebd., p. 1140). Und: "Die Kultur muss ... gegen den Einzelnen verteidigt werden ..." (ebd.).

Ganz wesentlich ist auch die Überzeugung Freuds, dass erst die Kultur den Menschen sozial macht. Es gibt keine soziale *Natur* des Menschen. Erst durch den Prozess der Über-Ich-Bildung, das heisst durch die Internalisierung kultureller Gebote und Ansprüche, wird das Kind "moralisch und sozial". Das aber heisst, dass unser Gewissen auf einer fragilen Grundlage ruht. Es ist "... nicht der unbeugsame Richter, für den die Ethiker es ausgeben, es ist in seinem Ursprung '*soziale Angs*t' und nichts anderes. Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt, hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Rohheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 40). Wo also mit anderen Worten der kulturelle Druck der Aussenwelt nachlässt, da schwindet auch die Kraft der Moralität im Menschen. Vor allem dort, wo die moralische Instanz unter blosser Androhung von Bestrafung oder tatsächlicher Strafe errichtet worden ist, da hat sich nicht wirklich eine "Triebveredlung" (Freud) eingestellt. Die Konformität im Verhalten ist dann ein blosses Ergebnis der Kalkulation von erwartetem Nutzen und Schaden. Darin sind sich im übrigen die meisten Psychologen einig, dass nämlich eine bloss auf Lohn und Strafe beruhende Erziehung keine wirklich innere Bereitschaft zu prosozialem Verhalten schafft. Die Sittlichkeit ist bloss aufgesetzt, und sobald die äusseren Umstände - wie im Falle eines Krieges - ändern, zerfällt die moralische Ordnung im Menschen. Freud spricht in diesem Zusammenhang von "Kulturheuchlern", das heisst von Menschen, die nicht innerlich "kultiviert" sind, sondern nur aus Angst vor Missbilligung "unkultiviertes" Verhalten unterlassen. Er meint gar, zu seiner Zeit gebe es "ungleich mehr Kulturheuchler als wirklich kulturelle Menschen" (ebd., p. 44).

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Folgerung, dass die Enttäuschung über die Greuel des Krieges deshalb unberechtigt ist, weil die Menschen nicht so gut sind, nicht so kultiviert sind, wie wir gerne glauben möchten. Wir meinen, im Krieg würden die Menschen tief sinken. Tatsächlich aber sind sie gar nie so hoch gestiegen, wie wir annehmen. Das Verhalten im Krieg manifestiert eine menschliche Natur, die in kriegsfreien Zeiten nur dürftig überdeckt wird und daher jederzeit reaktivierbar ist.

Freud bestärkt seinen Standpunkt mithilfe eines weiteren Arguments. Seelische Entwicklungen würden eine Eigentümlichkeit besitzen, welche sich bei keinem anderen Entwicklungsvorgang vorfindet. "Wenn ein Dorf zur Stadt, ein Kind zum Manne heranwächst, so gehen dabei Dorf und Kind in Stadt und Mann unter. Nur die Erinnerung kann die alten Züge in das neue Bild einzeichnen; in Wirklichkeit sind die alten Materialien oder Formen beseitigt und durch neue ersetzt worden. Anders geht es bei einer seelischen Entwicklung zu. Man kann den nicht zu vergleichenden Sachverhalt nicht anders beschreiben als durch die Behauptung, dass jede frühere Entwicklungsstufe neben der späteren, die aus ihr geworden ist, erhalten bleibt ... Der frühere seelische Zustand mag sich jahrelang nicht geäussert haben, er bleibt doch so weit bestehen, dass er eines Tages wiederum die Äusserungsform der seelischen Kräfte werden kann, und zwar die einzige, als ob alle späteren Entwicklungen annulliert, rückgängig gemacht worden wären. ... die primitiven Zustände können immer wieder hergestellt werden; das primitive Seelische ist im vollen Sinne unvergänglich" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 45). Das ist eine ungewöhnliche Auffassung von psychischer Entwicklung, die aber ganz zentral ist für das psychoanalytische Verständnis des Menschen.

Wenn Sie als Kontrastfolie Piaget oder Kohlberg nehmen, dann begegnen Sie einer Entwicklungspsychologie, für die jede neue Stufe der Entwicklung eine Rekonstruktion und Aufhebung der früheren Stufe impliziert. Das Frühere geht gleichsam vergessen und verloren. Nicht so bei Freud. Alles Frühere bleibt erhalten. Entwicklung im psychischen Bereich ist nicht mit dem Wachstum einer Stadt vergleichbar. Frühere Denk- und Verhaltensweisen mögen jahrelang nicht mehr aktiviert worden sein, trotzdem sind sie noch vorhanden und können jederzeit wiederhergestellt werden. Damit ist klar, dass die ursprüngliche Natur des Menschen, die ja nur dank der kulturellen Einflüsse von Erziehung und Sozialisation modifiziert wird, wieder zum Ausbruch gelangen kann. Der Mensch ist im Prinzip jederzeit in der Lage, auf frühere Stufen seiner Entwicklung zu regredieren und primitivere Formen des psychischen Funktionierens zu reaktivieren. Solche Regression findet in der Neurose statt, vorübergehend auch im Schlaf, und schliesslich auch unter Bedingungen des Krieges. So schreibt Freud: "Es kann also auch die Triebumbildung, auf welcher unsere Kultureignung beruht, durch Einwirkungen des Lebens - dauernd oder zeitweilig - rückgängig gemacht werden. Ohne Zweifel gehören die Einflüsse des Krieges zu den Mächten, welche solche Rückbildung erzeugen können, und darum brauchen wir nicht allen jenen, die sich gegenwärtig unkulturell benehmen, die Kultureignung abzusprechen, und dürfen erwarten, dass sich ihre Triebveredlung in ruhigeren Zeiten wieder herstellen wird" (ebd., p. 46). Der Krieg ist ein vorübergehender, aber jederzeit möglicher Einbruch in

die kulturell gestützte Moralität des Menschen. Der Mensch ist nicht so gut wie wir glauben. Darin liegt die Illusion, die wir uns vom Menschen machen. Haben wir uns von dieser Illusion befreit, erweist sich auch die Enttäuschung des Krieges als Resultat eines falschen Bildes, das wir von uns selbst haben. Mit einem "realistischen" Bild des Menschen, nämlich demjenigen, das uns die Psychoanalyse zeichnet, werden wir die Enttäuschung des Krieges leichter ertragen.

So weit Freuds Darlegungen zur Enttäuschung über die Ereignisse des Ersten Weltkrieges. Ich glaube, dass die Argumentation deutlich geworden ist. Freud denkt sich die Natur des Menschen abstrakt, losgelöst von kulturellen Einflüssen. Und diese abstrakte Natur ist egoistisch, ja grausam und mörderisch. Das Gute im Menschen ist Resultat einer kulturell angeleiteten Überformung der menschlichen Natur, eine Überformung, die aber keine Umgestaltung bewirkt, sondern sich lediglich additiv der natürlichen Grausamkeit überlagert. Folglich kann die kulturelle Moral jederzeit wieder abgetragen, die "Kulturauflagerungen" (Freud) können abgestreift werden, und der Mensch steht in seiner primitiven Natur vor uns. Situationen des Krieges sind solche Situationen des Abbaus von kultureller Überformung. Sie zeigen den Menschen in seiner triebhaften Natur, zu der auch Gewalt und Aggressivität gehören.

Diese Art und Weise, über den Menschen zu denken, ist keineswegs spezifisch für Freud und die Psychoanalyse. Die Vorstellung, es gebe im Menschen eine gesellschaftsfreie, asoziale Natur finden wir im europäischen Denken spätestens seit der Neuzeit. Auch Jean-Jacques Rousseau oder Thomas Hobbes denken sich den Menschen nicht anders. Der Unterschied liegt allenfalls darin, ob die abstrakte, asoziale Natur des Menschen als gut oder böse betrachtet wird. Der Denkstil ist aber derselbe, und er wurzelt auch tief in unserem Bewusstsein. Dafür möchte ich nur ein kurzes Beispiel geben. Es betrifft den grausamen Krieg im ehemaligen Jugoslawien. Wie kann man diesen Krieg erklären? Ein Journalist des "Tages Anzeigers" hat dies dadurch versucht, dass er sich des Konzeptes der Regression bedient. Das politische Vakuum im ehemaligen Jugoslawien setze "geradezu archetypische Kräfte frei" ("Tages Anzeiger" 10.10.92, S. 2). "Niemand bietet den jungen Männern auf dem Trümmerfeld einstiger Staatlichkeit eine zivilisierte Perspektive an. ... Es handelt sich um eine kollektive Regression, um einen Rückfall in kulturlose Zeit" (ebd.).

Warum Krieg?

Das Bild des Menschen als eines ursprünglich kulturlosen, mordenden Barbaren ist zutiefst pessimistisch. Eine nachhaltige Verbesserung der menschlichen Natur scheint undenkbar. Das Böse in uns ist nur schwer zu zähmen. Diese Auffassung hat Freud 1933 in einem Briefwechsel mit Al-

bert Einstein im wesentlichen bestätigt. Er schildert die ursprüngliche Situation des Menschen als einen Zustand der Herrschaft der Mächtigen, bei der Muskelkraft darüber entscheidet, wessen Willen befolgt wird. Der ursprüngliche Zustand ist einer der "Herrschaft der grösseren Macht, der rohen oder intellektuell gestützten Gewalt" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 276). Später ist das Recht entstanden. Aber auch dieses beruht auf dem Prinzip der Gewalt. Die Stärke des Einzelnen wurde wettgemacht durch die Stärke der Gemeinschaft. "Gewalt wird gebrochen durch Einigung, die Macht dieser Geeinigten stellt nun das Recht dar im Gegensatz zur Gewalt des Einzelnen. Wir sehen, das Recht ist die Macht einer Gemeinschaft. Es ist noch immer Gewalt, bereit, sich gegen jeden Einzelnen zu wenden, der sich ihr widersetzt, arbeitet mit denselben Mitteln, verfolgt dieselben Zwecke; der Unterschied liegt wirklich nur darin, dass es nicht mehr die Gewalt eines Einzelnen ist, die sich durchsetzt, sondern die der Gemeinschaft" (ebd., p. 277).

So gesehen kann dem Krieg eine geradezu positive Bedeutung gegeben werden. Denn als Eroberungskrieg führt er dazu, immer grössere soziale Einheiten zu schaffen, innerhalb derer das Rechtsprinzip mittels Staatsgewalt durchgesetzt wird. Eine starke Zentralgewalt macht schliesslich weitere Kriege unmöglich. Nebenbei gesagt ist dies ein Argument, das auch Norbert Elias im Rahmen seiner Analyse des europäischen Zivilisationsprozesses formuliert hat. Bei Freud heisst es weiter: "Eine sichere Verhütung der Kriege ist nur möglich, wenn sich die Menschen zur Einsetzung einer Zentralgewalt einigen, welcher der Richtspruch in allen Interessenkonflikten übertragen wird. Hier sind offenbar zwei Forderungen vereinigt, dass eine solche übergeordnete Instanz geschaffen und dass ihr die erforderliche Macht gegeben werde. Das eine allein würde nicht nützen. Nun ist der Völkerbund als solche Instanz gedacht, aber die andere Bedingung ist nicht erfüllt; der Völkerbund hat keine eigene Macht und kann sie nur bekommen, wenn die Mitglieder der neuen Einigung, die einzelnen Staaten, sie ihm abtreten" (ebd., p. 279). Diese Äusserung ist heute gleichermassen auf die UNO anwendbar. Auch der UNO fehlt - jedenfalls noch weitgehend - die Macht, die sie nur bekommen könnte, wenn die einzelnen Staaten ihr freiwillig Macht abgeben würden. Das Ergebnis wäre eine Gemeinschaft von Staaten, die alle Macht zentralisiert hätte.

Nach diesen eher soziologischen Ausführungen kommt Freud erneut auf die Triebnatur des Menschen zu sprechen. Er schreibt von einem "Trieb zum Hassen und Vernichten", an dessen Existenz die Psychoanalyse glaube. Dann heisst es, an Einstein gerichtet: "Darf ich Ihnen ... ein Stück der Trieblehre vortragen, zu der wir in der Psychoanalyse nach vielem Tasten und Schwanken gekommen sind? Wir nehmen an, dass die Triebe des Menschen nur von zweierlei Art sind, entweder solche, die erhalten und

vereinigen wollen - wir heissen sie erotische ... oder sexuelle mit bewusster Überdehnung des populären Begriffs von Sexualität - und andere, die zerstören und töten wollen; wir fassen diese als Aggressionstrieb oder Destruktionstrieb zusammen. Sie sehen, das ist eigentlich nur die theoretische Verklärung des weltbekannten Gegensatzes von Lieben und Hassen, der vielleicht zu der Polarität von Anziehung und Abstossung eine Urbeziehung unterhält, die auf Ihrem Gebiet eine Rolle spielt. Nun lassen Sie uns nicht zu rasch mit den Wertungen von Gut und Böse einsetzen. Der eine dieser Triebe ist ebenso unerlässlich wie der andere, aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken der beiden gehen die Erscheinungen des Lebens hervor. Nun scheint es, dass kaum jemals ein Trieb der einen Art sich isoliert betätigen kann, er ist immer mit einem gewissen Betrag von der anderen Seite verbunden, wie wir sagen: legiert, der sein Ziel modifiziert oder ihm unter Umständen dessen Erreichung erst möglich macht. So ist z.B. der Selbsterhaltungstrieb gewiss erotischer Natur, aber gerade er bedarf der Verfügung über die Aggression, wenn er seine Absicht durchsetzen soll. Ebenso benötigt der auf Objekte gerichtete Liebestrieb eines Zusatzes vom Bemächtigungstrieb, wenn er seines Objekts überhaupt habhaft werden soll. Die Schwierigkeit, die beiden Triebarten in ihren Äusserungen zu isolieren, hat uns ja so lange in ihrer Erkenntnis behindert" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 281). Das sollte Ihnen mittlerweile vertraut vorkommen. Freud meint dann weiter, dass konkrete menschliche Handlungen kaum je durch eine einzige Triebregung motiviert würden. Im allgemeinen setze sich die Motivation der Menschen aus Anteilen beider Triebe zusammen. Anknüpfend an den Destruktionstrieb heisst es weiter, mit etwas Aufwand von Spekulation sei die Psychoanalyse zur Auffassung gelangt, "... dass dieser Trieb innerhalb jedes lebenden Wesens arbeitet und dann das Bestreben hat, es zum Zerfall zu bringen, das Leben zum Zustand der unbelebten Materie zurückzuführen. Er verdiente in allem Ernst den Namen eines Todestriebes, während die erotischen Triebe die Bestrebungen zum Leben repräsentieren. Der Todestrieb wird zum Destruktionstrieb, indem er mit Hilfe besonderer Organe nach aussen, gegen die Objekte gewendet wird. Das Lebewesen bewahrt sozusagen sein eigenes Leben dadurch, dass es fremdes zerstört. Ein Anteil des Todestriebes verbleibt aber im Innern des Lebewesens tätig, und wir haben versucht, eine ganze Anzahl von normalen und pathologischen Phänomenen von dieser Verinnerlichung des Destruktionstriebes abzuleiten. Wir haben sogar die Ketzerei begangen, die Entstehung unseres Gewissens durch eine solche Wendung der Aggression nach innen zu erklären. Sie merken, es ist gar nicht so unbedenklich, wenn sich dieser Vorgang in allzu grossem Ausmass vollzieht, es ist direkt ungesund, während die Wendung dieser Triebkräfte zur Destruktion in der Aussenwelt das Lebewesen entlastet, wohltuend wirken muss. Das diene zur biologischen Entschuldigung all der hässlichen und gefährlichen Strebun-

gen, gegen die wir ankämpfen. Man muss zugeben, sie sind der Natur näher als unser Widerstand dagegen ..." (ebd., p. 282f.). Damit bestärkt Freud seine Überzeugung von der Naturhaftigkeit "all der hässlichen und gefährlichen Strebungen" in uns. Diese sind "der Natur näher als unser Widerstand dagegen".

Nun zieht Freud eine vorläufige Bilanz: "Aus dem Vorstehenden entnehmen wir für unsere nächsten Zwecke soviel, dass es keine Aussicht hat, die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen" (ebd., p. 283). Es könne daher auch nicht darum gehen, "die menschliche Aggressionsneigung völlig zu beseitigen" (ebd.). Jedoch könne man versuchen, "sie so weit abzulenken, dass sie nicht ihren Ausdruck im Kriege finden muss" (ebd.). Dazu muss der Gegenspieler des Destruktionstriebes mobilisiert werden, der Eros. Denn alles, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstellt, wirkt dem Krieg entgegen.

Der Brief Freuds an Einstein endet mit einer eher unerwarteten Wendung. Freud fragt sich nämlich nun - ganz ähnlich wie in seiner Arbeit von 1915, die vom Entsetzen über den Krieg ausgegangen ist -, warum wir uns so sehr gegen den Krieg empören, "... Sie und ich und so viele andere, warum nehmen wir ihn nicht hin wie eine andere der vielen peinlichen Notlagen des Lebens?" (ebd., p. 284). Seine Antwort ist eigenartig. Freud schreibt nämlich: "... ich glaube, der Hauptgrund, weshalb wir uns gegen den Krieg empören, ist, dass wir nicht anders können. Wir sind Pazifisten, weil wir es aus *organischen* Gründen sein müssen" (ebd., p. 285 - Hervorhebung W.H.). Freud scheint sich der Eigenartigkeit und Unerwartetheit seiner Antwort bewusst zu sein, denn er schreibt weiter: "Das ist wohl ohne Erklärung nicht zu verstehen. Ich meine das Folgende: Seit unvordenklichen Zeiten zieht sich über die Menschheit der Prozess der Kulturentwicklung hin. (Ich weiss, andere heissen ihn lieber: Zivilisation.) Diesem Prozess verdanken wir das Beste, was wir geworden sind, und ein Gutteil von dem, woran wir leiden. Seine Anlässe und Anfänge sind dunkel, sein Ausgang ungewiss, einige seiner Charaktere leicht ersichtlich. Vielleicht führt er zum Erlöschen der Menschenart, denn er beeinträchtigt die Sexualfunktion in mehr als einer Weise, und schon heute vermehren sich unkultivierte Rassen und zurückgebliebene Schichten der Bevölkerung stärker als hochkultivierte. Vielleicht ist dieser Prozess mit der Domestikation gewisser Tierarten vergleichbar; ohne Zweifel bringt er körperliche Veränderungen mit sich; man hat sich noch nicht mit der Vorstellung vertraut gemacht, dass die Kulturentwicklung ein solcher organischer Prozess sei. Die mit dem Kulturprozess einhergehenden psychischen Veränderungen sind auffällig und unzweideutig. Sie bestehen in einer fortschreitenden Verschiebung der Triebziele und Einschränkungen der Triebregungen. Sensationen, die unseren Vorahnen lustvoll waren, sind für uns indifferent oder selbst

unleidlich geworden; es hat organische Begründungen, wenn unsere ethischen und ästhetischen Idealforderungen sich geändert haben. Von den psychologischen Charakteren der Kultur scheinen zwei die wichtigsten: die Erstarkung des Intellekts, der das Triebleben zu beherrschen beginnt, und die Verinnerlichung der Aggressionsneigung mit all ihren vorteilhaften und gefährlichen Folgen. Den psychischen Einstellungen, die uns der Kulturprozess aufnötigt, widerspricht nun der Krieg in der grellsten Weise, darum müssen wir uns gegen ihn empören, wir vertragen ihn einfach nicht mehr, es ist nicht bloss eine intellektuelle und affektive Ablehnung, es ist bei uns Pazifisten eine konstitutionelle Intoleranz, eine Idiosynkrasie gleichsam in äusserster Vergrösserung. Und zwar scheint es, dass die ästhetischen Erniedrigungen des Krieges nicht viel weniger Anteil an unserer Auflehnung haben als seine Grausamkeiten. Wie lange müssen wir nun warten, bis auch die anderen Pazifisten werden? Es ist nicht zu sagen, aber vielleicht ist es keine utopische Hoffnung, dass der Einfluss dieser beiden Momente, der kulturellen Einstellung und der berechtigten Angst vor den Wirkungen eines Zukunftskrieges, dem Kriegführen in absehbarer Zeit ein Ende setzen wird. Auf welchen Wegen oder Umwegen, können wir nicht erraten. Unterdes dürfen wir uns sagen: Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg" (ebd., p. 285f.).

Das sind einfach deshalb erstaunliche Äusserungen, weil Freud hier eine progressive Auffassung vom Einfluss der Kultur vertritt. Der Pessimismus, der ansonsten in Freuds Werk immer wieder durchbricht, weicht hier einer beinahe optimistischen Perspektive auf die Zukunft der Menschheit. Das statische, additive Bild des Menschen weicht einer dynamischen, prozessualen Auffassung, die die Regression in die Barbarei nicht mehr für ein jederzeit mögliches Schicksal erachtet. Die Kulturentwicklung erscheint als ein fortschreitender Prozess. Ungewohnt ist, dass Freud seine puzzle-artige Vorstellung der menschlichen Entwicklung relativiert. Entwicklung scheint nun doch nicht nur ein Prozess zu sein, bei dem einzelne Entwicklungspartikel additiv zusammengefügt werden und im Prinzip jederzeit wieder auseinanderfallen können, sondern Entwicklung - vor allem bezogen auf die Entwicklung der Menschheit - scheint nachhaltige Veränderungen hervorzubringen. So dass schliesslich doch die Hoffnung besteht, dass die ursprüngliche, egoistische und aggressive Natur des Menschen transformiert wird in Formen, die weniger für Regression anfällig sind.

Diese hoffnungsvolle Perspektive ist bei Freud allerdings nicht völlig unerwartet. In seiner Religionskritik beispielsweise gibt er seinem Vertrauen in die Wissenschaft Ausdruck. Die Versprechungen der Religionen beruhen auf nicht mehr als auf Fiktionen. Die Wissenschaft hilft uns nicht nur, dies zu erkennen, die Intelligenz, die sie verkörpert, ist auch unsere Hoffnung. Die Intelligenz ist das Mittel zur Beherrschung unseres Trieblebens.

Ihre Stimme ist zwar leise, "... aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör geschafft hat" (Studienausgabe, Bd. IX, p. 186). Das ist einer der wenigen Punkte, "in denen man für die Zukunft der Menschheit optimistisch sein darf" (ebd.). "Der Primat des Intellekts liegt gewiss in weiter, weiter, aber wahrscheinlich doch nicht in unendlicher Ferne" (ebd.).

Der Todestrieb bei Freuds Nachfolgern

Soweit meine Auseinandersetzung mit dem Aggressionsverständnis von Sigmund Freud. Ich habe mich nicht zuletzt deshalb etwas ausführlicher mit Freud beschäftigt, um Sie darauf aufmerksam zu machen, dass eine Aggressionstheorie immer eine, wenn nicht explizite, dann implizite Anthropologie enthält, das heisst eine bestimmte Auffassung vom "Wesen" des Menschen. Bei Freud ist dies eine sehr traditionelle Auffassung von einem natürlicherweise asozialen Menschen. Zu dieser asozialen menschlichen Natur gehören die egoistischen Triebe, die nur unter dem Zwang der Kultur, das heisst im Medium von Sozialisation und Erziehung von ihren ursprünglichen Zielen abgelenkt werden. Dabei denkt Freud äusserst elementaristisch: der Natur wird die Kultur lediglich zuaddiert, folglich kann sie unter bestimmten Umständen auch wieder wegaddiert werden, und die Triebnatur des Menschen bricht ungehemmt durch. Genaugenommen kennt Freud keine Entwicklungstheorie, denn was sich im Verlaufe eines individuellen Lebens, aber auch im Laufe der Menschheitsgeschichte verändert, sind keine bleibenden Errungenschaften, die auf qualitativen Veränderungen der menschlichen Natur beruhen. Vielmehr erscheint die menschliche Entwicklung mosaikartig, zusammengefügt aus Elementen von Natur und Kultur, dadurch aber jederzeit gefährdet, in ihre Elemente auseinanderzufallen. Darin ist der Pessimismus des Freudschen Verständnisses des Menschen begründet, ein Pessimismus, der nur gelegentlich durch ein etwas hoffnungsvolleres Bild des Menschen und seiner Zukunft relativiert wird.

Was nun das Schicksal der Freudschen Lehre vom Todestrieb anbelangt, so sind nur wenige Psychoanalytiker diesbezüglich Freud gefolgt. Das Konzept des Todestriebes erinnert stark an die christliche Auffassung von der Erbsünde, einer schicksalhaften Last, die den Menschen in unvordenklichen Zeiten aufgebürdet worden ist und die sie noch heute mit sich schleppen. Der Unterschied zum Christentum liegt allenfalls darin, dass dieses aus dem Sündenfall des Menschen moralische Konsequenzen zieht, während Freuds Todestrieb des Natur des Menschen zugehört, die in Sachen Moral neutral zu verstehen ist.

Was die Nachfolger Freuds anbelangt, die das Todestriebkonzept verwerfen, so gehen diese im allgemeinen davon aus, dass Aggression ein reaktives Verhalten ist. Damit kehren sie im Grunde genommen zu Freuds ursprünglicher Auffassung zurück. Karen Horney schildert die Aggression

als ein reaktives Geschehen, das aus der "Selbstentfremdung" des Menschen hervorgeht. Ähnlich sieht es Erich Fromm, auf den ich später gesondert eingehen werde.[8] Robert Waelder vertritt ebenfalls die Ansicht, dass zumindest ein beträchtlicher Teil der menschlichen Aggression reaktiv bedingt ist. Eine destruktive Haltung, eine destruktive Handlung oder ein destruktiver Impuls können sein:

"I. die Reaktion auf

a) eine Bedrohung der Selbsterhaltung oder allgemeiner eine Bedrohung von Zielen und Inhalten, die gewöhnlich dem Ich zugeschrieben werden oder die Reaktion auf

b) die Versagung oder drohende Versagung libidinöser Triebe.

Oder:

II. ein Nebenprodukt einer Ich-Aktivität wie etwa

a) der Bemeisterung der Umwelt oder

b) der Kontrolle über Körper oder Seelenleben.

III. Teil oder Aspekt eines libidinösen Bedürfnisses, das in mancher Hinsicht Aggressivität gegen das Objekt bedeutet, wie etwa Inkorporierung oder Penetration" (Waelder 1971, p. 113).

In allen diesen Fällen besteht kein Grund, einen Aggressions*trieb* anzunehmen.

Etwas, was wir klar unterscheiden sollten, ist allerdings Aggression, die situativ bedingt und verständlich ist, und *Aggressivität*, deren Wurzeln in der Persönlichkeit eines Menschen liegen. Wer aggressiv reagiert, weil er provoziert, bedroht oder frustriert worden ist, handelt aus einer Situation heraus. Die Situation macht seine Aggression verständlich. Oft aber genügen situative Hinweise nicht, um das aggressive Verhalten eines Menschen zu verstehen. Dann muss in seine Lebensgeschichte zurückgeblickt und eine Aggressionsbereitschaft ausgemacht werden, die sich aus Lebenserfahrungen entwickelt hat und zur stabilen Disposition geworden ist. Diese Disposition zu Aggressionen nennt man sinnvollerweise Aggressivität. Es ist nun so, dass die Erklärung reaktiv bedingter Aggressionen im Prinzip ohne Rückgriff auf ein inneres Potential an Aggressivität auskommen kann. Und zwar einfach deshalb, weil die Kenntnis der Situation ausreichend ist, um das aggressive Verhalten zu verstehen. Die nächste Theorie, die wir im Rahmen dieser Vorlesung diskutieren werden, ist ganz auf diesen Fall reaktiver Aggression ausgerichtet, nämlich die Frustrations-Aggressions-Theorie. Wo aber die Situation als Erklärungsgrösse nicht ausreicht, da bleibt letztlich nur der Rückgriff auf "innere" Grössen, und dann

[8] Im 2. Teil der Vorlesung (Sommersemester 1993).

ist ein Aggressionstrieb *eine* Möglichkeit, eine solche "innere" Grösse zu bezeichnen. Statt einen Trieb kann man aber auch eine Gewohnheit postulieren, ein Motiv oder allgemeiner eine bestimmte Persönlichkeits- oder Selbststruktur. Darauf werden wir zurückkommen.

Das Konzept des Todestriebes hat also selbst im Kreise der Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker kein grosses Echo gefunden. Nur wenige waren bereit, Freud in dieser Hinsicht zu folgen. Persönlich stehe ich dem Konzept des Todestriebes ebenfalls skeptisch gegenüber, aber eher deshalb, weil mir die ganze Konstruktion der Freudschen Triebtheorie nicht notwendig scheint. Den Tod allerdings, den gibt es. Und wie in vielen anderen Fällen auch, erweist sich Freud diesbezüglich als einer der wenigen psychologischen Autoren, die das Thema überhaupt aufgreifen. Freud hat das Tabu der Sexualität gebrochen. Und vielleicht hat er in seinen letzten Jahren die Grundlagen für einen weiteren Tabubruch gelegt, indem er das Konzept des Todestriebes einführte. Denn tatsächlich wird der Tod in unserer Zeit tabuisiert. Vielleicht sollten wir weniger von einem Gewalttabu als von einem Todestabu sprechen, das an die Stelle des Tabus der Sexualität getreten ist. Der Tod wird heute ähnlich verdrängt wie die Sexualität um die Jahrhundertwende. Tod und Sterben sind keine öffentlichen Ereignisse mehr, wie dies früher der Fall war. Wir sterben hinter den Fassaden von Altersasylen, Krankenheimen und Spitälern. Trauerzüge kennen wir nicht mehr. Bestattungen finden unauffällig statt. Eine Kultur der Vorbereitung auf den Tod kennen wir nicht mehr. Wenn wir davon absehen, dass Freud einen Todes*trieb* postuliert hat, dann meine ich, dass wenigstens seine Auseinandersetzung mit dem Tod an einer zentralen Stelle seiner psychologischen Theorie einen Gewinn darstellt, den wir bei kaum einem anderen Psychologen verbuchen können.

Kommen wir abschliessend zum Kapitel Psychoanalyse und Aggression auf einige pädagogische Implikationen des psychoanalytischen Verständnisses von Aggression zu sprechen. Der Vorzug der Freudschen Argumentation liegt darin, dass sie nicht ein in sich abgeschlossenes System der Aggressionsdynamik postuliert - wie dies später Konrad Lorenz getan hat - , sondern eine Umwandlung von aggressiver in andere Formen von Energie oder gar eine Sublimierung und Neutralisierung der aggressiven Qualität psychischer Energie annimmt. Dadurch braucht Aggression nicht in jedem Fall "abgeführt" zu werden. Vielmehr kann sie durch sozialisatorische und erzieherische Massnahmen "veredelt" werden, das heisst zugunsten konstruktiver, kulturell wertvoller Tätigkeiten transformiert werden.

Darin liegt eine Chance und eine Aufgabe der Erziehung. So schreibt die Psychoanalytikerin Edith Buxbaum, dass selbst die feindliche und destruktive Aggression zu nützlichen und konstruktiven Zwecken umgewandelt werden könne. "Für praktische Zwecke erscheint die Frage, ob die Aggres-

sion ursprünglich destruktiv war oder nicht, unwichtig; wir müssen mit der Tatsache rechnen, dass Aggression ein Instinkt ist, der entweder für konstruktive oder destruktive Zwecke verwendet werden kann. Unser Interesse besteht darin, die Bedingungen herauszufinden, die günstig sind, um den einen oder anderen Aspekt hervorzubringen" (Buxbaum 1973, p. 231). Psychoanalytiker, die sich pädagogisch mit dem Thema Aggression bei Kindern auseinandergesetzt haben, sind insbesondere die Tochter Sigmund Freuds, Anna Freud, August Aichhorn, Hans Zulliger, Fritz Redl und Bruno Bettelheim. Ich möchte hier exemplarisch auf Fritz Redl eingehen. Er war Lehrer, Erziehungsberater und Psychoanalytiker in Wien, emigrierte 1936 in die USA und war bis 1973 Professor für Verhaltenswissenschaften in Detroit.[9]

Kinder, die hassen

Redl hat 1951 zusammen mit David Wineman ein Buch mit dem Titel "Kinder, die hassen" veröffentlicht. Darin schildert er eine pädagogisch-therapeutische Institution, das sogenannte Pioneer House, in dem Kinder, die ihres aggressiven Verhaltens wegen von niemandem sonst aufgenommen werden wollten, während einer gewissen, allerdings eher kurzen Zeit betreut und behandelt wurden. Das Pioneer House war 19 Monate lang in Betrieb (Dezember 1946 bis Juni 1948), wobei lediglich 5 Kinder während der ganzen Zeit betreut werden konnten. Dabei sollte gleich zu Beginn der Darstellung festgehalten werden, dass die Klientel des Heimes ausschliesslich aus Knaben bestand. Die "Kinder, die hassen" waren in Wirklichkeit "Jungen, die hassen", und zwar Jungen im vorpubertären Alter zwischen 8 und 11 Jahren.

Kinder, die hassen, so Redl, werden rasch zu Kindern, die keiner will. Sie werden ausgestossen und ausgegrenzt, da ein Zusammenleben mit ihnen scheinbar unmöglich ist. Doch in den grossen Städten der USA gibt es Tausende solcher Kinder. Wodurch ist der Hass dieser Kinder bedingt? Der Grund, warum die Kinder so sehr hassen, schreiben Redl und Wineman, ist nicht der Hass als solcher. "Wir finden vielmehr, dass zwei andere Faktoren für unsere erzieherische und therapeutische Hilflosigkeit verantwortlich sind: Einer ist die *Auflösung der Selbstkontrolle*, die die aufgestaute Aggression in der Persönlichkeit dieser Kinder bewirkt hat. Der andere ist darin zu sehen, dass sich *ein Teil ihres Hasses zu einem gut ausgebauten Sektor des scharfsinnig entwickelten Abwehrsystems gegen eine moralische Verflechtung mit ihrer Umwelt verfestigt hat*. Wir glauben, diese beiden Faktoren weitgehend für den Umstand verantwortlich machen zu können,

[9] Die folgenden Ausführungen über Redl sind nach Abschluss der Vorlesung überarbeitet und erweitert worden.

dass sich diese Kinder selbst gute Erziehungsbedingungen nicht spontan zunutze machen können, wenn sie ihnen ausgesetzt werden, und dass sie anscheinend nicht einmal auf unsere besten therapeutischen Verfahren reagieren können, die für die Behandlung von Kindern mit Störungen anderer Art so angemessen zu sein scheinen. Das tatsächliche Ausmass der Aggression, der Destruktion und des Hasses, mit dem die Kinder jene überschütten, die sie zu ändern versuchen, ist schon schwer genug zu ertragen, aber es ist nur ein Nebenprodukt ihrer Pathologie, ein Rauchvorhang, hinter dem sich ihre gestörte Persönlichkeit verbirgt."

Redl und Wineman gehen davon aus, dass die Selbstkontrolle dieser Kinder gestört ist, das heisst ihr Ansatz ist "ich-psychologisch". Das "Ich" ist ein Kontrollsystem, dessen Funktion darin besteht zu entscheiden, welche Wünsche oder Strebungen eines Menschen zugelassen und artikuliert werden dürfen. Von Freud stammt der berühmte Vergleich des "Es" mit einem Ross und des "Ich" mit einem Reiter, der das Ross in Zügel hält oder auch einmal die Zügel fahren lässt. Das Ich ermöglicht Selbstkontrolle und Selbststeuerung. Dabei wird es vom "Über-Ich" sekundiert. Die Selbstkontrolle ist bei den "Kindern, die hassen" gestört. Die Kinder leiden unter einer Ich-Störung.

Das Ich übt nach Redl und Wineman vier Funktionen aus: eine kognitive Funktion im Sinne der Fähigkeit, die äussere (physische und soziale) Realität zu prüfen und die innere Realität, nämlich "was in uns vorgeht", zu beurteilen, eine Machtfunktion im Sinne der Fähigkeit, Impulse und Triebe zu unterdrücken, eine Auswahlfunktion im Sinne der Fähigkeit, Entscheidungen hinsichtlich der Reaktion auf bestimmte Situationen zu treffen und eine synthetische Funktion im Sinne der Fähigkeit, die verschiedenen Teile der Persönlichkeit koordinieren zu können, aufeinander abzustimmen und im Gleichgewicht zu halten. Redl und Wineman gehen davon aus, dass ein Teil der grundlegenden Pathologie der hassenden Kinder eng mit direkten Störungen der Ich-Funktionen zusammenhängt. Dabei ergibt sich der Ausdruck der "Ich-Schwäche" aus der Machtfunktion des Ichs, die bei aggressiven Kindern gestört bzw. beeinträchtigt ist.

Solche Störungen der Ich-Funktionen betreffen zum Beispiel eine ausgesprochen niedere Frustrationstoleranz. Die Kinder, die hassen, können selbst mit leichtesten Frustrationen nicht umgehen. Oder, ein anderes Moment: Sie erleben ein unübliches Ausmass an Angst. Ihr Ich ist verarmt in bezug auf gezieltere Versuche, mit Gefühlen der Angst oder Unsicherheit fertig zu werden. Entweder geraten sie durch Angst in Panik und schlagen wild um sich, oder sie ziehen sich zurück. Ein weiteres Beispiel geschwächter Ich-Funktionen ist die Unfähigkeit der Kinder, Misserfolg zu ertragen. Der geringe Selbstwert der Kinder lässt sie jeden Misserfolg als katastrophal erleben. Des weiteren sind sie kaum fähig, einer Versuchung

zu widerstehen. Sie sind stark dem Aufforderungscharakter von Situationen und Tätigkeiten anderer ausgeliefert, jedenfalls wenn es sich um Aufforderungen handelt, die den Triebbereich ansprechen. Schliesslich zeigen die "Kinder, die hassen" panische Reaktionen angesichts von neuen Situationen. Sie sind unfähig, sich auf Neues einzustellen, und zeigen auch keine Bereitschaft, sich mit Neuem auseinanderzusetzen oder Unbekanntes zu erforschen.

Entsprechend dem ich-psychologischen Ansatz von Redl und Wineman bestand die Therapie im Pioneer House im wesentlichen darin, die Ich-Funktionen der Kinder zu unterstützen und zu stärken. Die Therapie beruhte keineswegs auf dem Prinzip des Gewährenlassens, das heisst der totalen Akzeptanz libidinöser "Abfuhr". Eines der Grundprinzipien der Arbeit mit den Kindern war, dass das Gewähren von Befriedigungen, liebevolle Zuwendung und Zeichen der Zuneigung seitens der Erwachsenen absolut getrennt wurden von Überlegungen, ob ein Kind sie aufgrund seines Verhaltens "verdient" hat oder nicht. Das Klima war jedoch nicht permissiv. "Was wir hier klarstellen wollen, ist der Umstand, dass es in bezug auf Aggression und Wildheit bestimmte Regeln gab. Wir waren nicht prinzipiell für's Gewährenlassen." Kinder, die sich untragbar aggressiv verhielten, wurden von den übrigen Kindern isoliert (eine Art "Time-out"-Technik, vgl. S. 173f.). Dabei blieb der Erwachsene, der die Isolierung veranlasst hatte, beim Kind, um ihm zu helfen, mit seinen Gefühlen fertig zu werden. Was die Zerstörungswut der Kinder anbelangt, schreiben Redl und Wineman das folgende zu ihrem Vorgehen: "Bei der Behandlung von Kindern, deren Störung vor allem um Hass und Aggression kreisen, muss man auf ein gewisses Mass von Zerstörung gefasst sein, ja man muss es sogar erlauben, bevor grundlegende Veränderungen eintreten können. Wie Aggressionen gegen Personen muss jedoch auch die Zerstörung in gewissen Grenzen gehalten werden."

Wie wir bereits gesehen haben, gehen Redl und Wineman davon aus, dass die "Kinder, die hassen" auf der einen Seite von Aggressionen "überschwemmt" werden, was ihre Ich-Funktionen beeinträchtigt bzw. "ausser Kraft setzt", auf der anderen Seite betonen sie, dass diese Kinder ihre Ich-Kompetenz auch "falsch" einsetzen, nämlich zum Zwecke der Abwehr von moralischen Empfindungen. Den Ich-Defekten stehen Ich-Kompetenzen gegenüber, die zu unerwünschten Zwecken eingesetzt werden. Die Psychoanalyse spricht in dem Falle von Abwehrmechanismen. Diese stehen bei den Kindern, die hassen, im Dienste der Verteidigung ihrer Triebhaftigkeit. Redl und Wineman sprechen von den Techniken des delinquenten

Ichs.[10] Anstatt seine Aufgabe zu erfüllen, zwischen Trieben und Ansprüchen der Realität zu *vermitteln*, stellt sich das delinquente Ich vollständig auf die Seite der Triebhaftigkeit. "Weit davon entfernt, aus Hilflosigkeit oder nur wegen eines gelegentlichen Ansturms ungewöhnlicher Triebintensität delinquent zu handeln, haben diese Kinder ein organisiertes System gut entwickelter Abwehrmechanismen und begegnen dem Erwachsenen, der sie zu ändern versucht, mit einem konsequenten und gutgeplanten Sperrfeuer von Gegentechniken." Das erschwert die Behandlung dieser Kinder enorm. Denn nun erweist sich, dass sie nicht nur über Ich-Defizite verfügen, sondern dass sie zusätzlich Ich-Kompetenzen haben, die sie zu unerwünschten Zwecken einsetzen. "Sobald bei einem Kind ein Teil des Ichs seine Macht so stark für die Verteidigung der Delinquenz einsetzt, wird uns eine ganz neue Aufgabe aufgebürdet. Um das Kind von seinem Drang zur Delinquenz zu 'befreien', müssen wir die Hürde der strategischen Triebverteidigung durch das Ich überwinden. Es wird daher bei solchen Kindern zu einer höchst wichtigen Angelegenheit, genau zu untersuchen, wie ihr Ich die Verteidigung der Triebhaftigkeit gegen das eigene Gewissen und gegen die Umwelt anlegt." Eine ganz zentrale Strategie der Kinder ist dabei das Vermeiden von Schuldgefühlen. Die Behandlung der Kinder zeigt, dass sie keineswegs ohne moralisches Empfinden sind. Dieses wird aber abgewehrt und übertüncht durch eine zur Schau gestellte Kälte und Empfindungslosigkeit. Die Behandlung muss daher nicht moralisches Empfinden allererst aufbauen, sondern jene Empfindlichkeit freilegen, die durch Abwehrtechniken stillgelegt worden ist.

Bei der Abwehr von Schuldgefühlen wenden die Kinder eine Vielzahl von Techniken an, die alle zum Zweck haben, das delinquente Ich vor Gefühlen moralischen Versagens zu schützen. Einige dieser Techniken seien im folgenden erläutert:

- "Er hat es zuerst getan." "Das Gewissen kann manchmal durch das blosse Bewusstsein besänftigt werden, dass man sich erst auf das Schuldgefühle hervorrufende Verhalten eingelassen hat, nachdem jemand anders offen ausgeführt hat, was man selbst nur beabsichtigt hatte." Wenn die Priorität der Schuld einem anderen zugeschoben werden kann, dann - so die Logik dieser Technik - kann die Belastung durch eigene Schuld in Grenzen gehalten werden. Insofern braucht das Bedürfnis von Kindern und Jugendlichen, jemanden zu finden, "der es zuerst getan hat", nicht auf ein moralisches Defizit hinzuweisen, sondern kann im Gegenteil auf ein intaktes moralisches Empfinden aufmerksam machen, für das man sich jedoch schützen will.

---

[10] Der Ausdruck "delinquentes Ich" bezieht sich auf ein Versagen der synthetischen Funktion des Ichs, da dieses einseitig zugunsten der Triebe "handelt".

• "Alle anderen machen sowieso solche Sachen." "Das ist ein auch unter erwachsenen Sündern bekannter Kunstgriff, der sich leicht in die 'selbstentschuldigende' Beweisführung im übrigen ehrenhafter Leute einschleicht, besonders dort, wo es um Verpflichtungen gegenüber einer grösseren Sache geht. Viele Leute, die einem anderen keinen Pfennig aus der Tasche stehlen würden, merken, dass ihre Moral abbröckelt, wenn etwas als 'allgemeine Geschäftspraxis' bezeichnet werden kann." Wenn alle Steuern hinterziehen, dann kann es wohl nicht falsch sein, den Staat zu betrügen.

• "Wir waren alle dabei." "Ein Kind kann sich einer Verhaltensweise, die dem zuwiderläuft, was es sich jemals leisten könnte, ohne sich hinterher sehr schäbig zu fühlen, unter Umständen ohne Gewissensbisse hingeben, wenn sie Teil einer kollektiven Unternehmung ist. Es ist dann gleichsam, als benütze das Ich des Kindes gerade den Umstand, dass so viele beteiligt waren, als Mittel zur Besänftigung seiner Schuldgefühle." Wenn viele dabei sind, wenn Unrechtes getan wird, dann kann man die Schuld dementsprechend verteilen, so dass für den Einzelnen nicht mehr viel Gewissensbisse abfallen. Wenn alle für eine Tat verantwortlich sind, dann - so scheint es - ist die Verantwortung des Einzelnen proportional gering.

• "Jemand anders hat vorher das Gleiche mit mir gemacht." Wenn ein anderer dasselbe Unrecht an mir begangen hat, das ich nun begehen, dann kann es nicht so schlimm sein mit meinem Verfehlen. Hat mir vor einer Woche einer meinen Schirm gestohlen, dann kann es nicht falsch sein, wenn ich nun meinerseits jemandem den Schirm stehle.

• "Er hatte es verdient." Vergeltung ist moralisch in Ordnung, also kann man sich von Schuld freiwaschen, wenn man seine Aggressionen so darstellt, als seien sie ein Akt der Widergutmachung der moralischen Schuld eines anderen.

• "Ich musste es tun, sonst hätte ich das Gesicht verloren." "Not und Zwang in einer extremen Lage wird sogar in einer allgemeinen ethischen Diskussion als mildernder Umstand angesehen. Die Mutter, die stehlen musste, um ihr Kind vor dem Verhungern zu retten, würde nicht nur die Gesellschaft zu einem Zugeständnis bereit finden, sondern sie sieht vielleicht, obwohl sie sich sonst stark mit Wertvorstellungen identifiziert, in dieser Lage einen Fall, in dem man sich 'Ehrlichkeit nicht mehr leisten kann', und sie könnte ein solches Argument benützen, um ihr Schuldgefühl zu vermindern. Bei manchen Kindern hat der 'Status' in der Gruppe, zu der man gehört, besonders in der Vor- und Frühpubertät eine so grosse Bedeutung, dass er tatsächlich als etwas Zwingendes angesehen wird."

• "Ich hab' sowieso nichts davon gehabt." Diese Technik besteht darin zu verneinen, dass man von einer verwerflichen Tat irgendeinen Nutzen hatte. "Viele Kinder haben uns gegenüber tatsächlich so argumentiert: Ihr Verhalten sei in Ordnung, denn sie hätten die gestohlene Beute ja verschenkt, kaputt gemacht, verloren oder weggeworfen."

• "Aber ich hab' mich doch hinterher wieder mit ihm vertragen." "Ein ähnlicher Trick des delinquenten Ichs, das versucht, sein Gewissen hinter's Licht zu führen, besteht darin, das Auftauchen von Schuldgefühlen an die Bedingung zu knüpfen, dass das Opfer der Tat feindselig bleibt oder sich wehrt. Kinder, die diesen Kunstgriff anwenden, fühlen sich frei von aller Schuld, wenn keine sichtbare Gegenwehr eintritt oder wenn sie sich hinterher mit dem Opfer 'vertragen' können."

• "Der ist ja selbst nichts wert." "Es scheint, als sei die Möglichkeit, das betroffene *Opfer herunterzumachen*, eine Erleichterung der Schuld sogar dann, wenn zugegeben werden muss, dass die Tat selbst Schuldgefühle hervorruft. ... So hielten es manche unserer Diebe für eine recht gute Entschuldigung ihrer Tat, dass derjenige, den sie bestohlen hatten, selbst 'nur ein verdammter Dieb' war." Moralisch verwerflich gegenüber einer Person, die selbst moralisch verwerflich handelt, vorzugehen, scheint moralisch in Ordnung zu sein.

• "Alle sind gegen mich, keiner mag mich, sie hacken immer auf mir herum." Dabei geht es um das allgemeine Gefühl, dass die Mitwelt feindselig gestimmt ist. Die Kinder scheinen von folgender Annahme auszugehen: "Wenn wir nur beweisen können, dass die Welt gegen uns ist, dann werden sogar Gewissensforderungen in uns, die wir sonst als gültig anerkennen würden, aufgewogen, und man kann sie vergessen." Diese Technik scheinen delinquente Kinder besonders dann mit grosser Geschicklichkeit anzuwenden, wenn die Umwelt, die sie umgibt, wirklich ablehnend, brutal und lieblos ist. "Darum sind einige dieser Kinder überhaupt nicht behandelbar, ausser man versetzt sie in ein insgesamt akzeptierendes und planvoll operierendes Behandlungsmilieu."

• "Das war die einzige Art, wie ich es kriegen konnte." "Dieses vom Über-Ich gesteuerte 'Argument' beruht auf der Annahme, dass der Mensch ein 'Recht' auf bestimmte Befriedigungen hat und dass Gewissensfragen irrelevant werden, wenn aus irgendeinem Grund diese Befriedigungen nicht gewährleistet sind. Es ist die Einstellung: 'Die Welt ist mir das schuldig', wobei gefolgert wird, dass alle anderen Rücksichten und Wertragen erst in zweiter Linie ins Gewicht fallen."

Die Techniken, die hier kurz beschrieben worden sind, sind Techniken der Bewältigung "innerer" Ansprüche des Über-Ichs; es sind Techniken des (abwehrenden) Umgangs mit moralischen Gefühlen. Das Ich verwendet die

Techniken, um sich vor Schuldgefühlen zu bewahren, nicht um die äusseren Folgen von Aggressionen und Delinquenz abzuwenden. "Das Vorhandensein und die Verwendbarkeit solcher Abwehr sind immer ein Beweis für die energische Bemühung des Ichs des Kindes, seine Delinquenz vor seinem eigenen 'besseren Selbst' zu schützen, und ein Beweis für die Existenz von intakten Teilen des Gewissens oder des Über-Ichs ..." Die Vielfalt der Techniken zur Abwehr moralischen Empfindens zeigt nochmals deutlich, dass die "Kinder, die hassen" nicht ohne Gewissen sind, sondern eher im Gegenteil ein nur zu gut funktionierendes Gewissen haben, das sie jedoch in Schach halten. Redl und Wineman meinen denn auch, die Rede von Kindern, die kein Gewissen haben, sei ziemlich verfehlt. "Unter all den Hunderten von Kindern, die angeblich kein Gewissen hatten und mit denen wir während verschiedener Zeiträume ziemlich eng zusammengelebt haben, haben wir noch nicht ein einziges gefunden, auf das eine so übertriebene Diagnose zugetroffen hätte." Im übrigen sind die Abwehrmechanismen des "delinquenten Ichs" keineswegs auf Delinquente begrenzt. Es sind "... Abwehrtechniken überhaupt, wo immer ein Ich sich entschliesst, auf Triebforderungen oder seiner Pathologie zu beharren und Veränderungen, die der Erzieher oder Therapeut herbeizuführen versucht, zu widerstehen."

Tatsächlich leisten aggressive Kinder einen starken Widerstand gegen die Veränderungen ihres Verhaltens, die der Erzieher oder Therapeut herbeizuführen versucht. Sie wollen ihre "negative Identität" nicht aufgeben. Das delinquente Ich "... ist sich auf fast unheimliche Weise klar darüber, woher einer stabilen delinquenten Lebensanschauung Gefahren drohen, und es klammert sich, so fest es kann, gerade an die Bedingungen, die ihr Nahrung geben, und es scheut kaum einen Preis, um sie nicht aufgeben zu müssen. Darum laufen manche Kinder aus dem freundlichen Heim davon, während sie in der Strafanstalt, die ihrem wunderbaren Verfolgungswahn ständig neue Nahrung verschafft, eisern ausharren." Das gilt im übrigen auch für abweichendes Verhalten in der Schule. Redl und Wineman glauben, "... dass die heftige Anstrengung, in der Schule ein Versager, ein Ausgestossener, ein Dummkopf zu bleiben, die manche Kinder ganz im Gegensatz zu ihrem Fähigkeitspotential an den Tag legen, auch in dieses Kapitel gehört. Aus der Klasse hinausgeworfen zu werden oder an unerträglicher Langeweile zu leiden, weil man sich nicht beteiligt oder von gescheiteren Kindern oder von leistungsorientierten Lehrern zum Sündenbock gemacht zu werden, bietet ein wunderbares inneres Alibi - wenn man es braucht - für grobes, störendes Verhalten, Schwänzerei, Vergeltungsstreiche usw."

Zu den Bemühungen, die "negative Identität" aufrecht zu erhalten, gehört auch der Verzicht auf das, was man ersehnt, das heisst der Ausdruck von

Bedürfnislosigkeit. Einige der von Redl und Wineman beschriebenen Kinder entwickelten eine geradezu fakirhafte Fähigkeit, auf das zu verzichten, was sie in Wirklichkeit ersehnten, vorausgesetzt, es ersparte ihnen das Risiko, Bindungen einzugehen, die ihrer delinquenten Lebensanschauung hätten gefährlich werden können. Alles scheinen die "Kinder, die hassen" zu ertragen, nur keine Zuneigung, obwohl sie sie so sehr zu brauchen scheinen.

Dieses Verhalten erstaunt umso mehr, als die Kinder sonst eine geringe Frustrationstoleranz zeigen und sie kaum fähig sind, Langzeitziele zu verfolgen. Dort, wo sie in ihren grundlegenden delinquenten Tendenzen bedroht sind, entwickeln sie Fähigkeiten, die ihnen bei den weniger antisozialen Tätigkeiten ihres Lebens offensichtlich fehlen. Redl und Wineman schreiben, sie hätten sich bei vielen "harten Burschen" über solche Züge des Erstickens der eigenen Liebesbedürfnisse gewundert. "Wir haben gesehen, mit welch gierigen und eifersüchtigen Blicken sie zusahen, wie es ihre mehr mit Erwachsenen in Kontakt stehenden Kameraden zuliessen, dass man sie warm zudeckte, nachdem sie von einem verregneten Zweitageausflug zurückgebracht worden waren, während sie selbst stur so taten, als wollten sie von dergleichen nichts wissen. Ihr 'delinquentes Ich' ist von seinem Standpunkt aus natürlich konsequent. Es weiss, dass die grösste Gefahr im Hinblick auf eine Unterwerfung unter die Wertmassstäbe der Erwachsenen darin liegen würde, von Bedürfnissen abhängig zu werden, die eigentlich nur freundliche Erwachsene erfüllen können. Es ergreift also alle Vorsichtsmassnahmen dagegen, 'weich zu werden'."

Worauf Redl und Wineman mit aller Deutlichkeit aufmerksam machen, ist die Unwilligkeit aggressiver Kinder, ihr Verhalten und ihre Einstellung gegenüber der Welt zu ändern. Die von den beiden Autoren geschilderten "Kinder, die hassen" sind nicht einfach aggressiv, sondern sie haben darüber hinaus ein Welt- und Selbstbild, das ihre Aggressivität stützt und von dem abzuweichen Bedingung wäre, damit sie ihre Aggressivität aufgeben könnten. Das negative Weltbild der Kinder ist im wesentlichen das Ergebnis einer Biographie, die durchwegs von Beziehungslosigkeit, Gefühlskälte und offener Ablehnung gekennzeichnet ist. In ihrer Vergangenheit ist wenig davon zu finden, was man als "gut", "günstig" oder "erfreulich" bezeichnen könnte. Die Kinder bekamen von ihren nächsten Angehörigen nichts und glauben folglich, auch nichts von der Welt insgesamt erwarten zu können.

Das aggressive Weltbild wird von den Kindern massiv verteidigt, denn es garantiert ihnen eine Identität, auch wenn es sich dabei um eine - in den Worten von Erikson, die Redl und Wineman allerdings nicht gebrauchen - "negative Identität" handelt. Auf Aggressivität zu verzichten, würde bedeuten, dass die "Kinder, die hassen" ihr Bild von sich selbst revidierten

müssten und damit zugleich das Bild ihrer (sozialen) Umwelt. Diese kognitive Leistung zu erbringen, sind sie nicht ohne weiteres bereit, da sie dabei eine Phase der Verunsicherung durchlaufen müssten. Also setzen sie alles daran, das negative Bild von sich selbst und anderen (insbesondere von den Erwachsenen) zu verteidigen, und versuchen, gegen diejenigen vorzugehen, die sie von ihrer Aggressivität befreien wollen. Sie tun dies u.a. dadurch, dass sie den erwachsenen Therapeuten bzw. Betreuern zu beweisen versuchen, dass sie es mit ihnen nicht wirklich gut meinen, dass sie zur genau gleichen Kategorie von Erwachsenen gehören, mit denen sie schlechte Erfahrungen gemacht haben. Psychoanalytisch gesprochen, leisten die Kinder "Widerstand" gegenüber den Bemühungen der Therapeuten, ihr aggressives Verhalten zu ändern und sie von ihrer Aggressivität zu befreien. Die Mittel, die sie dazu einsetzen, sind Abwehrmechanismen.

Konkret äusserte sich der Widerstand der Kinder des Pioneer House gegen die Behandlung als intensivierte Gewaltsamkeit während der ersten Monate des Behandlungsprogramms. "Ihre früheren Bewältigungsmuster konnten den Kindern nicht helfen, sich dem anzupassen, was der Erwachsene, der liebt, das Programm, das befriedigt, die Erfahrung, die nicht traumatisiert, alles mit sich bringen." Also gerieten sie in Panik. Sie zeigten geradezu Angst vor der Liebe und Zuwendung der Betreuerinnen und Betreuer. Ihr egoistisches und narzisstisches Verhalten geriet in Konflikt mit der anders gearteten Atmosphäre vom Pioneer House. Da ihr Gewissen nicht funktionsuntüchtig war, wussten sie, dass Hass und Aggression nicht gerechtfertigt sind, wenn man gut behandelt wird. Somit empfanden sie auch Schuldgefühle, wenn sie den ihnen wohlgesinnten Erwachsenen gegenüber keine Zuneigung zeigten. Die von den Erwachsenen kommende Liebe stellte eine Bedrohung ihres ganzen Anpassungssystems dar, das auf primitivem Egoismus aufgebaut war. Die Kinder gerieten in ein Dilemma: Die Erwachsenen bringen ihnen Sympathie und Liebe entgegen, während ihr Weltbild lieblos und egoistisch ist. "Um die Wahrnehmung abzuwehren, dass die Erwachsenen wohlwollend und freundlich waren, wurde eine Vielfalt von Feindseligkeitsmustern entwickelt. Diese zeigten die Bemühung, den erwachsenen Therapeuten abzuwerten, damit er dem früheren strafenden Erwachsenen ähnlicher würde und so dem ungehinderten Ausdruck alter Feindseligkeiten und der aggressiven Ausbeutung der Aussenwelt nicht mehr im Weg stünde. Provokatives Trotzverhalten, das deutlich darauf abzielte, die Erwachsenen in Bestrafungsfallen zu locken, war mehrmals zu beobachten."

Dieses Verhalten zu verstehen, ist ganz wesentlich, wenn man als Erzieher, Lehrer oder Therapeut mit aggressiven Kindern umgehen will. Die Gewalt, die die Kinder dem Erwachsenen gegenüber zeigen, ist der Versuch der Kinder, an ihrem negativen Weltbild festzuhalten und die neue Situation

abzuwehren, indem die wohlgesinnten Erwachsenen provoziert und zu jenen Reaktionen herausgefordert werden, die das negative Weltbild der Kinder bestätigen würden. "So bestanden manche Kinder z.B. auf einem so hochgradig leichtsinnigen Verhalten, dass ein Eingreifen notwendig wurde. Dann stürzten sie sich auf die Tatsache, dass eingegriffen worden war, und benützten dies als Argument dafür, wir hätten sie in Wirklichkeit belogen, wir seien 'ebenso gemein wie die Wärter im Fürsorgeerziehungsheim', auch wir gönnten Kindern kein Vergnügen, usw." Eine andere Methode, das negative Bild von den Erwachsenen und Erziehern zu validieren, besteht in der "vorwegnehmenden Provokation". Die Kinder versuchen, Aggression, Wut, Zorn, Angriff oder Strafe von Seiten der Erzieher herauszufordern, um deren negative Haltung ihnen gegenüber zu "beweisen". "Von einer Haltung des Akzeptierens und der Freundlichkeit auf Seiten der Erwachsenen bedroht, die sie zwingen könnte, unsere Fairness zuzugeben und sich beschämt oder schuldig zu fühlen, versuchen sie, uns wütend zu machen, und zu einer Handlungsweise zu veranlassen, die sie ohne weiteres als feindselig deuten können. Dann lässt sich die Drohung unseres Akzeptierens und unseres Verhaltens, das Moral fordert, leicht abwehren. ... Wenn sie uns veranlassen können, das zu tun, was die gemeinen, feindseligen, kinderfeindlichen, rachsüchtigen Erwachsenen zu tun pflegen, sind sie ungefährdet wieder dort, wo sie vorher waren, und die Gefahr dessen, wozu wir sie durch die Art, wie wir mit ihnen zusammen leben, 'überreden' wollen, wird erfolgreich vermieden."

Umgekehrt kann die Reaktion von aggressiven Kindern auf ein tragendes, ihnen wohlgesinntes Milieu auch sein, dass sie gleichsam umkippen und von den Erwachsenen alles fordern. Sie verlangen mehr, als gewährt werden kann. "Die unterschwellige emotionale Parole wird: 'Wenn sie mich lieben, werden sie mir alles geben, was ich mir wünsche, und mich alles tun lassen, was ich will.'" Die Kinder steigern sich in einen Wahn totaler Permissivität hinein. Die Einsicht, dass die Erwachsenen nicht bereit sind, ihnen alles zu gewähren, kann dann erneut Anlass für Frustrationen sein.

Die Einsicht von Redl und Wineman, dass aggressive Kinder nicht nur deshalb aggressiv sein können, weil sie unter Bedingungen aufgewachsen sind, die sie aggressive Lebenstechniken haben lernen lassen, sondern auch, weil sie Widerstand leisten gegen Bemühungen, sie zu verändern und von ihrem aggressiven Lebensstil abzubringen, ist von grosser Bedeutung für alle, die pädagogisch oder therapeutisch tätig sind. Jeder Versuch, Menschen in Bereichen zu beeinflussen, die ihr Selbst betrifft, muss mit grossen Widerständen rechnen. Redl und Wineman gehen davon aus, dass man bei aggressiven Kindern einen Plan zur Unterstützung und Stärkung ihrer geschädigten Ich-Funktionen und einen gegen Wahnvorstellungen wirksamen Plan, um ihre Abwehr aufzulösen, braucht, bevor man auch nur

irgendeine der bekannten therapeutischen Methoden an ihnen ausprobieren kann.

Soweit unsere Auseinandersetzung mit dem Buch von Redl und Wineman. Was die pädagogische Bedeutung des Konzeptes des Abwehr anbelangt, möchte ich noch einige *Ergänzungen* anbringen. Der im Rahmen der Aggressionsthematik wohl meistgenannte Abwehrmechanismus ist die Projektion, nämlich die Projektion eigener Aggressivität in andere Menschen. Auf dieser Projektion beruht der bereits einmal erwähnte "Sündenbock-Mechanismus". Die in einer Gruppe oder Gesellschaft nicht akzeptierten Impulse werden projiziert auf unliebsame oder fremde Personen, diesen also zugeschrieben und in diesen bekämpft. Das Feindbild, das sich Menschen und Gesellschaften voneinander machen, ähnelt sich so sehr, dass man von einem einheitlichen Mechanismus ausgehen kann. Die von einer Gesellschaft nicht akzeptierten, nicht geliebten und ausgestossenen Menschen werden immer in etwa mit denselben Merkmalen versehen: Sie sind schmutzig, faul, leben auf Kosten anderer, sexuell zügellos, halten sich nicht an die Gesetze, sind unzivilisiert und schliesslich auch aggressiv. Dadurch, dass das Ungeliebte, Nicht-Akzeptable ausgegrenzt, fremden Menschen zugeschrieben wird, findet gleichsam eine Selbstreinigung der Gruppe oder Gesellschaft statt. Das Gefühl, nur über gute Eigenschaften zu verfügen, das Böse gebannt und überwunden zu haben, verbindet die Mitglieder der Gruppe. Zugleich verstärkt die Aufgabe, den Feind, der das Böse verkörpert, zu bekämpfen, die Gemeinsamkeiten der Gruppenmitglieder. Der Projektionsmechanismus, schreibt Anna Freud, "dient auch der Herstellung wichtiger positiver Bindungen und damit der Befestigung der menschlichen Beziehungen" (Freud 1980, p. 96).

Anna Freud betont, dass dieser Mechanismus der Projektion unerwünschter eigener Motivationen, eingeschlossen die Aggressivität, nicht zuletzt bei erzieherisch tätigen Personen, also etwa bei Lehrerinnen und Lehrern, beobachtbar ist. In ihrem Buch "Das Ich und die Abwehrmechanismen" schildert sie den folgenden Fall: "Eine junge Erzieherin berichtet in ihrer Analyse, dass ihre Kinderjahre von zwei Vorstellungen erfüllt waren: sie wollte schöne Kleider und viele Kinder haben. Das Ausmalen der Erfüllung beider Wünsche beschäftigte sie fast zwanghaft in ihren Phantasien. Aber auch neben diesen beiden Hauptwünschen war sie von zahllosen anderen Verlangen erfüllt: sie wollte alles haben und mitmachen, was ihre viel älteren Spielgefährten besassen und unternahmen, ja sogar alles besser machen und dafür bewundert werden. Ihr ewiges 'Möcht auch!' war eine Plage für die erwachsene Umgebung. Dabei hatten die meisten ihrer Wünsche den Charakter der Dringlichkeit und Unersättlichkeit.

In der Erwachsenheit wirkt sie vor allem als bescheiden und anspruchslos. Sie ist zur Zeit der Analyse noch unverheiratet und kinderlos, in der Klei-

dung eher ärmlich und unauffällig. Sie zeigt wenig Neid und geringen Ehrgeiz und konkurriert mit andern nur, wenn äussere Notwendigkeiten sie dazu drängen. Der erste Eindruck ist, dass sie sich, wie es so häufig vorkommt, im vollen Gegensatz zu ihrer Kinderzeit entwickelt hat, dass ihre Wünsche Verdrängungen erlegen sind und sich im Bewusstsein durch Reaktionsbildungen ersetzen (etwa Gefallsucht durch Bescheidenheit, Ehrgeiz durch Anspruchslosigkeit). Als Ursache der Verdrängung würde man ein Sexualverbot zu finden erwarten, das sich von Exhibitionsgelüsten und Kindeswunsch aus über das übrige Triebleben verbreitet hat.

Aber nicht alles an ihrem aktuellen Verhalten fügt sich diesem Eindruck. Eine ausführlichere Darstellung ihres Lebens zeigt eine nach Verdrängungen kaum mögliche Bejahung ihrer alten Wünsche. Ihre eigene Sexualablehnung stört sie nicht darin, das Liebesleben ihrer Freundinnen und Berufskolleginnen mit positivem Interesse zu verfolgen. Sie hilft bei Eheschliessungen und ist die Vertraute vieler Liebesabenteuer. Der Mangel an Interesse für ihre eigene Kleidung hindert sie nicht an aktiver Fürsorge für die Kleidung anderer. Der eigenen Kinderlosigkeit parallel läuft eine Zuwendung zu den Kindern anderer Menschen, die auch in der Berufswahl ihren Ausdruck findet. Man könnte sagen: sie hat ein gesteigertes Interesse daran, dass ihre Freundinnen schöne Kleider bekommen, gefallen und Kinder haben. In analoger Weise ist sie trotz eigener Zurückhaltung ehrgeizig für ihre männlichen Liebesobjekte, deren berufliche Laufbahn sie auch mit gesteigertem Interesse verfolgt. Man erhält den Eindruck, als wäre ihr eigenes Leben von Wünschen und Interessen entleert; es bleibt bis zur Zeit der Analyse fast ereignislos. Statt Aktivität auf die Erreichung eigener Ziele zu verwenden, gibt sie alle Energie in Teilnahme an dem Schicksal der ihr Nahestehenden aus. Sie lebt mit anderen Menschen mit, statt selber etwas zu erleben.

Die Analyse ihrer infantilen Beziehungen zu Mutter und Vater gibt auch entscheidende Auskunft über die Umwandlung, die mit ihr vorgegangen ist. Ein früher Triebverzicht, der das Über-Ich mit besonderer Strenge ausstattet, macht ihr die Durchsetzung der eigenen Wunschregungen unmöglich. Der Peniswunsch mit seinen Ausläufern in männliche Ehrgeizphantasien und weibliche Kindeswünsche und der Wunsch, dem Vater nackt oder in schönen Kleidern zu gefallen, verfallen der Verpönung. Aber sie werden nicht verdrängt. Für jede einzelne dieser Regungen finden sich Ersatzpersonen in der Aussenwelt, bei denen sie sich unterbringen lassen. Die Eitelkeit der Freundinnen wird zum Ansatzpunkt, auf den die eigene Eitelkeit sich projizieren lässt, libidinöse Wünsche und Ehrgeizphantasien finden auf dieselbe Weise Unterbringung in der Aussenwelt. Sie projiziert also ihre verbotenen Triebregungen auf andere Menschen ... [Darüber hinaus findet etwas Weiteres statt:] Sie identifiziert sich mit dem neuen Täter, anstatt

sich von ihm zu distanzieren. Sie benimmt sich verständnisvoll seinen Wünschen gegenüber, fühlt sich ihm sogar ausserordentlich nahe. Das Über-Ich, das die betreffende Triebregung im Zusammenhang des eigenen Ichs verurteilt, toleriert sie überraschenderweise in der Aussenwelt. Ihr Triebgenuss besteht dadurch im Mitgenuss der Triebbefriedigung anderer, der ihr durch Projektion und Identifizierung ermöglicht wird. Die Zurückhaltung, zu der das Triebverbot sie im eigenen Leben zwingt, wird aufgehoben, wo es sich darum handelt, am fremden Objekt die eigenen projizierten Wünsche zur Durchsetzung zu bringen" (Freud 1980, p. 98).

Halten wir fest: Beim Abwehrmechanismus der Projektion werden eigene, als unerwünscht wahrgenommene Impulse in andere Personen verlagert und unter Umständen in diesen Personen bekämpft. Eigene aggressive Impulse werden nicht zugelassen und einem Sündenbock aufgeladen, der dann wörtlich oder symbolisch "in die Wüste" geschickt wird. Aber auch das Umgekehrte ist möglich: Eigene Aggressivität, die nicht zugelassen und nicht gelebt werden darf, wird in eine andere Person projiziert, mit der man sich dann identifiziert, so dass man stellvertretend an deren Wunscherfüllung partizipieren kann. Diese Situation hat uns das Beispiel von Anna Freud geschildert. Sie entspricht auch dem, was Helm Stierlin Delegationsmodus im Verhältnis von Eltern zu Kindern nennt. Dabei erhalten die eigenen Kinder zum Beispiel den "Auftrag", nicht-zugelassene Aggressionen der Eltern auszuleben. Vor allem in der Adoleszenz kann es zu solchen Verwicklungen kommen. Indem die Eltern ihr Kind zum Delegierten oder zur Delegierten machen, schicken sie es fort, das heisst sie ermutigen das Kind, den Kreis der Familie zu verlassen. Gleichzeitig aber halten sie es weiterhin fest. "Sie vertrauen ihm einen Auftrag an, machen es zu ihrem Stellvertreter, zur Verlängerung ihres Selbst" (Stierlin 1980, p. 66). Damit wird es Aufgabe des Kindes, beispielsweise verdrängte oder unartikulierte Bedürfnisse von Mutter oder Vater auszuleben. Und solche Bedürfnisse können auch den Bereich der Aggressivität betreffen. "Der Delegierte muss 'Nahrung für das Es' beschaffen", schreibt Stierlin (ebd., p. 69), "d.h. er muss 'für Aufregung sorgen', damit soll er oft eine Nachholfunktion für seine Eltern erfüllen."

Stierlin hat u.a. herausgearbeitet, dass insbesondere jugendliche Ausreisser, das heisst Jugendliche, die von zu Hause weglaufen, oft diese Psychodynamik des Delegationsmodus erfüllen. Auch im Falle von terroristischem Verhalten glaubt Stierlin, eine ähnliche Psychodynamik ausmachen zu können. Der unbewusste Auftrag der Eltern lautet in diesem Falle, die eigene Bravheit zu kompensieren, das heisst nicht zugelassene rebellische, antiautoritäre Impulse der Eltern auszuleben. Wesentlich ist im Kontext psychoanalytischen Denkens, dass dieser Delegationsauftrag unbewusst kommuniziert wird. Dies ermöglicht den Eltern zugleich, auf der manifes-

ten Ebene ihr Gesicht zu wahren und unter Umständen sogar das delegierte Kind für sein Verhalten zu tadeln oder zu strafen. In einem solchen Fall gerät das Kind in eine "double-bind" Situation im Sinne von Bateson und Watzlawick: Dem Kind werden zwei Botschaften übermittelt, nämlich, sich rebellisch und aggressiv zu verhalten und gleichzeitig, sich konform zu verhalten. Diese Doppelbindung kann auch quer durch die Familie gehen, in dem Falle nämlich, wo die eine Botschaft vom Vater und die andere von der Mutter ausgeht. Die Folge ist dann ein Loyalitätskonflikt. Eine Lösung des Konflikts kann darin bestehen, sich auf die Seite des mächtigeren Elternteils zu schlagen und den Schwächeren abzuwerten. Natürlich braucht es nicht zu solchen Loyalitätskonflikten zu kommen. Stierlin berichtet von seiner psychiatrischen Tätigkeit in Washington zur Zeit des Vietnam-Krieges. Dabei stiess er oft auf Beamte, Militärs und andere Stützen des amerikanischen Establishments, die es sich nicht erlauben konnten, offen gegen den Vietnam-Krieg Stellung zu nehmen. Also delegierten sie diese Haltung an ihre Söhne und Töchter, die stellvertretend die Ablehnung der offiziellen Politik der US-Regierung ausdrücken sollten.

Ob wir nun das Beispiel der Erzieherin von Anna Freud oder die Schilderungen von Helm Stierlin nehmen, in jedem Fall wird deutlich, wie fatal der Mechanismus der Projektion von Aggressionen sein kann. Denn sowohl im Falle von Eltern als auch im Falle anderer Erziehungspersonen bewirkt der Mechanismus der Delegation bzw. der projizierenden Identifizierung eine Festschreibung der Beziehung zwischen Erziehungsperson und Edukandem. Das aber widerspricht fundamental jedem pädagogischen Verständnis des Erziehungsprozesses. Denn das "pädagogische Verhältnis" ist kein auf Dauer angelegtes Verhältnis, sondern es muss so gelebt werden, dass es permanent seine eigene Auflösung in Rechnung stellt und diese Auflösung auch anstrebt.

Ein wichtiger Beitrag der Psychoanalyse zum Verständnis von Aggression liegt sicherlich darin, dass sie Aggression nicht auf der Verhaltensebene definiert und auch nicht ein a priori umschreibbares Feld von aggressiven Äusserungsformen ausmacht. Vielmehr kann Aggression in der Phantasie gelebt und "ausgelebt" werden. Und sie kann - da sie als Trieb verstanden wird, der sich mit anderen Trieben bzw. Verhaltensmotiven mischen kann - letztlich an jeder Art von Verhaltensäusserung beteiligt sein. Schliesslich ermöglichen die Begriffe von Abwehr und Sublimierung Umwandlungen von Aggression in geradezu gegenteilige Verhaltensformen, worauf auch das Konzept der fundamentalen Ambivalenz menschlicher Gefühle hinweist. Dies alles bedeutet, dass einem manifesten Verhalten nicht angesehen werden kann, wie es motiviert ist. Laplanche und Pontalis schreiben in ihrem "Vokabular der Psychoanalyse", dass es keine Verhaltensweise gebe, "weder eine negative (zum Beispiel Verweigerung von Hilfestellung) noch

eine positive, symbolische (zum Beispiel Ironie) noch eine effektiv ausgeführte, die nicht aggressiv sein könnte."

Mit einer solchen Konzeption wird der Blick des Beobachters menschlichen Verhaltens ganz anders geführt, als wenn Aggression auf der Ebene manifester Verhaltensäusserungen festgelegt wird. Dem Psychoanalytiker ist gleichsam jede Verhaltensweise verdächtig, im Dienste aggressiver Impulse oder zumindest *auch* im Dienste solcher Impulse zu stehen. Das Konzept der Reaktionsbildung, das ich hier nochmals kurz ansprechen möchte, sagt, dass die manifeste Bedeutung einer Verhaltensweise auf der latenten Ebene durch eine geradezu gegenteilige Motivationslage begründet sein kann. Ähnliches gilt im übrigen für die Projektion als Abwehrmechanismus.

Mit der Psychoanalyse habe wir also eine psychologische Theorie vor uns, die "hinter" die manifesten Äusserungformen menschlichen Verhaltens blickt, um in den Motiven des Verhaltens Impulse ausfindig zu machen, die manifest nicht ohne weiteres ersichtlich sind. Allein schon diese Art und Weise, über den Menschen nachzudenken, macht die Psychoanalyse meines Erachtens auch heute noch attraktiv.

Frustrations-Aggressions-Theorie

Nun wenden wir uns aber von der Psychoanalyse ab. Als zweite Aggressionstheorie möchte ich die Frustrations-Aggressions-Theorie der sogenannten Yale-Gruppe darstellen. "Yale-Gruppe" deshalb, weil es sich bei den Autoren um eine Gruppe von Psychologen der Yale-University in New Haven, Connecticut, handelt, und zwar um John Dollard, Neal E. Miller, Leonard W. Doob , O. H. Mowrer und Robert R. Sears. Ihr Buch "Frustration and Aggression" erschien 1939, die deutsche Übersetzung bezeichnenderweise - denn dies zeigt etwas von der Konjunktur des Themas Aggression - erst 1970. Nicht nur chronologische Gründe rechtfertigen die Darstellung der Frustrations-Aggressions-Theorie nach Freud, sondern auch eine sachliche Nähe zu Freud. Diese Nähe werden wir noch kennenlernen. Sie sei aber bereits im voraus illustriert, und zwar mit einer Vorbemerkung, die die Autoren ihrem Buch vorangestellt haben. Sie schreiben nämlich: "Unter den zahlreichen Autoren, die sich mit dem Problem von Frustration und Aggression auseinandergesetzt haben, sind wir im besonderen Masse Sigmund Freud verpflichtet, der mehr als jeder andere Wissenschaftler die Formulierung unserer grundlegenden Hypothese beeinflusst hat" (Dollard et al. 1970, p. 8). Doch anders als der Ansatz von Freud ist derjenige der Yale-Gruppe verhaltenstheoretisch, das heisst behavioristisch. Ihr Ziel ist es, bei der Ausarbeitung einer Aggressionstheorie "inner-

halb des Bezugssystems einer objektiven Wissenschaft des Verhaltens zu bleiben" (ebd., p. 34).

Trotz des streng wissenschaftlichen Anspruchs der Autoren, beruht ihr Buch nicht auf empirischer Forschung, obwohl es immer wieder "empirische Belege" zur Veranschaulichung und Stärkung der Argumentation beizieht. Im wesentlichen ist es ein theoretisches Buch, das Hypothesen über den Zusammenhang von Frustration und Aggression formuliert. Wenn ich sage, der Ansatz der Yale-Gruppe sei behavioristisch, dann ist damit allerdings nicht gemeint, es handle sich um eine lernpsychologische Analyse der Aggression. Man muss geradezu sagen, dass sich die Autoren über die Rolle von Lernprozessen im Falle aggressiven Verhaltens im unklaren, zumindest aber uneinig sind. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Die Grundthese der Frustrations-Aggressions-Theorie liegt in der Aussage, dass Aggression die Folge von Frustration ist. Aggression ist somit kein spontanes Geschehen, wie die Triebtheorien unterstellen, Aggression ist aber auch nicht eigentlich gelernt, sondern eine Reaktion, die gleichsam natürlicherweise auf eine Frustration folgt. In diesem Sinne schreiben die Autoren, der Ausgangspunkt ihrer Untersuchung bilde die folgende Annahme: "Aggression ist immer die Folge einer Frustration" (ebd., p. 9). Die Autoren gehen noch einen Schritt weiter, indem sie postulieren, dass das Auftreten aggressiven Verhaltens immer die Existenz einer Frustration voraussetzt, und umgekehrt die Existenz einer Frustration immer zu irgendeiner Form von Aggression führt. Das heisst, dass jede Form von Aggression auf irgendeiner Form von Frustration beruht und jeder Art von frustrierendem Ereignis eine aggressive Reaktion folgt. Wir werden auf die Frage der Gültigkeit dieser sehr weit reichenden These zurückkommen.

Frustration

Zunächst geht es darum, den Begriff der Frustration zu verstehen. Zwar haben wir alle eine intuitive Vorstellung davon, was "Frustration" bedeutet; das Wort ist ja mittlerweile alltäglich geworden. Doch sein wissenschaftlicher Gebrauch muss exakt eingeführt werden. Dollard, Doob, Miller, Mowrer und Sears schildern eine kleine Szene zum Zweck der Einführung der Begriffe, die sie in ihrer Theorie verwenden.

"Um 1/2 4 Uhr an einem heissen Nachmittag ist auf der Strasse die Glocke eines Eisverkäufers zu hören. Der vierjährige James läuft zu seiner Mutter und ruft: 'Mutter, der Eisverkäufer! Ich möchte ein Eis am Stiel!' Dann schaut er seine Mutter bittend an, spitzt die Lippen, zupft am Rock seiner Mutter und beginnt, sie zur Tür zu ziehen.

An diesem Punkt könnte ein Beobachter, der das Verhalten dieser Familie studiert hat, eine Voraussage machen. Er könnte sagen: 'Jetzt wird James

versuchen, seine Mutter zu bewegen, mit ihm nach draussen zum Wagen des Eisverkäufers zu gehen. Er wird sie über die rechte oder linke Abzweigung des Fussweges hinausführen. In jedem Fall können wir sagen, dass er - vorausgesetzt, er wird nicht daran gehindert - innerhalb von drei Minuten ein Eis am Stiel in der Hand halten und es innerhalb von zehn Minuten verspeist haben wird. Das Aufessen des Eises wird der Sequenz, die ich voraussage, ein Ende setzen.'

Indes ist es wahrscheinlich, dass ein solcher Beobachter es im Hinblick auf seinen Zweck vorziehen würde, sich in abstrakter Form mit den signifikanten Aspekten der Situation zu beschäftigen, als mit den unmittelbaren Ereignissen selbst. In bezug auf die Ursache für die Verhaltenssequenz James' könnte er in der Terminologie, die in diesem Buch gebraucht werden wird, sagen, dass James *instigiert* ist, seine Mutter nach draussen zu führen, damit sie ihm ein Eis am Stiel kauft. Ein *Instigator* ist ein vorhergehender Zustand, der die vorausgesagte Reaktion zur Folge hat. Der Instigator kann direkt beobachtbar sein, wie in unserem Beispiel die Glocke des Eisverkäufers; er kann aber auch ein innerer Zustand sein, der nur erschlossen werden kann - hier durch die Aussage James', dass er ein Eis möchte. Die Aussage selbst ist natürlich nicht der Instigator. Jedoch weist sie darauf hin, dass ein Instigator wirksam ist, da bei früheren Gelegenheiten eine Korrelation zwischen der Aussage und der vorausgesagten Reaktion beobachtet worden ist. Einer solchen vorher beobachteten Korrelation wegen werden die Glocke und der Eisverkäufer ebenfalls als Instigatoren interpretiert. Der Begriff des Instigators ist offensichtlich viel weiter als der des Stimulus; während sich der letztere nur auf Energie (physikalisch definiert), die auf ein Sinnesorgan einwirkt, bezieht, meint Instigator jede vorhergehende Bedingung, entweder beobachtet oder erschlossen, von der aus die Reaktion vorausgesagt werden kann, ganz gleich, ob diese Bedingung ein Stimulus, eine verbal vermittelte Vorstellung, ein Gedanke, ein Motiv oder ein Zustand der Deprivation ist" (ebd., p. 12).

Beachten Sie, dass der Begriff "Instigation" nicht einen konkreten äusseren Reiz, eine konkrete innere Motivation, einen Gedanken oder etwas ähnliches meint, sondern all dieses in einem abstrakten Sinn umfasst. Es geht lediglich darum festzuhalten, dass ein Anlass zu einem bestimmten Verhalten besteht, ganz gleich, wie der Anlass im einzelnen beschaffen ist.

Bezogen auf das Beispiel sind die direkt beobachtbaren Instigatoren für das Verhalten von James die Glocke und der Eisverkäufer. "Das Vorhandensein innerer Instigatoren, die nicht direkt beobachtbar sind, können auf der Grundlage dessen, was James tut und sagt, erschlossen werden. Insoweit spezifische Voraussagen aufgrund des *bittenden Blicks, des Spitzens der Lippen, des Zupfens am Rock* und der *Aussage*: 'Ich möchte ein Eis am Stiel!' möglich sind, dass Anstrengungen unternommen werden würden,

ein Eis zu bekommen, erfährt der Schluss auf die Existenz von Instigatoren eine Rechtfertigung. Auf ihr Vorhandensein kann geschlossen werden, wenn der Organismus ein messbares oder zumindest angebbares Verhalten zeigt, von dem vorher festgestellt worden ist, dass es mit dem Auftreten der vorausgesagten Reaktion korreliert. Jede Verfeinerung der Beobachtungstechnik oder theoretischen Analyse, die eine genauere Voraussage ermöglicht, verbessert auch die Schlüsse in bezug auf das Vorhandensein von Instigatoren.

Verschiedene Instigatoren für eine bestimmte Reaktion können zur selben Zeit wirksam sein; ihre kombinierte Wirkung repräsentiert dann die Gesamthöhe der Instigation für eine Reaktion. Da Instigation somit ein quantitativer Begriff ist, müssen wir uns mit dem Problem der *Stärke der Instigation* auseinandersetzen. Die Stärke wird gemessen als der Grad, in dem die instigierte Reaktion erfolgreich mit simultan instigierten unvereinbaren Reaktionen konkurriert - oder mit anderen technischen Worten - als die Präpotenz der instigierten Reaktionen.

James könnte feststellen, dass der Rasensprenger sein Wasser so versprüht, dass ihm der Weg zum Eisverkäufer versperrt wird. Er könnte nun sagen, dass er nicht nass werden wolle oder anderes Verhalten zeigen, aus dem geschlossen werden könnte, dass eine Instigation besteht, den Rasensprenger zu vermeiden. Diese Instigation würde mit der, ein Eis zu bekommen, unvereinbar sein. Bei einer Gelegenheit mag James durch den Bereich des Rasensprengers laufen, bei einer anderen dagegen nicht; im ersten Fall würde die Instigation, ein Eis zu bekommen, erfolgreich mit der simultan wirksamen Instigation zu einer unvereinbaren Reaktion konkurriert haben. Daher kann man sagen, dass die Instigation, ein Eis zu bekommen, stärker war, als James durch das Wasser lief, gegenüber der Situation, wo er dies nicht tat. Alle Bedingungen, die die Voraussage gestatten, dass James durch mehr oder weniger Wasser läuft, um zu einem Eis zu kommen, sind gleichzeitig Bedingungen, von denen herauf eine Zunahme oder Verminderung der Stärke der Instigation geschlossen werden kann" (ebd., p. 12f.).

Es ist wohl nicht falsch, diese Situation, in der zwei unterschiedlich starke Instigationen für ein Verhalten konkurrieren, als eine Situation des Konflikts zu deuten. Nass zu werden konfligiert mit dem erwünschten Resultat, ein Eis zu erhalten. Zu messen, wie die Autoren mit ihrer Formulierung beanspruchen, wie stark die Instigation für ein Verhalten ist, dürfte im Alltag jedoch schwierig sein. Doch besteht hier eine Ersatzmethode:

"In solchen Fällen ist es wünschenswert, sich bestimmter Hilfsmasse zu bedienen, um die Stärke der Instigation der vorausgesagten Reaktion zu erschliessen. Geschwindigkeit, Dauer, Stärke und Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer gegebenen Reaktion sind vermutlich eine Funktion des

Grades, in dem die Reaktion erfolgreich mit simultan instigierten, unvereinbaren Reaktionen konkurriert. Unter völlig konstanten Bedingungen können diese Indikatoren anstelle des exakteren Masses verwendet werden. Wenn James unmittelbar sehr schnell zu dem Eisverkäufer liefe, würde man annehmen können, dass die Instigation zu dieser Reaktion recht stark ist. Würde er dagegen trödeln, wäre zu vermuten, dass die Instigation, Eis zu bekommen, relativ schwach ist.

Im zitierten Beispiel war davon die Rede, dass die Handlung des Verzehrens von Eis am Stiel der vorausgesagten Verhaltenssequenz ein Ende setzen würde. Das bedeutet: Man weiss aus der Beobachtung früherer Episoden, dass James, nachdem er sein Eis bekommen hat, für einige Zeit mit wesentlich geringerer Wahrscheinlichkeit auf den Glockenton mit der vorausgesagten Verhaltenssequenz reagiert als vorher. Eine Handlung, die die vorausgesagte Sequenz beendet, wird als *Zielreaktion* bezeichnet. Die Zielreaktion kann definiert werden als diejenige Reaktion, die die Stärke der Instigation bis zu einem Grade reduziert, wo sie nicht länger wirksam ist, die vorausgesagte Verhaltenssequenz hervorzurufen. Die hungrige Ratte sucht, nachdem sie gefressen hat, nicht länger Futter; da die Verhaltenssequenz beendet ist, wird das Fressen als Zielreaktion betrachtet. Jemand, der eine Fahrkarte kaufen will, steht nicht länger in der Schlage, sobald er den Schalter erreicht und die Fahrkarte gekauft hat.

Eine Weile später jedoch mag James wieder genauso bittend die Mutter anschauen, an ihrem Rock zupfen und sagen, dass er noch ein Eis am Stiel haben möchte; damit ergeben sich erneut Hinweise, von denen her auf eine Instigation geschlossen werden kann. Häufig kommt eine Verhaltenssequenz nur vorübergehend zu einem Abschluss. Wenn man Grund zu der Annahme hat, dass die Instigation wieder wirksam ist, wird man von James erwarten, dass er die vorausgesagte Verhaltenssequenz ein zweites Mal leistet. Man wird tatsächlich sogar erwarten, dass er eine stärkere Neigung besitzt, die vorherigen Handlungen zu wiederholen, die so erfolgreich zum Ziel, dem Eis, führten, da Zielreaktionen einen *verstärkenden Effekt* haben, der das Erlernen ihnen vorangehender Handlungen bewirkt" (ebd., p. 13f.).

Mit dieser letzten Formulierung beweisen die Autoren, dass sie trotz allem im Rahmen lerntheoretischer Konzepte argumentieren. Was sie erwähnen, ist nämlich nichts anderes als das Effektgesetz, wonach Verhaltensweisen gelernt werden, die zu befriedigenden Ergebnissen geführt haben oder - technischer und ohne Bezug auf emotionale Zustände formuliert - : Verhaltensweisen, die verstärkt werden. Wenn James mit seiner Bitte gegenüber der Mutter und seinem insistierenden Verhalten erfolgreich war, das heisst sein Eis am Stiel erhalten hat, dann hat er etwas gelernt, nämlich Eis am Stiel zu erhalten durch Beeinflussung seiner Mutter. Dieser Lernmechanismus ist ganz wesentlich auch für die Erklärung, wie aggressives

Verhalten gelernt werden kann. Das wird jedoch hier bei Dollard et al. nicht thematisiert. Ihr Beispiel könnte jedoch leicht in diese Richtung ausgedeutet werden. Gehen wir davon aus, dass James aus irgendeinem Grund kein Eis erhalten soll. Gehen wir weiter davon aus, dass er sich damit nicht abfindet und aufbegehrt. Er schreit, wirft mit seinen Spielklötzen um sich und beginnt, seine kleine Schwester zu schlagen. Die Mutter, der dies lästig ist, die sich aber nicht mit ihm abgeben will, könnte von ihrem ursprünglichen Nein abkommen und James nun trotzdem ein Eis kaufen. Damit wäre sein aggressives Verhalten belohnt worden, und er hätte gelernt, mittels Schreien, Schlagen und Drohen zu seinem Ziel zu kommen.

Dies ist, wie gesagt, nicht der Punkt, den Dollard und seine Mitarbeiter herausstreichen. Die Lerntheorie wird zwar nicht übergangen. Die Autoren schreiben jedoch: "... mit dem Problem des Lernens wird keine systematische Auseinandersetzung erfolgen. Es wird lediglich angenommen, dass menschliche Wesen fähig sind zu lernen, und dass sich Lernen nach irgendeinem Effektprinzip vollzieht" (ebd., p. 27). Dabei verweisen sie auf Thorndike, der ein solches Effektprinzip des Lernens aufgestellt hat.

Das Thema von Dollard et al. ist also nicht das *Lernen* von Aggression. Ihr Thema liegt *vor* der Wirksamkeit des Effektgesetzes. Es geht darum, was *vor* der Verstärkung einer aggressiven Handlung geschieht. In ihrem Beispiel betonen sie, dass sich bisher nichts ereignet habe, was James hätte aufhalten können. Nun aber schildern sie eine solche Situation. Die Mutter von James könnte - beim zweiten Mal oder vielleicht auch schon beim ersten Mal - darauf bestehen, "... dass er mit seinem Eis bis nach dem Essen wartet. Sein Vater mag in Erscheinung treten, die Mutter für ihre Nachgiebigkeit tadeln und James einen Klaps androhen, wenn er zu dem Eisverkäufer ginge; oder der Eisverkäufer könnte Eis am Stiel nicht mehr haben. In jedem dieser Fälle würde die erwartete Verhaltenssequenz unterbrochen, und James daran gehindert werden, ein Eis zu essen. Eine solche Interferenz mit der instigierten Zielreaktion zum Zeitpunkt ihres Auftretens in der Verhaltenssequenz wird als eine *Frustration* bezeichnet.

Normalerweise läuft eine Handlungsabfolge ohne Unterbrechung ab. Eine Interferenz kann jedoch durch eine Bestrafung, die mit der Aktivität zur Zielerreichung zusammenfällt, oder dadurch, dass das Ziel selbst unerreichbar ist, auftreten. Die Interferenz kann gering sein, wie im Fall eines in Gedanken versunkenen Menschen, um den ein Moskito herumsummt, oder bedeutend, wenn beispielsweise jemand unter den Auswirkungen einer Nierenerkrankung leidet. Dennoch ist es dieselbe Form von Interferenz, die eine Frustration entstehen lässt. Formulierungen wie zum Beispiel 'jemanden enttäuschen', 'jemanden im Stich lassen', 'einem anderen Schmerz bereiten' und 'jemanden an einer Handlung hindern' haben sämtlich die Frustration einer Person durch eine andere zum Inhalt.

Weder die Art noch der Ursprung der unterbrochenen Verhaltenssequenz braucht hier in Betracht gezogen zu werden. Wesentlich ist lediglich, dass sie in ihrem Ablauf identifiziert und die Art der Interferenz spezifiziert werden kann. Die Zielreaktion kann allgemeine, sichtbare Aktivität, wie beispielsweise die Manipulation eines Gegenstandes involvieren; ebenso wie äusserst geringe sichtbare Aktivität beteiligt sein kann - so, wenn man Glückwünsche für eine erfolgreiche Arbeit entgegennimmt. Es ist irrelevant, ob das Daumenlutschen eines 18 Monate alten Kindes als eine ungelernte Reaktion auftritt, oder ob die zugrunde liegende Integrationsleistung in einem anderen Stimuluskontext gelernt worden ist. Wird der Manipulation des Gegenstandes, dem Entgegennehmen von Glückwünschen oder dem Daumenlutschen ein Hindernis in den Weg gestellt, so entsteht damit eine Frustration. Die Instigationen sind weiter wirksam, während die angemessenen Zielreaktionen blockiert sind. Man muss also in der Lage sein, zwei Dinge zu spezifizieren, damit vom Vorhandensein einer Frustration gesprochen werden kann: (1) Der Organismus würde bestimmte Handlungen vollzogen haben; (2) Diese Handlungen sind an ihrem Auftreten gehindert worden " (ebd., p. 15f.).

Damit ist der Begriff der Frustration eingeführt. Frustration ist das Ergebnis der Unterbrechung einer zielbezogenen Verhaltensweise. Es bedarf also einer Instigation zu einem Verhalten. "Man muss etwas tun wollen", könnte man etwas unbehavioristisch übersetzen. Wo dieses Tun-Wollen nicht besteht, kann auch nicht frustriert werden. Diese Akzentuierung ist mit Blick auf die Frustrations-Aggressions-*Theorie* nicht unwesentlich. Explizit ist von Frustration nur in bezug auf Handlungen, die aus irgendeinem Grund unterbrochen werden, die Rede. Das heisst, frustrierend im Sinne der Theorie sind unterbrochene Handlungsabläufe, Handlungsabläufe, die ihr Ziel nicht erreichen. Es ist nicht explizit die Rede von frustrierenden Lebenssituationen, zum Beispiel sozialer Randständigkeit, Diskriminierung etc. Allerdings können mit solchen Lebenslagen Handlungen verbunden sein, die frustriert werden. Aber die Theorie selbst ist letztlich eine Handlungstheorie, die den Begriff der Frustration auf Handlungssequenzen eingrenzt und Lebenslagen nicht in ihr Aussagensystem einbezieht.

Es ist nicht unwichtig, dies zu betonen, weil die Frustrations-Aggressions-Theorie leicht kritisierbar ist, wenn man den Begriff der Frustration nicht in ihrem Sinne als Unterbrechung zielbezogener Handlungen versteht. Im alltäglichen Sinn sprechen wir durchaus auch dann von Frustration, wenn jemand mit seinem Leben unzufrieden ist. Frustration bedeutet dann, dass jemand gewisse langfristige Ziele, die er sich gesetzt hat, nicht erreicht hat. So kann die "midlife crisis" als eine Form von Frustration verstanden werden. Doch für diese Situation des Nicht-Erreichens von Zielen, ohne dass eine äussere Unterbrechung des Handlungsablaufes vorliegt, sollte besser

der Ausdruck "Deprivation" verwendet werden. Deprivation bedeutet, dass man etwas nicht erreicht hat, was man hat erreichen wollen, oder, dass man über etwas nicht verfügen kann, über das man gerne verfügen möchte. In diesem Sinne ist etwa von "Mutter-Deprivation" die Rede, das heisst eine Situation, in der Kinder (angeblich) zu wenig über ihre Mutter verfügen können. Es geht bei Deprivation also nicht um die Unterbrechung einer zielbezogenen Tätigkeit, sondern es geht darum, dass ein Ziel nicht erreicht wird, das heisst die Früchte einer Tätigkeit nicht genossen werden können, über die man gerne verfügen möchte. Es geht um einen Zustand, den man nicht erreicht hat, obwohl man ihn erreichen möchte. Soviel zur Unterscheidung von Frustration und Deprivation. Wesentlich für die Frustrations-Aggressions-Theorie ist der Frustrationsbegriff und nicht der Deprivationsbegriff.

Aggression

Kommen wir zu einer weiteren Aussage der Theorie. "In der Vergangenheit könnte James immer Vanilleeis gegessen haben. Eine Interferenz mit dieser Reaktion, bedingt dadurch, dass der Verkäufer kein Vanilleeis hat, stellte dann eine Frustration dar. Jedoch könnte Schokoladeeis als mehr oder minder angemessener Ersatz akzeptiert werden. Eine Reaktion, die für die Zielreaktion stellvertretend stehen kann, indem sie in gleicher Weise dieselbe vorhergehende Handlung beendet und verstärkt, wird als Ersatzreaktion bezeichnet.

Eine *Ersatzreaktion* ist jede Handlung, die in einem gewissen Grade die Stärke der Instigation der blockierten Zielreaktion reduziert. Daher hat sie mit der eigentlichen Zielreaktion eine Eigenschaft gemeinsam: sie kann ebenfalls die Stärke der Instigation reduzieren. Diese Reduktion kann aufgrund einer quantitativ verminderten Zielreaktion erfolgen, so zum Beispiel, wenn ein Kind mässiges Lob für einen Purzelbaum an Stelle eines hohen Lobes für einen Handstand empfängt. Eine Reduktion der Instigation kann auch durch das Auftreten von Zielreaktionen erfolgen, die mehr oder minder diskreten Elementen der gesamten Instigation zugehörig sind, so wenn sich jemand, der auf eine verspätete Mahlzeit wartet, eine Zigarette anzündet oder ein Glas Wasser trinkt.

Wie nicht anders zu erwarten, treten Ersatzreaktionen angesichts jeder Art von Frustration mit grosser Häufigkeit auf. Man nimmt mit Bratkartoffeln vorlieb, wenn es keine Pommes-frites gibt, liest Liebesromane, wenn man die wirkliche Liebe nicht erlebt, nimmt Teil an Liebhaberaufführungen, wenn man eine Karriere als Schauspieler nicht verwirklichen kann; dies alles sind charakteristische Ersatzreaktionen. Manche Reaktionen dieser Art sind so allgemein bekannt, dass sie zum Gegenstand von Karikaturen werden - die kinderlose Frau, die ihren Schosshund verhätschelt, der ab-

gewiesene Liebhaber, der die Schwester seiner Angebeteten heiratet, der Raucher, der zum Kaugummi greift, nachdem er auf seine Gewohnheit verzichten muss. Diese Beispiele sollten für die Bedeutung des Begriffs Ersatzreaktion kennzeichnend sein" (ebd., p. 16).

Schliesslich kommen die Autoren zum Begriff der Aggression. Sie schreiben, dass jede Verhaltenssequenz, deren Zielreaktion die Verletzung der Person ist, auf die sie gerichtet ist, als Aggression bezeichnet werde. "Entsprechend unserer Hypothese ist dies die primäre und typische Reaktion auf Frustration; sie wird auftreten, wenn sich etwas ereignet, das James' Bemühungen um ein Eis zunichte macht. ... Aggression manifestiert sich nicht immer in beobachtbarem Verhalten, vielmehr kann sie als Inhalt einer Phantasie oder eines Traums auftreten oder sogar als ein ausgeklügelter Racheplan. Die Aggression kann gegen das Objekt, das als Quelle der Frustration wahrgenommen wird, gerichtet sein, sie kann verschoben sein auf ein völlig unbeteiligtes Objekt und sie kann sogar gegen das eigene Selbst gerichtet werden, wie Beispiele von Masochismus, Märtyrertum und Suizid zeigen. Als Zielscheibe der Aggression kann auch ein unbelebter Gegenstand dienen, vorausgesetzt, die entsprechenden Verhaltensweisen wären geeignet, einem lebendigen Objekt Schaden zuzufügen. Tatsächlich kommt es vor, dass Aggression nicht objektgerichtet ist - ein Mann flucht, nachdem er mit dem Hammer seinen Daumen getroffen hat - während die entsprechende Reaktion verletzend wirken würde, wäre sie gegen eine Person gerichtet. Substantive wie Zorn, Groll, Hass, Feindseligkeit, Abneigung, Erbitterung, Gereiztheit und Verärgerung tragen einiges von der Bedeutung unseres Begriffs. Verben wie zerstören, beschädigen, quälen, vergelten, verletzen, beschimpfen, erniedrigen, beleidigen, drohen und einschüchtern beziehen sich auf Verhaltensweisen aggressiver Art" (ebd., p. 18f.).

Postuliert wird nun, dass die durch Frustration ausgelöste Aggression den Zustand der Frustration beendigt. Es ist dieser Zusammenhang, der die Frustrations-Aggressions-Theorie in eine gewisse Nähe zur Triebtheorie bringt. In seinem Buch "Aggression" diskutiert Albert Bandura die Frustrations-Aggressions-Theorie ausdrücklich als "Triebtheorie der Aggression". Eine Triebtheorie nimmt eine Energie- oder Reizquelle an, die innerlich wirksam ist und das Lebewesen zur "Abfuhr" des Triebdrucks drängt. Die Frustrations-Aggressions-Theorie nimmt eine Frustration eines Handlungsablaufs an, die zu einem Zustand der Aggression führt, der ebenfalls beseitigt werden muss, soll das Lebewesen zu seinem Gleichgewicht zurückfinden.

Tatsächlich sind die Unterschiede zur triebtheoretischen Darstellung der Aggression nicht sehr gross. Allerdings führt die These, dass Frustration Aggression bewirkt, dazu, dass mit einem recht grossen Potential an Ag-

gression gerechnet werden muss. Ein Kernproblem der Theorie ist daher der Umgang mit dieser Aggression. Und hier scheinen Dollard und seine Mitarbeiter ganz ähnlich zu argumentieren wie Freud. Das Leben in einer kulturell geformten Umwelt ist generell frustrierend. Vor allem das Aufwachsen und Hineinwachsen in eine solche Gesellschaft ist mit viel Versagung verbunden. Ein völliger Abbau bzw. die totale Hemmung der Aggression scheint unmöglich. Der Ausdruck der Aggression wird somit zum Problem, da er offenbar zu stark eingeschränkt wird. Die Unterbindung aggressiver Reaktionen ist selbst frustrierend und lässt die Person in einem Zustand ohnmächtiger Wut zurück. "Wenn Aggressionsverhalten gehemmt ist, konstituiert dies eine dauerhafte Bedrohung für die Persönlichkeitsintegration; viele unter den Sanftmütigen sind solche, die alle objekt-gerichtete Aggression in der Voraussicht zurückhalten, dass solche Reaktionen, einmal entfesselt, sich verheerend ausweiten und sodann schwere Bestrafung nach sich zögen. Durch eine vollständige Blockierung offener aggressiver Reaktionen kann ein chronischer Zustand der Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Frustration entstehen. Individuen, denen dies widerfahren ist, sind anscheinend recht zahlreich und in vielen Fällen neurotisch. Solch eine totale Interferenz mit jeder aggressiven Reaktion gilt in unserer Gesellschaft nicht als Idealverhalten, denn Individuen, die in solchem Ausmass gehemmt sind, werden unfähig zu legitimer Selbstbehauptung und schöpferischer Aktivität und daher zu einer Belastung für die normale Bevölkerung" (ebd., p. 88f.). Auch die Yale-Gruppe geht davon aus, dass ein Zuviel an Unterdrückung von aggressiver "Energie" neurotisch sein kann. Die Argumentation ist durchaus vergleichbar mit derjenigen von Freud.

Trotzdem handelt es sich bei der Frustrations-Aggressions-Theorie nicht um eine Triebtheorie. Die Autoren nehmen an, dass eine durch Frustration ausgelöste aggressive Reaktion dadurch, dass sie die Frustration beseitigt, gelernt werden kann. Die ersten Reaktionen eines Kindes auf Frustration können zufälliger Art sein. Aus den zufälligen Reaktionen wird dann eine, die sich als wirksam erwiesen hat, Frustration zu reduzieren, selegiert, das heisst aufgrund ihrer Wirksamkeit verstärkt und gelernt.

Frustration versus Versagung

Einen tieferen Einblick in die Frustrations-Aggressions-Theorie gibt der historische Hintergrund der Theorie, wie er von den Autoren selbst dargestellt wird. Zunächst verweisen sie auf den amerikanischen Philosophen und Psychologen William James, dann auf den anglo-amerikanischen Psychologen und Sozialpsychologen William McDougall. Dieser schreibt in seiner "Outline of Psychology", das Kampfverhalten sei Ausdruck eines Instinkts, für den eigentümlich sei, dass er kein spezifisches Objekt habe. Der Schlüssel, der seine Tür öffne, sei kein Sinneseindruck und kein sen-

sorisches Muster irgendeiner Art, "... sondern vielmehr jede Obstruktion des freien Zugangs zum natürlichen Ziel irgendeines anderen instinktiven Strebens" (McDougall, zit. nach Dollard et al. 1970, p. 29). Das tönt tatsächlich ähnlich der These, wonach Frustration einer zielbezogenen Handlung Aggression auslöst. Es tönt aber auch ähnlich dem Aggressionsverständnis von Alfred Adler. Dieser hatte ja angenommen, dass jede Behinderung einer organischen Funktion Aggression auslöst. Und auch hier ist das Kriterium die "Obstruktion des freien Zugangs zum natürlichen Ziel irgendeines ... instinktiven Strebens". Ich hatte schon damals, bei der kurzen Erwähnung von Adler darauf hingewiesen, dass der Unterschied zwischen dessen Auffassung und der Freudschen um einiges geringer ist als Freud selbst es wahrhaben wollte. Daher kann es nicht erstaunen, wenn die Yale-Gruppe bei ihrer historischen Selbstreflexion von McDougall zu Freud kommt, dem sie den "am meisten systematisierten und weitgehendsten Gebrauch der Frustrations-Aggressions-Hypothese" (ebd., p. 30) zuschreibt. Seine frühen Veröffentlichungen enthielten "viele Beispiele".

Tatsächlich hat Freud schon früh die Idee entwickelt, Triebäusserungen, die auf ein Hindernis stossen, würden Angst auslösen. Er sprach von "frustraner Erregung" (Studienausgabe, Bd. VI, p. 37). Die Folge dieser frustranen Erregung ist allerdings nicht Aggressivität, sondern Neurotizismus. Fraglich ist auch, ob der Begriff der Frustration tatsächlich auf das angewendet werden kann, was Freud meint. Freud hatte nämlich nicht so sehr die Unterbrechung einer Handlung vor Augen als die *Unterlassung* der Handlung aufgrund einer rigiden Sexualmoral. So tritt an die Stelle des Koitus die Masturbation oder eine ähnliche Ersatzhandlung. Des weiteren wird der Coitus interruptus ausdrücklich von "frustraner Erregung" unterschieden. Das aber entspräche eher dem Begriff der Deprivation als demjenigen der Frustration.

Was daher Freud als Vorläufer der Frustrations-Aggressions-Theorie anbelangt, sind einige Präzisierungen angebracht. Erstens findet sich der Begriff der Frustration bei Freud praktisch nicht. Was sich stattdessen findet, ist der Begriff der *Versagung*. Tatsächlich wurde im Zuge der Übersetzung von Freuds Werken ins Englische Versagung mit "frustration" übersetzt. Später, bei der Auseinandersetzung mit dem Phänomen Aggression in der Psychologie wurde nicht mehr auf das deutsche Wort Versagung zurückgegriffen - so auch nicht bei der Übersetzung des Werkes von Dollard und seinen Mitarbeitern -, sondern der Anglizismus "Frustration" verwendet. Diese Übersetzungsgeschichte ist ein Kapitel aus der Amerikanisierung der europäischen Psychologie.

Dass die Wortwahl nicht unwesentlich ist, zeigt die Tatsache, dass Frustration durchwegs etwas ist, was einem Lebewesen zustösst. Frustriert zu sein bedeutet, durch andere oder äussere Umstände frustriert worden zu sein, So

ist es bei Dollard et al. gemeint: Eine Handlung wird gestört oder unterbrochen aufgrund äusserer Einwirkungen. "Versagung" dagegen ist nicht nur auf äussere Störungen bezogen. Man kann sich selbst etwas versagen, oder man kann sich jemandem versagen. Während also Frustration passiv erlitten wird, kann Versagung auch aktiv, das heisst selbst verursacht sein. Und diese, zugegebenermassen subtile Unterscheidung, spielt bei Freud durchaus eine Rolle. Ich möchte dies - allerdings nur ganz kurz - illustrieren. In einer Arbeit aus dem Jahre 1912 "Über neurotische Erkrankungstypen" heisst es, der "nächstliegende, am leichtesten auffindbare und am besten verständliche Anlass zur neurotischen Erkrankung" liege "in jenem äusseren Moment vor, welches allgemein als die Versagung beschrieben werden" könne (Studienausgabe, Bd. VI, p. 219). "Das Individuum war gesund, solange seine Liebesbedürftigkeit durch ein reales Objekt der Aussenwelt befriedigt wurde; es wird neurotisch, sobald ihm dieses Objekt entzogen wird, ohne dass sich ein Ersatz dafür findet. Glück fällt hier mit Gesundheit, Unglück mit Neurose zusammen" (ebd.). Dies entspricht vollkommen dem Begriff der Frustration als *äussere* Störung eines Handlungsablaufs, in diesem Falle als Störung erotischer Handlungen. "Die Versagung wirkt dadurch pathogen, dass sie die Libido aufstaut und nun das Individuum auf die Probe stellt, wie lange es diese Steigerung der psychischen Spannung ertragen und welche Wege es einschlagen wird, sich ihrer zu entledigen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, sich bei anhaltender realer Versagung der Befriedigung gesund zu erhalten, erstens, indem man die psychische Spannung in tatkräftige Energie umsetzt, welche der Aussenwelt zugewendet bleibt und endlich eine reale Befriedigung der Libido von ihr erzwingt, und zweitens, indem man auf die libidinöse Befriedigung verzichtet, die aufgestaute Libido sublimiert und zur Erreichung von Zielen verwendet, die nicht mehr erotische sind und der Versagung entgehen. Dass beide Möglichkeiten in den Schicksalen der Menschen zur Verwirklichung kommen, beweist uns, dass Unglück nicht mit Neurose zusammenfällt und dass die Versagung nicht allein über Gesundheit oder Erkrankung der Betroffenen entscheidet" (ebd., p. 220). Hier betont Freud ausdrücklich, dass Versagung (Frustration) nicht zwangsläufig zu pathologischen Reaktionen führt, sondern - wir haben dies bei der Diskussion der Freudschen Aggressionstheorie bereits gesehen - transformiert und zur Erreichung anderer Ziele verwendet werden kann. Insofern widerspricht Freud auf einer sehr grundsätzlichen Ebene dem Automatismus, den die Frustrations-Aggressions-Theorie zwischen Frustration (Versagung) und Aggression ansetzt.

Dieser Widerspruch ergibt sich auch aus der Kulturtheorie Freuds. Kultur ist das Ergebnis von Triebverzicht oder - wie man ebensogut sagen kann - von Triebversagung. Damit aber wird der Frustration bei Freud durchaus

eine konstruktive Funktion eingeräumt. Obwohl Freud selbst davon gesprochen hat, dass die Frustration von Triebäusserungen zu Aggressionen führen kann, hat er offensichtlich auch angenommen, dass die Frustration von Trieben die Grundlage der menschlichen Kultur ist.

Es gibt aber noch einen zweiten Widerspruch zwischen Freud und der Frustrations-Aggressions-Theorie, der ebenfalls mit dem Begriff der Versagung in Zusammenhang steht und den ich hier besonders herausstreichen möchte. Äussere Versagung ist nämlich lediglich *eine* Möglichkeit der "Erkrankungsveranlassung" (Freud). Versagung kann auch vom Ich ausgehen oder, wie Freud wohl später gesagt haben würde, vom Über-Ich. Ideale, denen ein Mensch nachlebt, können genauso "frustrierend" sein wie eine reale, äussere Versagung. Der Begriff der Versagung aber soll beide Möglichkeiten umfassen, wie Freud deutlich macht: "Ungeachtet der sehr deutlichen Verschiedenheiten der beiden beschriebenen Erkrankungstypen, treffen sie doch im wesentlichen zusammen und lassen sich unschwer zu einer Einheit zusammenfassen. ... Die Erkrankung unter den Bedingungen des zweiten Typus führt ohne weiteres zu einem Sonderfall der Versagung. Es ist hiebei zwar nicht jede Art der Befriedigung von der Realität versagt, wohl aber gerade die eine, welche das Individuum für die ihm einzig mögliche erklärt, und die Versagung geht nicht direkt von der Aussenwelt, sondern primär von gewissen Strebungen des Ichs aus, aber die Versagung bleibt das Gemeinsame und Übergeordnete" (Studienausgabe, Bd. VI, p. 222).

Die unterschiedliche Semantik von Frustration und Versagung wird vielleicht anhand einer anderen Formulierung von Freud noch deutlicher. Freud betont, Menschen könnten nicht nur an einem Mangel erkranken, sondern auch am Erfolg. Als Arzt mache man die Erfahrung, "... dass Menschen gelegentlich gerade dann erkranken, wenn ihnen ein tief begründeter und lange gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen ist" (Studienausgabe, Bd. X, p. 236). Das aber heisst, dass sich ein solcher Mensch die Befriedigung seines Wunsches versagt. Auch dies verweist auf einen inneren Prozess und nicht auf eine äussere Unterbrechung eines Handlungsablaufs. Freud meint sogar, eine äussere Versagung als solche sei wirkungslos, "noch nicht pathogen, solange sich nicht eine innere Versagung zu ihr gesellt" (ebd., p. 237).

Sie sehen damit, dass man allein dadurch, dass man auf die Sprache achtet und zwischen Frustration und Versagung differenziert, zu unterschiedlichen psychologischen Aussagen gelangen kann.

Wie steht es mit der Vorwegnahme der Frustrations-Aggressions-Theorie durch Freud? Wie erwähnt, behaupten Dollard und seine Mitarbeiter, Freuds "frühere Veröffentlichungen" enthielten "viele Beispiele". Zunächst

einmal ist wohl festzuhalten, dass Freud in erster Linie an der Erklärung und Therapie von neurotischem und nicht von aggressivem Verhalten interessiert war. Das zeigt gerade auch der Zusammenhang, in dem der Begriff der Versagung steht: "Die Menschen erkranken neurotisch in Folge der Versagung" (Studienausgabe, Bd. X, p. 236). Wenn also, dann würde Freud keine Frustrations-Aggressions-, sondern eine Frustrations-Neurose-Theorie vertreten haben. Dazu kommt - wie wir gesehen haben -, dass Versagung bzw. Frustration gemäss Freud auch in konstruktive Bahnen gelenkt werden kann. Schliesslich kann sich Freud ein Leben *ohne* Versagung bzw. Frustration nicht vorstellen. Die Kultur, so haben wir deutlich gesehen, ist der Triebnatur des Menschen abgetrotzt. Wenn auch Freud die vollständige Versagung von Triebbedürfnissen für pathogen gehalten hat, so hat er nicht in jeder Versagung bzw. Frustration das Anfangsglied einer Kausalkette gesehen, deren Endglied Neurose oder Aggression heisst.

Damit werden auch der Erzieher und die Erzieherin deutlich entlastet. Denn Erziehung macht oftmals Frustration notwendig, und zwar so, wie Dollard et al. den Ausdruck gebrauchen: als äusserer Eingriff und damit Unterbrechung eines kindlichen Handlungsablaufs. Wenn durch jede Unterbrechung kindlichen Verhaltens der Automatismus des Frustrations-Aggressions-Gesetzes ausgelöst würde, dann würde in unseren Familien und Schulen tagtäglich ein enormes Potential an Aggressivität anfallen. Dem ist glücklicherweise allein deshalb nicht so, weil Frustration bzw. Versagung nicht zwangsläufig Aggression zur Folge hat. Wir müssen somit den ersten Teil der Grundthese der Frustrations-Aggressions-Theorie zurückweisen, die Behauptung nämlich, jede Frustration hätte eine Aggression zur Folge. Das kann nun allerdings nicht heissen, dass Erziehungspersonen beliebig frustrierend sein dürfen. Freud bringt das Dilemma folgendermassen auf den Begriff: "Die Erziehung hat ... ihren Weg zu suchen zwischen der Scylla des Gewährenlassens und der Charybdis des Versagens. Wenn die Aufgabe nicht überhaupt unlösbar ist, muss ein Optimum für die Erziehung aufzufinden sein, wie sie am meisten leisten und am wenigsten schaden kann" (Studienausgabe, Bd. I, p. 578). Insofern beruht die antiautoritäre Erziehung dort, wo sie meint, auf Frustration verzichten zu können, auf einer Fehlinterpretation von Freud. Eher müsste man meinen, dass Dollard et al. die theoretische Basis für die antiautoritäre Erziehung geliefert hätten.

Zusammenfassend ist die Referenz an Freud bei Dollard et al. etwas zweifelhaft. Sicher spielt der Grundgedanke der Versagung bei Freud eine zentrale Rolle, aber Versagung hat nicht zwingend eine bestimmte Reaktion zur Folge, und schon gar nicht ist diese Reaktion Aggression. Eher wird das Individuum neurotisch, oder aber es vermag die Frustration zu bewältigen und in konstruktive Bahnen zu lenken.

Relative Deprivation

Nur kurz möchte ich noch darauf eingehen, dass Dollard und seine Mitarbeiter auch Marx als einen ihrer theoretischen Vorläufer bezeichnen. Dabei nehmen sie Bezug auf das "Kommunistische Manifest" von Marx und Engels. Dort werde das Proletariat als "unterdrückt, d.h. frustriert" (Dollard et al. 1970, p. 32) bezeichnet. In der kapitalistischen Gesellschaft würden die Arbeiter als Ware behandelt und dadurch den Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Die Arbeit habe ihren selbständigen Charakter und damit ihren Reiz für die Arbeiter verloren. Daraus erkläre sich der Kampf der Arbeiter gegen ihre Unterdrückung. Gegen diesen Kampf richte sich der Staat mit seinen Machtmitteln. Dollard et al. schreiben: "Es ist offensichtlich, dass die Marx'sche Theorie von der Annahme ausgeht, dass jeder Arbeiter schwere Frustrationen erlebt. Diese leiten sich aus vielen Bedingungen ab, darunter: die Demütigung seines Stolzes, indem er gezwungen wird, an einer Maschinerie zu arbeiten und wie irgendeine Handelsware behandelt wird, Ausbeutung durch seine Arbeitgeber, Krisen des wirtschaftlichen Systems und die Unterdrückungsmassnahmen des Staates. Diese Frustrationen führen unausweichlich zu Aggression und schliesslich, entsprechend der Marx'schen Voraussage, zum Sieg der unterdrückten Klasse" (ebd., p. 34). Die Schwierigkeit dieser Argumentation liegt darin, dass sie die Strenge der eingeführten Begriffe, wie sie im Kontext des Beispiels des kleinen James erläutert werden, aufweicht. Frustration und Aggression werden dort auf die äussere Unterbrechung einer Handlung bezogen. Hier wird nun doch von der Lebenslage (der Arbeiter) gesprochen, die frustrierend ist. Dazu kommt die Person bzw. das Selbst des Individuums ins Spiel, so wenn von der Demütigung des Stolzes der Arbeiter die Rede ist. Dadurch wird der situative Ansatz der Frustrations-Aggressions-Theorie unterlaufen. Der Einbezug der Persönlichkeit bzw. des Selbst scheint mir zwar eine wichtige Erweiterung der Theorie zu sein, die ich selbst unterstützen würde, von den ursprünglich definierten Begriffen wird sie aber nicht getragen.

Dazu kommt ein Problem, das wir bereits mit Bezug auf Freud dargelegt haben. Nicht jede frustrierte Handlung, nicht jedes frustrierte Selbstgefühl und auch nicht jede frustrierende Lebenslage führen reaktiv zu Aggression. Warum sich beispielsweise Arbeiter zu Kampfmassnahmen bereit erklären oder warum sie dies gerade nicht tun, kann mit dem Frustrationskonzept allein nicht erklärt werden.

Tatsächlich verwendet man hier - bei der Erklärung von politischem Protest und revolutionärem Verhalten - mit Vorteil den Begriff der Deprivation anstelle desjenigen der Frustration. Aber selbst Deprivation führt noch nicht als solche zur Rebellion. Denken Sie an das indische Kastenwesen oder an die ständische Gesellschaft des Mittelalters. Weder im einen noch im anderen Fall sind die "outlaws" bzw. die Leibeigenen zur Rebellion be-

reit, obwohl sie in ihrer Lebenssituation keineswegs zu beneiden sind. Auch im Falle der bürgerlichen Revolutionen in Europa und den USA lässt sich nachweisen, dass es nicht unterprivilegierte Schichten waren, die revoltierten. Anstoss zum Aufstand ist vielmehr die "relative Deprivation", wobei die wahrgenommene Ungerechtigkeit der eigenen Situation im Vergleich zu anderen den Ausschlag für Protest gibt. Menschen am Rande der Gesellschaft, die niemals von einer Waschmaschine, einem Eigenheim oder einem Auto geträumt haben, sind weder frustriert noch depriviert und daher auch nicht aggressiv, jedenfalls nicht einer Deprivation wegen, und sie verhalten sich auch nicht als revolutionäre Subjekte. In diesem Punkt irrte Marx wohl fundamental. Rebellionen entstehen dort, wo einmal Hoffnungen auf ein besseres Leben waren und diese Hoffnungen aus irgendeinem Grund zerstört wurden. Das Schwinden von Hoffnung führt zu Gefühlen der Deprivation und schürt den Hass und die Aggression.

Revolutionen werden im allgemeinen dann ausgelöst, wenn die politische Ordnung durch eine plötzliche, einschneidend sozio-ökonomische Krise gefährdet scheint, wodurch die Erwartungen breiter Schichten auf ein besseres Leben abrupt bedroht werden. In einer solchen Situation kann auch Hass gegen Minderheiten aufkommen, denen die Schuld für die Krise überbürdet wird. Die Situation in der Schweiz zur Zeit der Überfremdungsinitiativen in den 70er Jahren war durch genau diese Konstellation gezeichnet. Die wirtschaftliche Rezession gefährdete die Position der sozial aufgestiegenen Schweizer, die befürchten mussten, ihre neu errungenen Privilegien zu verlieren. Obwohl sie diese Privilegien einer Unterschichtung der Schweizer Gesellschaft durch ausländische Arbeitskräfte zu verdanken hatten, richtete sich die Aggression gegen diese Ausländer. Am meisten Zulauf hatten die Überfremdungsparteien in genau diesem Segment der Gesellschaft, das oberhalb der Schicht der Fremdarbeiter liegt, ein Segment, das dank der Fremdarbeiter aufsteigen und ein besseres Leben hatte führen können.

Zusammengenommen und mit Blick auf Marx als einem vermeintlichen Vorläufer der Frustrations-Aggressions-Theorie ist es nicht Frustration, auch nicht Deprivation in einem absolutem Sinne, sondern relative Deprivation, vor allem unter gesellschaftlichen Bedingungen, die einen sozialen Abstieg wahrscheinlich machen, was Aggressionen auslösen kann und Hass gegen Minderheiten und Fremde aufkommen lässt.

Ex-DDR

Versuchen wir, die Frustrations-Aggressions-Theorie noch in einem anderen, aktuelleren Kontext zu überprüfen. Und zwar am Beispiel der Fremdenfeindlichkeit von Jugendlichen in der ehemaligen DDR. Verschiedentlich ist gesagt worden, die Ausschreitungen in Rostock und anderswo seien

Ausdruck aufgestauter Gefühle der Frustration. So meinte der Psychiater und Publizist Hans-Joachim Maaz in einem Interview, die DDR-Vergangenheit habe für viele Menschen Kränkung, Demütigung und Einengung bedeutet, worauf sie mit berechtigter Empörung reagiert hätten. Aber diese Empörung habe damals nicht ausgelebt werden dürfen. "Gehorsamsein, Disziplin, Ordnung, auch Liebsein - diese Gebote unterdrückten die Aggressivitäten und führten zu einem Stau" ("Tages Anzeiger" 27.8.92, S. 2). Jetzt sei der Deckel weg, und - ich ergänze Maaz - die Aggression wird "abgeführt".

Dazu kommt etwas zweites, was mir persönlich als Erklärungsfaktor plausibler scheint. Die Vereinigung mit Westdeutschland hat Wünsche und Hoffnungen geweckt, die sich offensichtlich nicht erfüllen. "Also findet eine neue Enttäuschung und Kränkung statt" (ebd.). Warum sich die Aggressionen nicht gegen die Politiker, sondern gegen die Ausländer richten, erklärt Maaz mit dem in der DDR verbreitet gewesenen Obrigkeitsdenken. "Diese Leute wollen im Grunde eine Obrigkeit, sie haben Angst, gegen Obrigkeit anzutreten. Das ist eine Folge der Erziehungsprinzipien, es gab in der DDR eine riesige Furcht, gegen die Oberen anzukämpfen. Also setzt sich die Aggression gegen unten fort ..." (ebd.). Maaz geht allerdings noch einen Schritt weiter, indem er nicht nur die aktuelle Situation der enttäuschten Hoffnungen in Rechnung stellt, sondern auch die Persönlichkeitsstruktur der Jugendlichen. "Diese Jugendlichen sind als Menschen irgendwie nicht bestätigt, nicht angenommen worden. Diese innere Halt- und Bindungslosigkeit, diese Verunsicherung wecken jetzt das Bedürfnis nach einem äusseren Halt, nach straffen Strukturen, nach einem Führer, der sagt, wo's langgeht. Es ist regelrecht eine seelische Umkehr von innen nach aussen. Ein gesunder Mensch hat Selbstvertrauen, er weiss, was er kann - genau das fehlt diesen Leuten" (ebd.). Das ist eine interessante Feststellung, die wir in anderem Zusammenhang bestätigt finden werden. Aggressivität als Disposition, als "innere" Bereitschaft, hat sehr viel mit einem beschädigten Selbst bzw. mit frustriertem Selbstwert zu tun.[11] Aus dieser Beschädigung heraus wächst die Bereitschaft, sich einer autoritären Ideologie und Führung zu unterwerfen. Ähnlich sieht es übrigens der Psychoanalytiker Arno Gruen. Mit Bezug auf die Reformbewegungen im Osten schreibt er, es gebe Menschen, "die ohne äussere *gesellschaftliche Strukturen* keinen *inneren Halt* haben" ("Neue Zürcher Zeitung", Nr. 76, 31.3./1.4.1990, S. 25). Die innere Leere zwingt sie dazu, nach einem äusseren Halt zu suchen. Ihre Rebellion ist daher keine Reaktion des Volkszornes gegen die früheren Machthaber. Es ist vielmehr eine ohnmächtige Reaktion derjenigen, die die Freiheit nicht ertragen können, weil sie dazu nicht erzogen worden sind. Daher suchen sie nach einem neuen Korsett, nach einem neu-

[11] Diese These werde ich in der Vorlesung vom Sommersemester 1993 diskutieren.

en Autoritarismus, für den in der ehemaligen DDR die Nazi-Vergangenheit Deutschlands gerade recht scheint.

Diese Erklärung der Ausschreitungen in der Ex-DDR geht über den situativen Ansatz der Frustrations-Aggressions-Theorie hinaus, indem sie die Struktur der Persönlichkeit der randalierenden Jugendlichen in Rechnung stellt. Wir werden auf die theoretischen Grundlagen dieser Art von Erklärung zurückkommen[12], nicht zuletzt deshalb, weil mir darin eine potente Möglichkeit zur Erklärung von Aggressivität als Disposition und "innerer" Bereitschaft zu liegen scheint.

Kommen wir nochmals auf das Erklärungspotential der Frustrations-Aggressions-Theorie im Falle der Ereignisse in der Ex-DDR zurück. Das Potsdamer Institut für Familien- und Kindheitsforschung hat im Juni 1992 die Ergebnisse einer Untersuchung von 1656 jungen Menschen zwischen 14 und 18 Jahren veröffentlicht. Dabei zeigte sich eine grosse Orientierungs- und Hoffnungslosigkeit der befragten Jugendlichen. Verunsicherung und Zukunftsangst prägen das Bewusstsein der ostdeutschen Jugendlichen. Der Leiter der Studie, Dietmar Sturzbecher, argumentiert im wesentlichen dahingehend, dass die DDR-Jugendlichen, die massgeblich zur Wende beigetragen haben, heute - nach der Wende - als Wendeverlierer dastehen ("Tages Anzeiger" 15.9.92, S. 6). Sturzbecher nimmt nicht explizit Bezug auf die Frustrations-Aggressions-Theorie. Trotzdem ist sein Erklärungsversuch damit vereinbar. Er betont zum Beispiel, dass in der ehemaligen DDR Solidarwerte Priorität hatten, zum Beispiel soziale Anpassung und emotionale Zuwendung, auch Gehorsam, Familiensinn, Freundlichkeit und Höflichkeit. Diese Solidarwerte kreuzen sich nun mit den Individualwerten des Westens, die auf Konkurrenz, Selbstbewusstsein und Kritik ausgehen. Dieser Wertekonflikt führt dazu, dass die Jugendlichen aus dem Osten jene Eigenschaften nicht haben, die sie zur Behauptung auf dem Arbeitsmarkt bräuchten. Man kann folgern, dass zielorientiertes Handeln massiv frustriert wird. Die Gewalt in Rostock und anderswo ist dann nicht so sehr Ausdruck rechtsradikaler Gesinnung, sondern ein "Abreagieren" von frustrationsbedingter Aggression. So sagt Sturzbecher in einem Interview: "Die von uns befragten Skinheads verstehen Gewalt nicht als bewusste politische Haltung, sondern als Abreagieren von Aggressionen. Es handelt sich also vorwiegend um die Entladung dumpfer, aus sozialem Neid resultierender Gefühle der Zukunftsangst und der Frustration" (ebd.). Dem entspricht, dass die Geschichtskenntnisse der Jugendlichen über den Nazismus lückenhaft sind. "Sie verwenden zwar provokativ Begriffe aus der rechtsextremen Terminologie, sie können diese aber weder erklären noch belegen. Auch die Ablehnung von Ausländern hat eindeutig nichts mit Rassis-

[12] Vgl. Fussnote 11.

mus zu tun" (ebd.). Die Asylbewerber müssen als Sündenböcke hinhalten, um die Aggressionen abzuführen. Entlarvend diesbezüglich ist die Äusserung dreier militanter, ausländerfeindlicher Jugendlicher in Potsdam, die gefragt wurden, was sie tun würden, wenn es keine Ausländer gäbe. Sie sagten: "Ganz klar, dann müssten wir gegen den Staat kämpfen" ("Tages Anzeiger" 28.9.91; "Neue Zürcher Zeitung" Nr. 279, 30.11./1.12.91, S. 25). Diese Äusserung bestätigt die vorhin zitierte Diagnose von Hans-Joachim Maaz, der sagte, die Politiker würden deshalb nicht zum Objekt der Aggressionen, weil in der ehemaligen DDR ein Obrigkeitsdenken vorherrscht. Damit praktizieren die Jugendlichen den Abwehrmechanismus der Verschiebung: Das eigentliche Objekt der Aggression wird verschont, die Aggression wird auf ein Ersatzobjekt abgelenkt, das als Sündenbock dienen muss. Zur Frustration der Jugendlichen trägt offensichtlich bei, dass der freie Zugang zum Westen und seinem Warenangebot nicht genutzt werden kann, weil die Jugendlichen nicht genügend Geld haben. Sowohl von der Reise- als auch von der Konsumfreiheit, die endlich erreicht wurden, sind sie ausgeschlossen, da sie sie aus ökonomischen Gründen nicht nutzen können. Schliesslich waren die Jugendlichen in der Ex-DDR eine privilegierte Gruppe. Geld spielte in der Jugendpolitik der DDR keine Rolle. Heute ist es ganz anders. Für die Jugendlichen ist kein Geld mehr da.

Zusammengenommen ergeben diese Analysen sehr wohl eine gewisse Plausibilität für das Erklärungspotential der Frustrations-Aggressions-Theorie. Als nicht ganz einfach erweist sich allerdings auch in diesem Beispiel die Unterscheidung zwischen Frustration im strengen Sinne der Unterbrechung einer zielbezogenen Tätigkeit und Deprivation als Zustand des Nicht-Verfügens über als wünschenswert erachtete Güter oder Dienste. Auch im Falle der DDR-Jugendlichen ist nicht immer klar, ob deren Aggressionen eher aus Frustration im engeren Sinne oder aus Deprivation bzw. relativer Deprivation (etwa im Vergleich zu den Jugendlichen Westdeutschlands) zu verstehen ist.

Strafe und Verschiebung von Aggression

Versuchen wir, den theoretischen Gehalt der Frustrations-Aggressions-Theorie noch etwas deutlicher herauszuarbeiten. Die Autoren der Yale-Gruppe postulieren ein quantitatives Verhältnis zwischen den Variablen ihrer Hauptthese. Danach ist die Stärke der aggressiven Reaktion eine Funktion der Stärke der frustrierten Handlung, das heisst je stärker das angestrebte Ziel, desto stärker die Aggression, wenn die zielbezogene Handlung frustriert wird. Des weiteren ist die Stärke der aggressiven Reaktion eine Funktion des Ausmasses der Frustration, das heisst je stärker die ursprüngliche Handlung frustriert wird, desto stärker die reaktive Aggression. Schliesslich addieren sich einzelne Frustrationen auf, das heisst mehrere

kleine Frustrationen ergeben zusammen eine grosse Frustration, die sich entsprechend in Aggression umsetzt. Die Folgerung, die sich aus dieser Argumentation ergibt, ist, dass sich Frustrationen "aufstauen" und dann explosionsartig abbauen können. In diesem Sinne wurden beispielsweise in einigen Medien die Gewaltausbrüche in Los Angeles anfangs Mai 1992 erklärt: als "Explosion lange aufgestauter Frustrationen" ("Bund" 2.5.1992, S. 2) der schwarzen Bevölkerung.

Aggressionen werden aber nicht in jedem Fall geäussert. Die instigierte Aggression braucht sich nicht notwendigerweise in Verhalten umzusetzen. Die Autoren der Yale Gruppe sprechen von "impliziten oder teilweise gehemmten Aggressionshandlungen, die sich als *nicht-offene* Aggression bezeichnen lassen" (Dollard et al. 1970, p. 42). Das heisst, dass Individuen sowohl in ihrer Aggressionsäusserung gehemmt sein als auch an der Äusserung von Aggression gehindert werden können. Dabei postulieren Dollard und seine Mitarbeiter folgenden Mechanismus: "Als grundlegende Variable, die den Grad bestimmt, in dem eine spezifische Aggressionshandlung gehemmt wird, erscheint die Antizipation von Bestrafung. Es mag die folgende vorläufige Feststellung getroffen werden: *Die Stärke der Hemmung einer Aggressionshandlung ist eine positive Funktion des Ausmasses der Bestrafung, die als Ergebnis dieser Handlung antizipiert wird.* Ein Knabe, der schwere Prügel erhielt, weil er seinen kleinen Bruder geschlagen hatte, dürfte unter ähnlichen Umständen etwas weniger stark dazu neigen, den Bruder wiederum zu schlagen" (ebd., p. 42). Auch dabei stützen sich die Autoren auf das Effektprinzip. Verhaltensweisen treten nicht wieder auf, wenn sie in der Vergangenheit bestraft worden sind. Es wird also angenommen, dass nur jene Formen von Aggression als Reaktion auf Frustration gezeigt werden, die früher entweder nicht bestraft oder/und verstärkt worden sind.

Diese Argumentation führt dazu, dass im konkreten Fall in einem konkreten Individuum ein Konflikt entstehen kann zwischen Instigation und Hemmung von Aggression. Dabei postulieren die Autoren wiederum eine quantitative Beziehung: Instigation und Hemmung addieren sich auf, so dass als Resultat jenes Verhalten geäussert wird, dessen Tendenz stärker ist.

Pädagogisch folgt aus dieser Ansicht die Notwendigkeit von Bestrafung. Denn nur durch Bestrafung kann der offene Ausdruck von Aggression behindert, das heisst gehemmt werden. So schreiben die Autoren: "Allgemein lässt sich sagen, dass bei konstanter Stärke der Frustration das Auftreten einer Aggressionshandlung desto unwahrscheinlicher wird, je mehr Bestrafung für diese Handlung antizipiert wird" (ebd., p. 47).

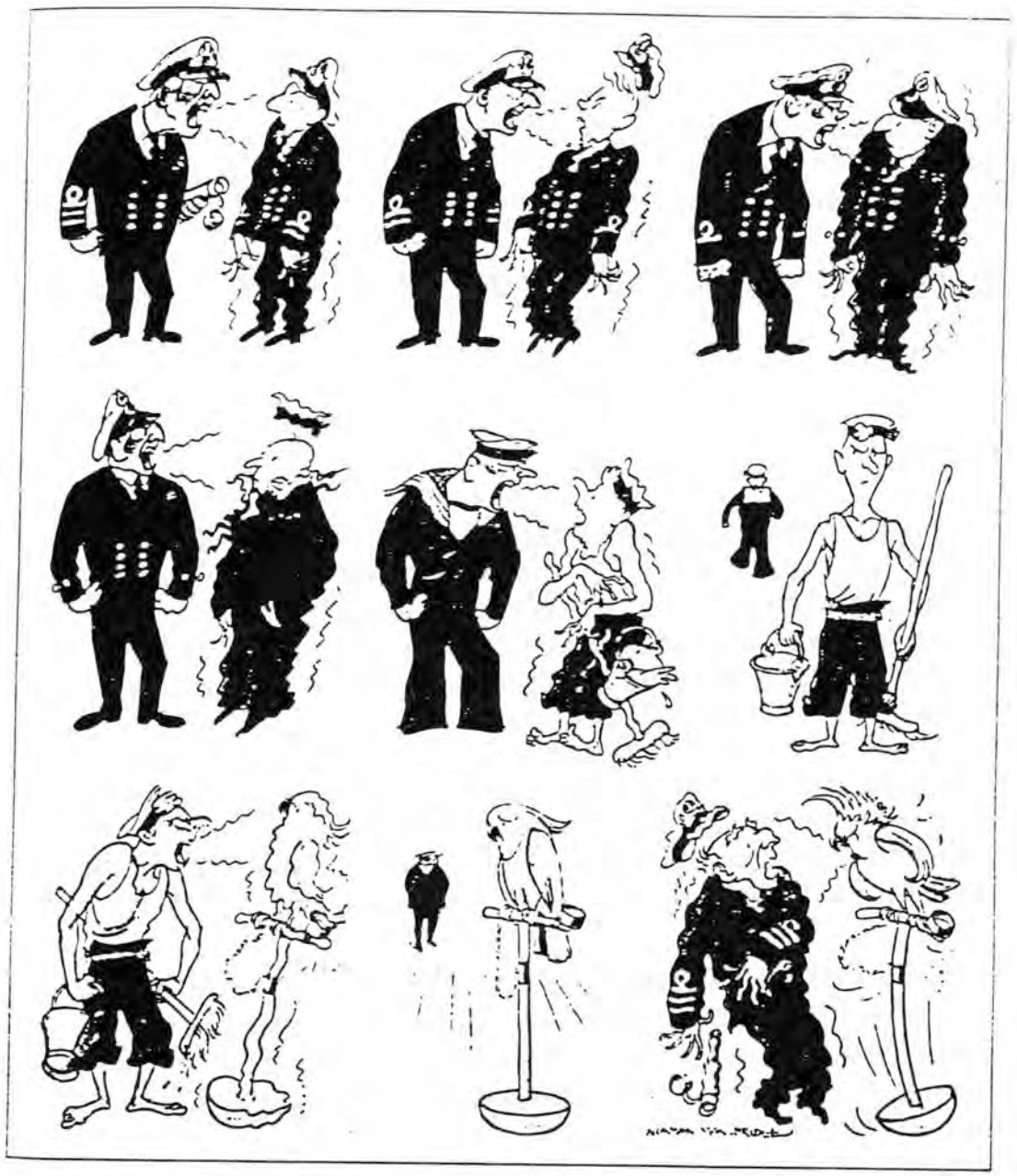
Da die Frage der Strafe im Zusammenhang mit aggressivem Verhalten für die pädagogische Perspektive von zentraler Bedeutung ist, möchte ich darauf noch etwas näher eingehen. Der Gedanke, dass antizipierte Strafe die Äusserung von Aggression hemmt, wird von Dollard und seinen Mitarbeitern in einem Kapitel ihres Buches auf die Analyse kriminellen Verhaltens angewandt. Als die beiden Grundbegriffe einer Theorie der Kriminalität wählen sie Frustration und Antizipation von Bestrafung. Sie setzen sich zum Ziel, "... jene messbaren Merkmale zu untersuchen, in denen sich der Kriminelle signifikant von der Bevölkerung im allgemeinen unterscheidet, und zu ermitteln, bis zu welchem Grade diese Abweichungen überdurchschnittliche Frustration oder unterdurchschnittliche Antizipation von Strafe implizieren, wobei die Annahme zugrunde liegt, dass Kriminalität als Form von Aggression mit der ersteren positiv, mit der letzteren negativ korreliert" (ebd., p. 129). Die These ist also, dass Kriminalität die Folge von erhöhter Frustration und/oder verminderter Antizipation von Bestrafung ist. "Kriminalität wird ... weder als Funktion des absoluten Frustrationsniveaus noch als Funktion des absoluten Grades der Antizipation von Strafe betrachtet, sondern vielmehr als eine Funktion der Diskrepanz beider. Bei einem geringen Grad antizipierter Bestrafung ergibt sich nicht zwangsläufig Kriminalität, wenn die Frustration zugleich hinlänglich gering ist; ebenso muss aus einem hohen Mass an Frustration nicht Kriminalität resultieren, sofern die Antizipation von Strafe in ausreichender Stärke wirksam ist. Wenn jedoch Antizipation von Strafe nach unten und Frustration nach oben zu abweicht, so führt die Grösse der daraus resultierenden Diskrepanz zu einer entsprechend gesteigerten Erwartung der Kriminalität" (ebd., p. 164).

Wir werden auf die Frage der Bestrafung mehrfach zurückkommen. Gerade hier unterscheiden sich die Theorien, was herauszustreichen pädagogisch zentral ist. Die Frustrations-Aggressions-Theorie vertritt eine letztlich äusserst simple These. Aggression - genauer: der Ausdruck von Aggression - kann verhindert oder wenigstens eingedämmt werden, aber nur durch das Mittel der Strafe, das heisst der Bestrafung unerwünschter aggressiver Reaktionen.

Was geschieht mit der nicht-geäusserten Aggression? Hier kommt ein weiteres Prinzip zum Spielen. Von Freud übernehmen Dollard et al. das Konzept der Verschiebung . Sie sprechen vom "sehr wichtigen Prinzip der Verschiebung" (ebd., p. 30). Das aber heisst, dass Aggression direkt oder *indirekt* geäussert werden kann. Allerdings gehen die Autoren davon aus, dass die stärkste Instigation, die eine Frustration hervorruft, Aggressionshandlungen gegen den Verursacher der Aggression haben. "Ein Mann, dem sein Chef gerade die Urlaubspläne zerstört hat, wird nach dieser Annahme am meisten auf den Chef zornig sein, aber auch allgemein etwas reizbarer gegenüber der Welt" (ebd., p. 48). Das mag eine triviale Feststellung sein. Sie

ist aber wichtig überall dort, wo zu Aggressionen aufgefordert wird. Wenn Menschen allgemein den Eindruck haben, sie würden nicht gerecht behandelt, es gehe ihnen schlecht etc., dann kann die Benennung einer Ursache ihrer peniblen Situation das ganze Ausmass ihrer frustrationsbedingten Aggression auf diese Ursache lenken. So funktionierte etwa die Kriegspropaganda während des Zweiten Weltkriegs: Man versuchte, der Bevölkerung beizubringen, dass der deklarierte Feind die Ursache ihrer misslichen Lebensbedingungen war. So argumentiert auch heute, wer die Übel unserer Gesellschaft den Asylsuchenden und Ausländern zuschreibt.

Das aber ist eigentlich die umgekehrte Seite dessen, was Dollard und seine Mitarbeiter vor Augen haben. Denn es geht darum, dass dort, wo die Äusserung von Aggression gehemmt ist, Ersatzhandlungen gesucht werden. "Je grösser der Grad der Hemmung einer direkteren Aggressionshandlung ist, desto wahrscheinlicher wird das Auftreten von weniger direkten Aggressionshandlungen" (ebd., p. 49f.). "Bei Weiterführung des Gedankens wird deutlich, dass sich, wenn alle auf ein bestimmtes Objekt gerichteten Aggressionshandlungen verhindert werden, für andere aggressive Handlungen, die sich nicht auf dieses Objekt richten, die Tendenz aufzutreten verstärkt. Eine Person mag statt ihres Feindes einen Stuhl treten. In der Terminologie Freuds findet in diesem Fall eine *Verschiebung* der Aggression von einem Objekt auf ein anderes statt. Ist andererseits die Verhinderung für die Art des Verhaltens spezifisch, die die direkte Aggression wäre, werden eher Handlungen von anderer Art auftreten. Ein Individuum mag gegen seinen Feind einen Prozess anstrengen, anstatt zu versuchen, ihn zu ermorden. Es wird demnach eine *Änderung in der Form der Aggression* stattfinden" (ebd., p. 50). Beides ist Verschiebung: Verschiebung von einer Person auf ein andere bzw. von einem Objekt auf ein anderes - den Sack statt den Esel schlagen. Oder Verschiebung in der Art der Reaktion: Prozessieren statt Töten. Die erste Form von Verschiebung ist zweifellos geläufiger und findet ihren Ausdruck oft in der Karikatur von Hierarchien.



In dieser englischen Karikatur macht auf einem britischen Schiff die Aggressionsverschiebung die Runde - vom Kapitän zum Papageien und wieder zum Kapitän.

Auch die zweite Form von Verschiebung ist allerdings bekannt und findet sich in der Schule etwa in Form von Bankkritzeleien, in denen der Lehrer oder die Lehrerin symbolisch vernichtet werden. Die Verschiebung in der Phantasie ist vielleicht überhaupt eine der am weitesten verbreiteten Formen der Verschiebung aggressiver Handlungsimpulse. Auch Sarkasmus kann Aggression ausdrücken, ebenso Spott und wiederum Karikaturen. Die Bedeutung von Witzen in Diktaturen als "Ventil" für Aggressionen ist bekannt. Dollard und seine Mitarbeiter erwähnen noch eine andere Möglich-

keit: das Lesen von Horrorgeschichten. "Hier ist sowohl das Objekt wie die Form der direkten aggressiven Reaktion verändert" (ebd., p. 55). Doch die Frage stellt sich: Sind Horrorgeschichten geeignet zur "Abfuhr" von Aggressionen? Oder sind sie vielleicht im Gegenteil eher Anlass zum Lernen von Aggressionen?

Der Vollständigkeit halber bleibt noch anzumerken, dass Dollard et al. auch die Wendung der Aggression gegen das Selbst als indirekte Ausdrucksform von Aggression diskutieren. Auch darin stehen sie in Übereinstimmung mit dem Verschiebungskonzept von Freud und dem Abwehrmechanismus der "Wendung gegen die eigene Person".

Katharsis

Nun aber zur eben gestellten Frage: Kann Aggression in symbolischen Medien "abgeführt" werden? Tatsächlich postulieren Dollard et al. eine kathartische Wirkung von indirektem Aggressionsausdruck. Wenn die Hemmung einer Aggressionshandlung eine Frustration darstellt, die zu noch mehr Aggressivität führt, dann muss das Auftreten einer Aggressionshandlung die Instigation zur Aggression, das heisst die Bereitschaft, aggressiv zu reagieren, reduzieren. Anders gesagt, jede Äusserung von Aggression reduziert die Bereitschaft zur Aggression. Allerdings nur so lange, wie nicht erneut eine Frustration auftritt. Und auch nur insofern als die ursprüngliche Frustration nicht andauert. Dieser Mechanismus der "Abfuhr" von Aggression wird Katharsis genannt.

Auch dieser Begriff stammt aus der Psychoanalyse. Er wurde in den frühen Schriften von Freud gebraucht. In ihrem Verständnis der Hysterie nahmen Freud und Breuer an, dass die hysterische Erkrankung auf einem Erlebnis beruht, auf das eine Reaktion unterbleiben musste, so dass der damit ursprünglich verbundene Affekt nicht erledigt, das heisst nicht hat abreagiert werden können. Das Resultat ist ein psychisches Trauma. Bei der Therapie mittels der sogenannten "kathartischen Methode" (Freud & Breuer 1895) liess man die Patient(inn)en in Hypnose das nicht oder unvollständig abreagierte psychische Trauma ein zweites Mal erleben und jetzt die Reaktion vervollständigen. Man bezweckte damit das Abreagieren "eingeklemmter Affekte" (ebd.) mit Hilfe der Reproduktion der verursachenden pathogenen Eindrücke und deren Verbalisierung unter Affektäusserung. Der Patient "entledigt sich nun des Affekts der Vorstellung, der früher sozusagen eingeklemmt war, und damit ist die Wirkung dieser Vorstellung aufgehoben" (Studienausgabe, Bd. VI, p. 24). Die Bezeichnung der Katharsis als "Abfuhr" ist daher nicht wirklich angebracht, da in der psychoanalytischen Therapie das Ereignis "durchgearbeitet" wird und der Erfolg der Therapie keineswegs einer mechanischen Abfuhr des Affekts entspricht.

Einen Zusammenhang zwischen Katharsis und Aggression gibt es bei Freud jedoch nicht. Auch nicht in dem Sinne, dass durch Beobachtung aggressiver Szenen *stellvertretend* Aggression "abgeführt" werden könnte. Diese These vertreten allerdings auch Dollard und seine Mitarbeiter nicht. Erst Konrad Lorenz wird dergleichen behaupten. Was Dollard et al. meinen, ist folgendes: Die Ausführung einer aggressiven Handlung reduziert die Neigung zu weiterer Aggression. Das ist auf eine Weise trivial. Denn wenn wir aus Wut zuschlagen, dann sind wir nachher beruhigt - vielleicht haben wir nun zwar ein Schuldgefühl, aber mit der Ausführung der aggressiven Handlung ist die Motivation für weitere Aggression im allgemeinen verflogen. Weniger trivial ist wiederum die lerntheoretische Frage, ob die Ausführung der aggressiven Reaktion nicht zu einer Verstärkung der Bereitschaft, aggressiv zu reagieren, geführt hat. Diese Frage wird jedoch von Dollard et al. nicht verfolgt.

Auch nicht trivial ist weiter die Frage, ob sich durch Verschiebung der Aggressionsäusserung die Aggressionsbereitschaft abbaut. Hier nun sagen Dollard et al.: ja. Das heisst sie nehmen an, dass die kathartische Wirkung der Äusserung von Aggression auch im Falle von indirektem Aggressionsausdruck eintritt, so dass man postulieren kann, durch sozial anerkannte Ersatzhandlungen für Aggression lasse sich die Bereitschaft zur Aggression bei einem Individuum reduzieren. Solche Ersatzhandlungen können zum Beispiel im Sport gefunden werden. Und dafür gibt es genügend anekdotische Belege, die bestätigen, dass im Sport Aggressionen tatsächlich "ausgelebt" werden können. Dollard et al. schreiben: "Der Ausdruck einer Aggressionshandlung stellt eine Katharsis dar, die die Instigation zu allen anderen Aggressionshandlungen reduziert. Aus diesem Prinzip zusammen mit dem Prinzip der Verschiebung folgt, dass bei Konstanz des ursprünglichen Frustrationsniveaus zwischen den verschiedenen Aggressionsformen eine inverse Beziehung bestehen sollte" (ebd., p. 63). Zur Präzisierung sollte angemerkt werden: Entsprechend dem handlungstheoretischen Rahmen der Frustrations-Aggressions-Theorie bezieht sich die Katharsisthese auf Aggression, die durch situative Frustration bedingt wird. Es wird also nichts über die dispositionelle Aggressivität gesagt, obwohl nicht ausgeschlossen ist, dass die Theorie in diese Richtung erweitert werden kann. Die Theorie sagt aber nichts darüber, ob Aggressivität als Persönlichkeitsmerkmal, das heisst als stabile Disposition durch Katharsis ebenfalls abgebaut werden kann. Die Theorie bezieht sich auf situativ ausgelöste Frustrationen und dadurch bedingte Aggressionen. Die Theorie postuliert auch nicht den völligen Abbau von Aggression durch Katharsis. Die Rede ist lediglich von einer "Reduktion".

Damit ein kathartischer Effekt zustande kommt, muss Aggression ausgedrückt werden. Hier entsteht meines Erachtens eine Unklarheit. Wir haben

vorhin gehört, dass auch das Lesen von Horrorgeschichten als indirekte Aggressionsäusserung verstanden werden kann. Sollte dem so sein, dann wäre auch der Konsum von Fernseh- und Videogewalt möglicherweise kathartisch. Das aber scheint nach der vorliegenden Forschung eher unwahrscheinlich zu sein.[13] Ich meine daher, dass die Frustrations-Aggressions-Theorie in diesem Punkt zu kritisieren ist. Eine Katharsis durch blosse Phantasietätigkeit ist fraglich, geradezu unwahrscheinlich ist sie durch Konsum von filmischer Darstellung von Gewalt, das heisst unter Bedingungen, wo selbst die Phantasie ausgeschaltet ist.

Die Auseinandersetzung mit der Frustrations-Aggressions-Theorie ist nicht nur von historischer Bedeutung. Es ist die erste im engeren Sinne psychologische Theorie der Aggression, und sie hat nicht zuletzt die experimentelle Forschung zur Aggression massgeblich beeinflusst. Theoretisch ist sie deshalb von Interesse, weil sie ihre Aussagen relativ deutlich formuliert hat und auch deshalb, weil sie versucht hat, psychoanalytische Konzepte und verhaltenstheoretische Postulate miteinander zu verbinden. Es handelt sich also um eines der eher wenigen Beispiele integrativer Theoriebildung im Bereich der Psychologie.

Kritik am Automatismus der Frustrations-Aggressions-Theorie

Was aber war und ist das Schicksal der Frustrations-Aggressions-Theorie? Die wohl schärfste Kritik an der Theorie. wie auch ich sie bereits formuliert habe, betrifft den Quasi-Automatismus zwischen Frustration und Aggression. Dollard und seine Mitarbeiter schreiben, die Frustrations-Aggressions-Hypothese nehme eine "universelle kausale Beziehung zwischen Frustration und Aggression an" (Dollard et al. 1970, p. 19). Damit werden gleich zwei problematische Aussagen gemacht. Erstens wird behauptet, die Existenz von Frustration führe immer zu irgendeiner Form von Aggression. Zweitens wird behauptet, Aggression sei immer eine Folge von Frustration. Die Kritik setzte zunächst an der ersten Behauptung an, der Behauptung also, Frustration führe immer zu Aggression. Dabei muss allerdings der Gerechtigkeit halber betont werden, dass sich in dem Buch von Dollard et al. auch Stellen finden, an denen sie ihr grundlegendes Postulat bereits selber in gewisser Weise relativieren. So heisst es zum Beispiel: "Verschiedene andersartige Folgen von Frustrationen als Aggression werden weitgehend ausser acht gelassen werden. *Ersatzreaktionen* und *rationales Problemlösen* involvieren beide eigene extensive theoretische Formulierungen, und diese hier detailliert zu untersuchen, würde unmöglich sein" (ebd., p. 27). Das ist eine sehr kurze Bemerkung, die aber zeigt, dass die Autoren wohl

[13] Vgl. das Kapitel über die soziale Lerntheorie (S. 199ff.).

nicht so streng verstanden werden wollten, wie sie sich in ihren Thesen ausgedrückt haben.

Das bestätigt eine Arbeit, die einer der Autoren 1941 veröffentlicht hat. Neal Miller schreibt nämlich, eine der Thesen des Buches von 1939 sei unglücklicherweise "unklar und irreführend" gewesen. Es erscheine ratsam, "diese These umzuformulieren und sie so zu verändern, dass sie einen zutreffenderen Eindruck von den Vorstellungen der Autoren gibt" (Miller 1981). Die Formulierung, dass die Existenz von Frustration immer zu irgendeiner Form von Aggression führe, sei in zweierlei Hinsicht unglücklich. "Zunächst erweckt sie den Eindruck, wenn auch nicht logisch zwingend, dass Frustration keine anderen Konsequenzen ausser Aggression habe. Dieser Eindruck scheint so stark gewesen zu sein, dass Feststellungen, die später im Text erscheinen und eine solche Folgerung ausschliessen, davon in den Hintergrund gedrängt werden ... Ein zweiter Einwand gegen die in Frage stehende Behauptung ist, dass sie nicht zwischen der Stimulation von Aggression und dem tatsächlichen Auftreten von Aggression unterscheidet. Damit übersieht sie die Möglichkeit, dass andere Reaktionen dominant sein und das Auftreten von Aggressionshandlungen hemmen können. In dieser Hinsicht besteht eine *Inkonsistenz* mit späteren Teilen der Ausführungen, die zwischen der Stimulation einer Reaktion und dem tatsächlichen Auftreten dieser Reaktion unterscheiden und darlegen, dass Bestrafung das Auftreten von Aggressionshandlungen hemmen kann ... Diese beiden unzulänglichen Aspekte der These können durch folgende Umformulierung ausgeräumt werden: Frustration erzeugt die Stimulation einer Reihe unterschiedlicher Typen von Reaktionen, darunter die Stimulation irgendeiner Form von Aggression" (ebd., p. 84). Damit wird ausdrücklich anerkannt, dass Frustration auch andere Verhaltensweisen als Aggression zur Folge haben kann. "Frustration erzeugt eine Aggressionsstimulation, aber dies ist nicht der einzige Typ von Stimulation, die sie erzeugen kann. Reaktionen, die unvereinbar mit Aggression sind, können, wenn sie genügend stimuliert werden, das tatsächliche Auftreten von Aggressionshandlungen verhindern" (ebd., p. 65). Diese Präzisierungen von Neal Miller implizieren auch, dass die Folge einer Frustration nicht notwendigerweise offen geäussertes aggressives Verhalten ist, sondern lediglich die Bereitschaft (Instigation) zu solchem Verhalten. Das allerdings ist keine Änderung der ursprünglichen Position, denn wir haben gesehen, dass im Falle von starken Hemmungen die aggressive Instigation nicht zur Ausführung gelangt.

Auch ein anderer Autor der Yale-Gruppe hat in einem Aufsatz - ebenfalls 1941 - auf nicht-aggressive Antworten auf Frustration aufmerksam gemacht, nämlich Robert Sears. Festgehalten wird dagegen - jedenfalls von Miller - am zweiten Teil der These, der Behauptung nämlich, dass Aggres-

sion *nur als Folge von Frustration* auftreten kann. Dass dies so auch nicht richtig ist, haben später vor allem lerntheoretische Analysen der Aggression gezeigt. Vor allem Bandura geht davon aus, dass Aggression durch die blosse Beobachtung von aggressiven Modellen gelernt werden kann, eine Frustration also nicht unbedingt notwendig ist, damit aggressives Verhalten auftritt.

Damit ist der gesetzmässige Zusammenhang zwischen Frustration und Aggression aufgehoben. Heute dürfte wohl niemand mehr behaupten, Frustration führe zwingend zu Aggression, oder Aggression entstehe zwangsläufig aus Frustration (und aus nichts anderem). Entgegen der Kernthese von Dollard und seinen Mitarbeitern führt Frustration nicht in jedem Fall zu Aggression, und das Vorhandensein von Aggression setzt nicht notwendigerweise Frustration voraus. Das aber heisst nun keineswegs, dass zwischen Frustration und Aggression keine Beziehung besteht. Nur erweist sich diese Beziehung als komplizierter als ursprünglich angenommen. Etwas von dieser Komplizierung möchte ich im folgenden diskutieren.

Andere Reaktionen auf Frustration

Man kann sagen, dass die Diskussion um die Frustrations-Aggressions-Theorie zunächst in Richtung Ausweitung dessen gegangen ist, was "Frustration" bedeutet. Bei Dollard et al. gilt im strengen Sinne nur die Vereitelung einer zielbezogenen Aktivität als Frustration. Andere Autoren verweisen auf die Bedeutung "schädigender Reizereignisse" (Buss), wie Belästigungen durch andere Personen, üble Gerüche, Lärm oder grelles Licht, als Auslöser von Aggression. Was bei Dollard et al. auch nicht thematisiert wird, sind Gefühle, die mit dem *Scheitern* einer Handlung einhergehen, das heisst nicht mit der Unterbrechung einer Handlung, sondern mit dem Nicht-Gelingen einer Handlung, wobei äussere Einwirkung keine Rolle spielt. Schliesslich kann man - wie dies im Buch von Dollard et al. teilweise bereits geschieht - auch Deprivationen als Frustrationen bezeichnen, also jede Art von Mangelzustand, ja im Prinzip jedes unliebsame Ereignis. Wenn man all dies *auch* Frustration nennt, dann sollte man sich allerdings im klaren sein, dass man über die enge Definition des Frustrationsbegriffs als Vereitelung einer zielorientierten Tätigkeit hinausgeht.

Ein sich daran anschliessender Punkt betrifft die Frage, ob Frustration ein objektiver Zustand ist, das heisst die Störung einer zielgerichteten Aktivität meint, oder der subjektive Zustand, der sich als Folge dieser Störung einstellt, das heisst das Gefühl des "Frustriertseins" meint. Psychologisch ausschlaggebend ist letztlich der subjektive Zustand. Gerade wenn wir bereit sind, den Frustrationsbegriff auch in einer weiten Bedeutung zu verwenden, kommen wir kaum darum herum, den inneren Zustand des Individuums zum Kriterium zu nehmen, ob Frustration gegeben ist oder nicht. Ob

sich jemand belästigt fühlt oder nicht, ob er unter seiner Lebenssituation leidet oder nicht, ob ihn das Scheitern einer Handlung irritiert oder nicht, all dies kann nur entschieden werden, wenn das Individuum über seinen Zustand befragt oder ausgeforscht wird.

Damit wird auf kognitive Prozesse verwiesen, die zwischen dem objektiven Ereignis der "Frustration" und dem Zustand des Frustriertseins vermitteln. Dieselbe Situation kann im einen Fall und von der einen Person mit Frustration beantwortet werden, im anderen Fall und von einer anderen Person nicht. Folglich spielen Prozesse der Wahrnehmung, der Interpretation der Situation, der Attribution von Ursachen etc. mit eine Rolle, wenn im konkreten Fall auf eine Frustration Aggression folgt oder nicht. Auf solche vermittelnden Prozesse werden wir später noch zu sprechen kommen.

Was ausser Aggression kann auf Frustration folgen? 1941 postulierten Barker, Dembo und Lewin eine Frustrations-Regressions-Hypothese, wonach auf eine Frustration ein Verhalten folgt, das als Regression zu verstehen ist, das heisst als Reaktivierung früherer, primitiverer Verhaltensweisen eines Individuums. Im Prinzip kann man alles magische und abergläubische Verhalten von Erwachsenen in diesem Sinne deuten. So etwa das beschwörende, mehrmalige Drücken des Liftknopfs, nachdem die Wartezeit am Liftschacht zur Frustration geworden ist. Oder die Faustschläge gegen den Billetautomaten, nachdem man frustriert feststellen musste, dass der Automat kein Rückgeld gibt. Etc. Zugleich kann man diese als kathartische Handlungen verstehen, die die frustrationsbedingte Aggression abführen. Damit allerdings werden die Beispiele mehrdeutig. Sie sprechen nicht nur für Regression, sondern auch für Aggression als Folge von Frustration.

Regression wird auch von Bandura und Walters (1964) als Folge von Frustration genannt. Daneben verweisen sie auf Abhängigkeitsverhalten, Rückzug, Apathie, Somatisierung, Autismus und konstruktive Situationsbewältigung als mögliche weitere Folgen von Frustration. Dabei wird angenommen, dass die spezifische Reaktion auf Frustration gelernt wird, dass es also keine Apriori-Beziehung zwischen Frustration und der nachfolgenden Reaktion gibt. Wenn die Beziehung gelernt wird, dann muss sie auch pädagogischen Einflüssen zugänglich sein.

Bei allen diesen Ausweitungen der Beziehung zwischen Frustration und Aggression auf andere Reaktionen darf nicht vergessen werden, dass damit nicht behauptet wird, zwischen Frustration und Aggression bestünde überhaupt keine Beziehung. Aggression bleibt als eine mögliche Reaktion auf Frustration theoretisch und empirisch anerkannt. Lediglich die monokau-

sale Beziehung zwischen Frustration und Aggression ist aufgehoben worden.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: In der angesprochenen pädagogischen Perspektive dürfte es daher richtig sein, Kinder zu lehren, Frustration zu ertragen bzw. konstruktiv zu bewältigen und nicht gleich mit Aggression zu reagieren. So berichtet Spillmann im Zusammenhang mit den Rassenkonflikten in Los Angeles von 1992 von einem Programm, das in New York bereits angelaufen ist und in verschiedenen anderen Städten der USA geplant ist. "Es hilft Primarschülern, das *emotionale ABC* zu lernen. Kinder, besonders aus unterprivilegierten Innenstädten, müssen zuerst lernen, nicht gleich auf jede Frustration mit Gewalt zu reagieren, sondern Gefühle, Enttäuschungen und Konflikte zu formulieren und verbal auszutragen."

Wann aber wird mit Aggression und wann mit einem anderen Verhalten auf Frustration reagiert? Die Antwort liegt, wie wir mit Hinweis auf Bandura bereits gesehen haben, im wesentlichen in den Lernbedingungen des Verhaltens. Wenn zwischen Frustration und Aggression keine angeborene Beziehung besteht - was Neal Miller offen lässt, da er keine Vermutung darüber anstellen will, ob die Beziehung angeboren oder gelernt ist -, dann entscheidet über die Art der Reaktion die Lerngeschichte des Individuums. Dabei ist davon auszugehen, dass aggressive Reaktionen möglicherweise leichter gelernt werden als andere Reaktionen auf Frustrationen. Denn *ein* Problem aggressiven Verhaltens liegt genau darin, dass es leicht gelernt wird. Zunächst ganz einfach deshalb, weil es Aufmerksamkeit erregt. Aggressionen sind meistens Verhaltensweisen hoher Intensität. Zuwendung dagegen, Liebe, Freude etc. sind dagegen eher stille, weiche, fliessende Reaktionen. Aggression ist laut, hart, abgrenzend und erweckt dadurch Aufmerksamkeit. Darin liegt eine pädagogische Gefahr, nämlich auf ein Kind erst dann zu reagieren, wenn es auf sich aufmerksam macht, das heisst wenn es laut, fordernd und aggressiv ist. Wenn ein Kind aber erst dann Aufmerksamkeit und Zuwendung erhält, wenn es aggressiv ist, dann wird es in seinem anfänglich nur wenig aggressiven Verhalten verstärkt, das heisst darin bestätigt, dass Aggression zum gewünschten Ziel führt. Dabei brauchen es nicht von Anfang an aggressive Handlungen zu sein. Ein Kind wird durch irgendein intensives Verhalten auf sich aufmerksam machen, sei es durch Schreien, Weinen, Lärmen etc. Wenn es aber *nur* auf solches Verhalten hin Zuwendung bekommt, wird zuletzt Aggression dominieren. Wenn ich daher sage, Aggression lernt man leicht, dann deshalb, weil die Aufmerksamkeit anderer in erster Linie durch intensive Reaktionen erregt wird und weil mit intensiven Reaktionen Erfolg erzielt wird.[14]

---

[14] Wir werden diese Erkenntnis im Kapitel über Patterson vertiefen (S. 139ff.).

Dazu kommt, dass aggressives Verhalten äusserst simpel ist. Wer aggressiv ist, braucht den anderen nicht zu verstehen, um zu seinem Ziel zu gelangen. Aggression ist die psychologisch einfachste Art sozialen Verhaltens. Das Lernen nicht-aggressiven sozialen Verhaltens erfordert um einiges mehr Aufwand.

Ärger und Schmerz

Wenn zwischen *Frustration* und Aggression keine angeborene Beziehung besteht, dann scheint es eine solche zwischen Frustration und Ärger bzw. Wut zu geben. Überhaupt scheint die Gefühlskomponente von aggressivem Verhalten von der Frustrations-Aggressions-Theorie zu wenig beachtet zu werden. Vor allem Leonard Berkowitz hat in den 60er Jahren der Gefühlsreaktion auf Frustration vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Und er behauptet, die angeborene, primäre Reaktion auf Frustration sei Ärger. Erst der Ärger soll dann seinerseits Aggression als Reaktion auslösen. Auf ähnliche Weise vertrat O. H. Mowrer, einer der Mitautoren der Yale-Gruppe, später die Ansicht, dass Ärger eine "intervenierende Variable" in der Beziehung von Frustration und Aggression sei.

Es darf als gesichert gelten, dass Ärger eine Bereitschaft, sich aggressiv zu verhalten, auslöst. Diese Bereitschaft kann sich aber darauf beschränken, mit verbaler oder symbolischer Aggression zu reagieren. Eine manifeste aggressive Reaktion auf einen emotionalen Zustand der Verärgerung ist keineswegs als Normalfall zu erwarten. Zwischen Ärger und Aggression gibt es daher genauso wenig eine deterministische Beziehung wie zwischen Frustration und Aggression.

Wodurch aber wird Ärger ausgelöst? Sind es Frustrationen, die als Auslöser fungieren? Frustrationen im Sinne von Unterbrechungen von Handlungsabläufen können tatsächlich - wie wir wohl alle aus Erfahrung wissen - Ärger auslösen. Daneben aber können wir uns auch über uns selbst ärgern, zum Beispiel über ein Missgeschick, das uns zugestossen ist. Oder wir ärgern uns über andere, die eine soziale Norm brechen oder unser Selbstwertgefühl bedrohen. Doch wesentlicher als solche einzelnen Anlässe, die unseren Ärger auslösen, scheint die wahrgenommene Berechtigung oder Rechtfertigung für das Verhalten der anderen Person zu sein. Wir ärgern uns dann über andere, wenn deren Fehlverhalten absichtlich und unangemessen erfolgt ist. Wer uns willentlich mit Tomatenketchup bespritzt, darf sich unseres Ärgers gewiss sein. Wer uns jedoch aus Missgeschick beschmutzt hat, darf mit unserem Nachsehen rechnen. Umso mehr, wenn es ihm peinlich ist und er alles daran setzt, sich zu entschuldigen und sein Fehlverhalten wiedergutzumachen. Ärger hat mit der absichtlichen Verletzung sozialer Konventionen oder Normen zu tun, eine Verletzung, bei der wir Opfer sind und uns in unserer moralischen Integrität bedroht

fühlen. Die Ärgerreaktion impliziert ein normatives Urteil über die Angemessenheit einer störenden Verhaltensweise. Und sie impliziert eine Bedrohung unseres Selbstwertgefühls.

Wegen seiner normativen Implikationen wird der Ärger gelegentlich ein moralisches Gefühl genannt. Es macht durchaus Sinn zu fordern, dass Menschen lernen sollen, sich richtig zu ärgern. Nämlich so, dass sie sich ärgern, wenn andere Unrecht tun oder, wenn sie die eigene Lebenssituation als ungerecht empfinden. Dann kann aus dem Ärger die Bereitschaft wachsen, gegen das Unrecht oder die Ungerechtigkeit vorzugehen, das heisst sich moralisch aufzulehnen.

Vermutlich ist der Ärger ein spezifisch menschliches Gefühl. Oder glauben Sie, dass sich Tiere auch ärgern können? Aber worüber sollten sie sich ärgern? Wenn Ärger ein moralisches Gefühl ist, dann können sich Tiere kaum ärgern, denn moralische Wesen sind sie nicht. Der Philosoph Peter Frederick Strawson meint, es sei schade, "dass die Rede von den moralischen Empfindungen aus der Mode gekommen ist". Eine moralische Empfindung ist auch das Übelnehmen. Auch Übelnehmen hat mit der Verletzung oder Beleidigung einer Person durch eine andere zu tun. Es ist "eine Reaktion auf Kränkung oder Gleichgültigkeit". Wesentlich an Emotionen wie Ärger und Übelnehmen ist, dass sie, wenn sie verallgemeinert werden und auch die Situation anderer Menschen miteinbeziehen, zu Empörung führen. Soziale Regeln und ihre Verletzung sind entscheidende Komponenten bei moralischer Empörung und dem Gefühl, dass Unrecht geschieht, wie der Soziologe Barrington Moore in seiner Monographie "Ungerechtigkeit" schreibt. "Im Grunde genommen ist es die Wut, die jemand verspürt, wenn eine andere Person eine soziale Regel verletzt" (p. 21). So hat auch schon Aristoteles Zorn, Wut und Ärger als menschliche Gefühle nicht etwa verdammt. Entscheidend sind die Umstände, unter denen Menschen diese Gefühle haben. "Wer ... zürnt, worüber er soll und wem er soll und ferner wie, wann und wie lange er soll, [der] wird gelobt", heisst es in der "Nikomachischen Ethik". "Denn wer nicht zürnt, wo er soll, [der] gilt als einfältig, und ebenso wer es nicht tut, wie und wann und wem er es soll. Ein solcher scheint keine Empfindungen und keinen Schmerz zu kennen ..." (ebd.). "Bösartig nennen wir [nur] jene, die sich ärgern, worüber sie nicht sollen und mehr, als sie sollen, und längere Zeit ...". So viel zum Thema Frustration und Ärger.

Ein anderer Faktor, der als Antezedens von Aggression diskutiert wird, ist Schmerz. Der Schritt von der Frustration zum Schmerz kommt durch die Überlegung zustande, dass Frustrationen unangenehm sind. Frustrationen, so Berkowitz sind aversiv, und darin liegt die Instigation zur Aggression. Eher Schmerz als Frustration ist nach Berkowitz die Primärursache von Ärger und Aggression. Berkowitz trägt eine Fülle von Belegen aus der

Tier- und Humanforschung zusammen, die plausibel machen, dass Schmerz ein unangenehmer Zustand ist, der mit der Bereitschaft zu Aggression in Zusammenhang steht. Unangenehme Ereignisse, die physischen Schmerz, Unwohlsein oder psychischen Stress verursachen, evozieren die Instigation zu Flucht oder Angriff. Dabei scheint die Flucht die natürlichere Reaktion auf aversive Stimulation zu sein als Angriff. Angegriffen wird eher dann, wenn Flucht ausgeschlossen ist. Aber selbst dann, wenn Flucht ausgeschlossen ist, kann aversive Stimulation eher zu Passivität führen als zum Angriff, wie die Experimente zur gelernten Hilflosigkeit von Seligman zeigen.[15] Auch hier gilt, dass Lernprozesse letztlich darüber entscheiden, ob auf Schmerzen mit Aggression oder anderweitig reagiert wird.

Im Humanbereich konnte man feststellen, dass unangenehme Reize die Aggressionsbereitschaft erhöhen, zum Beispiel unangenehm hohe Raumtemperaturen, Lärm oder schreckliche Nachrichten. Berkowitz ist überzeugt, dass Leiden eher die Bereitschaft zu Aggression als zu noblem Verhalten schafft. Das scheint auch im Falle depressiver Erkrankung zu gelten. Bereits Freud, der von Berkowitz erwähnt wird, ist davon ausgegangen, dass Aggressionen im Entstehungsprozess von Depressionen eine zentrale Rolle spielen. Tatsächlich ist Freud am Beispiel der "Melancholie" - wie es bei ihm heisst - auf den Mechanismus der Über-Ich-Bildung gestossen. Im Über-Ich wird Aggression gegen die eigene Person gerichtet, was die Rede von "Gewissensbissen" schön zu veranschaulichen vermag. Genauso sind Depressionen das Ergebnis einer Übermacht gegen das Ich gewendeter Aggressivität. Es ist die Möglichkeit der Umwandlung und Zielverschiebung von Trieben, was die Basis für die Annahme Freuds abgibt, aggressive Strebungen könnten gegen die eigene Person gerichtet werden und sich in Form von Depressionen manifestieren. In der Depression identifiziert sich das Individuum mit dem verlorenen Objekt, das heisst mit der geliebten Person, zu der die Beziehung abgebrochen ist, wodurch alle gegen diese Person gerichteten aggressiven Impulse auf das Selbst bezogen werden. Daher auch die Tendenz zum Suizid bei Depressiven.

Das aggressive Potential Depressiver wird immer wieder in Untersuchungen bestätigt. Berkowitz meint, was immer sonst noch am Werk sein möge, die aggressive Disposition Depressiver werde durch den psychischen Schmerz verursacht, den sie erleiden. Depressive leben unter Bedingungen aversiver Stimulation, und dies erklärt nach Berkowitz ihre Aggressivität.

Obwohl Berkowitz davon überzeugt ist, dass Schmerz eine reliable Ursache von Aggression ist, gilt auch hier: Eine zwingende Beziehung zwischen vorausgehendem Schmerz und nachfolgender Aggression gibt es nicht. Oft wird das Leiden geradezu als edelmütig dargestellt. Wer Schmer-

---

[15] Vgl. unten S. 176ff.

zen ertragen kann, der gilt als stark. Religionen sagen uns, dass das Leben auf Erden eine Plage ist, da es als Prüfung der Menschen gedacht ist, die ihr Schicksal folglich auf sich nehmen müssen. Dann gibt es alltägliche Beispiele, in denen Menschen Schmerzen erleiden, ohne aggressiv zu werden. Dazu zählt zum Beispiel ein Besuch beim Arzt. Der Schmerz, den ein Arzt zufügt, löst kaum Ärger oder Aggression aus, da er - gemessen am Ziel der ärztlichen Behandlung - als berechtigt wahrgenommen wird

Aber nicht nur im Ertragen von Schmerzen unterscheiden sich Menschen, auch in der Wahrnehmung von Schmerzen gibt es offensichtlich Unterschiede. Was ein Mensch tatsächlich empfindet, liegt nicht im physikalischen Stimulus beschlossen, sondern wird mitbedingt durch die Art und Weise, wie er oder sie den Reiz interpretiert und kategorisiert.

Instrumentelle Aggression

Wenn wir schon von Emotionen sprechen, dann müssen wir klarstellen, dass Emotionen nicht in jedem Fall von Aggression als Motive eine Rolle spielen. Professionelle Killer töten nicht aus Ressentiment, sondern aus Kalkül und weil sie dafür bezahlt werden. Wo das Töten zum Handwerk wird, so auch beim Militär, ist es sogar von zentraler Bedeutung, dass nicht aus dem Affekt getötet wird, sondern auf Kommando. Gerade die Technisierung des Krieges ermöglicht es, den Feind ohne jede emotionale Regung zu vernichten. Wir müssen also Aggressionen, die emotional motiviert werden, zum Beispiel aus Ärger oder Wut, unterscheiden von solchen, die emotionslos, als Mittel zum Zweck, das heisst instrumentell ausgeführt werden.

Eine Armee kann deshalb gefährlich werden, weil sie eine mächtige Organisation ist, die einen Weg zu überleben anbietet. Nicht dass im Militär getötet werden darf, ist notwendigerweise dessen Attraktivität, sondern weil das Militär einen Lebensunterhalt, eine Lebensfristung ermöglicht. Das kann vor allem in Situationen eines raschen gesellschaftlichen und kulturellen Wandels zur Gefahr werden, weil die Armee als Garant der Stabilität auftreten kann und Menschen an sich bindet, die aus Gründen des persönlichen Überlebens in die Armee eintreten. Wenn sie schliesslich töten, dann töten sie nicht aus Frustration, nicht aus Ärger und nicht aus Schmerz, sondern ihres Soldes wegen. Das ist gemeint, wenn von *instrumenteller* Aggression die Rede ist. Instrumentelle Aggression ist Aggression im Dienste eines nicht-aggressiven Zweckes.

Gerade das Beispiel der instrumentellen Aggression zeigt nochmals die Unrichtigkeit der Behauptung, jede Aggression sei die Folge einer Frustration, das heisst nur Frustration und ausschliesslich Frustration führe zu Aggressionen. Jeder bezahlte Killer widerlegt diese Behauptung. Die Mo-

tivation instrumenteller aggressiver Handlungen liegt nicht in der Verletzung oder Tötung des Opfers, sondern im sekundären Gewinn, den die Tötung abwirft. Das gilt - wie gesagt - für gedungene Mörder, für Kriege, die immer im Zeichen der Freiheit geführt werden, und es gilt letztlich für jede Form der Selbstverteidigung. Niemand würde einem potentiellen Opfer eines Räubers Frustration nachweisen wollen, wenn dieses in Notwehr aggressiv geworden ist. Offensichtlich ist nicht jede Form von Aggression die Folge einer Frustration. Die Motivation für aggressives Verhalten braucht nicht aus Frustration von Handlungen oder Deprivation von Lebenslagen zu stammen. Aggression kann Mittel zum Zweck sein. So kann das primäre Ziel einer aggressiven Handlung soziale Anerkennung, materieller Gewinn oder auch Selbstverteidigung sein. Solche instrumentellen aggressiven Handlungen können ohne Emotionen ausgeführt werden, das heisst auch ohne Gefühle wie Ärger, Wut, Zorn und ähnliches. Das heisst, dass in solchen Fällen auch kaum auf Schmerzen des *Opfers* reagiert wird.

Um Ihnen den Unterschied zwischen diesen beiden Arten der Motivation aggressiven Verhaltens noch etwas zu verdeutlichen, möchte ich ein Beispiel anführen, auf das ich vor kurzem in der Zeitung gestossen bin. Und zwar geht es um den Zoo von Sarajewo. Sie wissen um das Schicksal dieser Stadt. In dieser Stadt war auch ein Zoo. Seit der Belagerung der Stadt konnten die Tiere nicht mehr gefüttert werden und starben eins ums andere den Hungertod. Ich möchte Sie von Details verschonen. Irritiert hat mich die Äusserung eines Militärpolizisten, der in der Zeitungsmeldung zitiert wird. Dieser ist in der Nachbarschaft des Zoos geboren worden. Sein Leben lang, sagt er, sei er hierher gekommen. Helfen würde er gerne, aber es sei sehr gefährlich. Dann bemerkt er, dass er den Punkt erreicht habe, wo er mehr Mitleid für die Tiere als für die Menschen fühle. "Jeden Tag sehe ich Verletzte und Tote. Sehen Sie, hier, das Blut auf meiner Uniform, es lässt sich nicht mehr auswaschen. Aber neulich sah ich einen verwundeten Hund. Wissen Sie, das hat mich wirklich getroffen" (zit. nach "Tages Anzeiger" 16.10.92, S. 64). Die Gefühle des Soldaten spielen noch gegenüber den Tieren, aber nicht mehr gegenüber den Menschen. Der Krieg ist zum blossen Instrument geworden, um ein Ziel zu erreichen, das mit Krieg nichts zu tun hat, sei es die Eroberung fremden Gebietes, die Verteidigung eigenen Gebietes oder gar der Frieden. Die Aggression hat rein instrumentelle Bedeutung. Sie steht im Dienste eines als gerechtfertigt wahrgenommenen Zieles. Im Lichte dieses durch Recht oder Moral legitimierten Zieles ist das Töten ein blosses Instrument, vielleicht ein notwendiges Übel. Der Krieg erscheint als Mittel zum Zweck des Friedens und kann damit emotionslos vollzogen werden.

Dieser Mechanismus ist fast überall am Werk, wo Aggressionen gefühllos ausgeführt werden. Die Greuel der Nazizeit waren genauso motiviert und

von den Tätern auch so legitimiert worden. Berühmt ist der Fall von Adolf Eichmann, dessen Hauptargument zur Verteidigung seiner Taten im Hinweis auf sein pflichtgemässes Handeln bestand. Was er tat, tat er auch Pflichtgefühl. Ein moralisches Empfinden, ein Entsetzen vor den eigenen Taten brauchte er nicht zu haben, da alles, was er tat, im Dienste eines höheren, als gerechtfertigt erscheinenden Zieles geschah. Das ist die Mentalität des "Schreibtischtäters", der nicht aus aggressiver Stimmung heraus tötet, sondern aus bürokratischer Unterwürfigkeit. Das ist wohl auch der Grund, weshalb Armeen überhaupt funktionieren. Die Motivation zu töten darf letztlich nicht reaktiv begründet sein, aus einer Frustration heraus erfolgen, obwohl auf den Kriegsschauplätzen mit diesem Mittel sehr wohl operiert wird. Wenn aber Soldaten nur aus Frustration heraus töten könnten, dann liesse sich ein Militärapparat nicht kontrollieren, und Kriege wären wohl gar nicht zu führen.

Die Abspaltung des Kriegsgeschäftes vom emotionalen Haushalt der Person zeigt der zitierte bosnische Militärpolizist. Sie lässt sich ebenso am Beispiel von Eichmann illustrieren. Als dieser nämlich der Aufzählung der ihm vorgeworfenen ungeheuren Verbrechen beiwohnte, war er völlig unbewegt. Dies waren für ihn leere Worte ohne Inhalt. Erst als der Präsident des Gerichtes ihn mahnte, sich bei der Anrede zu erheben, brachte er verwirrt Entschuldigungen hervor, stotterte und errötete vor Beschämung. Diesmal fühlte er sich schuldig. Wie im Falle des Militärpolizisten der verletzte Hund ausserhalb des bürokratischen Systems von Krieg und Töten stand und deshalb Mitleid auslösen konnte, vermochte die Verfehlung von Eichmann, der die Regeln eines Gerichtsprozesses nicht eingehalten hatte, bei diesem Scham und Schuld auszulösen. In beiden Fällen funktioniert das moralische Empfinden, doch ist es abgespalten in einem Bereich ausserhalb der instrumentell verstandenen Bereitschaft zu töten. Erinnern Sie sich in diesem Zusammenhang auch nochmals an meine Ausführungen zu den "Kindern, die hassen", wie sie von Redl und Weinman beschrieben worden sind.

Ich halte die Unterscheidung in eine emotional und eine instrumentell motivierte Aggression für sehr wichtig. Wir dürfen nicht von aggressivem Verhalten auf aggressive Motive schliessen. Instrumentelle aggressive Handlungen werden nicht von aggressiven Motiven gespeist. Gerade deshalb aber sind sie viel gefährlicher als eine reaktiv auf Frustration auftretende Aggression. Ich erachte es deshalb als notwendig, diese beiden Motivationsquellen von Aggression deutlich zu unterscheiden. Man könnte von einer gefühllosen Aggression als Mittel zum Zweck und einer gefühlsbezogenen Aggression als Reaktion auf Frustration sprechen. Beide Motivlagen können in der Erziehung gegeben sein und sind es wohl auch immer. Vermeidbar sind Frustrationen (Versagungen) in der Erziehung nicht.

Sie lassen sich bestensfalls auf das Notwendigste reduzieren. Instrumentelle Aggressionen dagegen sind eher vermeidbar, dann nämlich, wenn Kindern andere Mittel und Wege gezeigt werden, um erwünschte Ziele zu erreichen.

Auch zum Verständnis aggressiver Verhaltensweisen von Kindern ist diese Unterscheidung wichtig. Aggression kann unter Umständen die einzige instrumentelle Verhaltensweise sein, die einem Kind zur Verfügung steht, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Die Aggression ist dann nicht Ausdruck von Hass, Destruktivität und Gesinnungslosigkeit, sondern das Resultat des Fehlens adäquater prosozialer Verhaltensweisen. Die Reaktion auf ein solches Kind darf nicht Strafe sein, sondern Hilfestellung beim Erwerb sozial akzeptabler Verhaltensweisen. In der Folge wird die Aggression funktionslos und verschwindet gleichsam automatisch aus dem Verhaltensrepertoire des Kindes.

Mit dieser Argumentation stehen wir eigentlich schon mitten im Kontext lerntheoretischer Ausführungen zur Aggression. Doch bevor ich zur Diskussion der Lerntheorien übergehe, möchte ich nach den Implikationen der Frustrations-Aggressions-Theorie für die Pädagogik fragen. Zuvor möchte ich allerdings die verschiedenen Bemerkungen zum Schicksal der Frustrations-Aggression-Theorie dahingehend zusammenfassen, dass die ursprünglich postulierte gesetzesartige Beziehung zwischen Frustration und Aggression aufgegeben worden ist, was aber nicht heisst, dass zwischen Frustration und Aggression keine Beziehung besteht. Die Beziehung ist lediglich komplizierter als ursprünglich angenommen. Offensichtlich gibt es Zwischenglieder, die gegeben sein müssen, damit Frustration zu aggressivem Verhalten führt. Daneben scheint es Aggression zu geben, die nicht frustrationsbedingt ist, sondern instrumentellen Charakter hat. Hier allerdings stellt sich die Frage, weshalb jemand bereit ist, zum Zweck nicht-aggressiver Ziele aggressiv zu werden. Liegt dies in seiner Persönlichkeit, in der Struktur seines Selbst? Und wie entsteht eine solche, zu instrumenteller Aggression bereite Selbststruktur? Die Frustration-Aggressions-Theorie zeigt in ihrer Weiterentwicklung, dass es zusätzlicher Faktoren bedarf, damit erklärt werden kann, weshalb es schliesslich zu aggressivem Verhalten kommt. Ein solcher Faktor, der von Dollard und seinen Mitarbeitern bereits ausführlich diskutiert worden ist, ist die Hemmung aggressiven Verhaltens (aus Angst vor Strafe, aufgrund von Gewissensangst oder moralischen Haltungen). Ein anderer Faktor bzw. eine Gruppe anderer Faktoren betrifft die Verfügbarkeit über alternative Reaktionen. Wer gelernt hat, mit seinen Frustrationen umzugehen, braucht nicht manifest aggressiv zu werden, sondern verfügt über konstruktive oder neutrale Antworten auf seinen "Frust". Auch kann es in der Folge von Frustration zum Rückzug, zu Apathie und Passivität kommen.

Überlegungen zur Pädagogik

Ich habe schon kurz angedeutet, dass die Hauptthese der Yale-Gruppe über den Zusammenhang von Frustration und Aggression, angewandt auf die Erziehung, zu eher ungünstigen Äusserungen führt. Dass Erziehung mit Frustrationen verbunden ist, braucht kaum begründet zu werden. Ob allerdings die Folge dieser erziehungsbedingten Frustrationen Aggressionen sind, und zwar in dem Ausmasse, wie es die These nahelegt, ist eher fraglich. Trotzdem diskutieren Dollard und seine Mitarbeiter in einem Kapitel ihres Buches die "Sozialisation in Amerika", wie sie es nennen. Dabei ist es ihr explizites Ziel, die Frustrationen zu betonen oder vielleicht überzubetonen, die dem Erwerb sozialer Gewohnheiten inhärent sind. Es geht ihnen um eine Diskussion der "Kosten" des Aufwachsens in den USA.

Nachdem in einer Fussnote darauf hingewiesen wird, dass die Geburt möglicherweise eine der frühesten Frustrationen ist, wird auf das Zeitregiment des Fütterns eines Säuglings hingewiesen. Frustrierend ist auch die Entwöhnung. Beweis dafür ist das Daumenlutschen als Ersatzreaktion, das Nuckeln an Gegenständen etc. "Da das Stillen sowohl Lippen-Mund als auch den Hunger stillende Zielreaktionen involviert, ist es offensichtlich, dass unsere Gesellschaft für den gesamten Komplex des Stillvorgangs nur unzureichenden Ersatz schafft. Den Hunger zu stillen ist erlaubt, sobald Beissen und Kauen erlernt sind, aber für die Komponente der Lippen-Mund-Reaktionen gibt es keinen entsprechenden Ersatz" (Dollard et al. 1970, p. 70).

Der Hauptpunkt, den Dollard und seine Mitarbeiter betonen wollen, ist, dass die Änderung des Essverhaltens in der Zeit der frühen Kindheit automatisch mit Frustrationen verbunden ist, "dass niemand in diesem Lebensalter solcher Frustration entgeht und dass diese Situation hervorgerufen wird durch die gesellschaftlich vorgeschriebenen Verhaltensregeln, die das Erlernen neuer Ernährungsgewohnheiten zum Inhalt haben" (ebd., p. 71). Weitere Frustrationen des Kindes ergeben sich aus der Kontrolle seines Explorationsverhaltens und seiner Motilität und aus dem Sauberkeitstraining. Dabei scheint es keinen Weg zu geben, auf dem eine Gesellschaft die Reinlichkeitserziehung schmerzlos machen könnte. "Am Ende steht immer ein Bruch mit ursprünglichen und natürlichen Reaktionen und die Einsetzung einer neuen, verzögernden Sequenz zwischen der Instigation von Darm- und Blasenspannung und der Zielreaktion der Entleerung. Obwohl in diesem Zusammenhang zwangsläufig Frustration auftreten muss, bleibt ihr exakter Intensitätsgrad immer von der jeweils angewendeten Erziehungsweise und der Zeit abhängig, die dem Erlernen neuer Verhaltensweisen zugestanden wird" (ebd., p. 75). Indem es älter wird, muss das Kind lernen, auf verschiedene Vorrechte des Kleinkindes zu verzichten, auf Liebkosungen, Im-Arm-Gehalten-Werden, gestreichelt zu werden etc. Es

muss lernen, auf das Essen zu warten, sein Haar zu kämmen, das Gesicht und die Zähne zu waschen etc. Auch hier eine Fülle von Frustrationen. Frustrationen gibt es auch im Bereich des Sexualverhaltens, der Geschlechtserziehung und der Eingrenzung des Kindes auf seine Rolle als Kind. In der Schule gehen die Frustrationen weiter. Sie setzen sich fort in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter.[16]

Was aber soll in der Erziehung geschehen? Die Erziehung produziert offenbar Aggressivität, da sie frustrierend ist. Aber sie soll auch verhindern, dass sich aggressives Verhalten verbreitet. Dollard et al. schreiben: "Es gibt zwei allgemein gebräuchliche Methoden, Aggression zu hemmen. Die eine besteht darin, die aggressive Reaktion in eine Reaktionssequenz einzubauen, die zu Nicht-Belohnung führt. 'Wenn du dein kleines Schwesterchen schlägst, bekommst du keinen Nachtisch.' Diese Art der Handhabung von Aggression nennt man oft 'Liebesentzug' oder 'Entzug von Vorrechten'. Die andere Weise, kindliche Aggression zu behandeln, läuft darauf hinaus, durch Bestrafung Hemmung der aggressiven Reaktion herbeizuführen. Hier heisst es dann: 'Wenn du dein kleines Schwesterchen schlägst, schlage ich dich.'" (ebd., p. 92). Was wir nun tun *sollen*, sagen uns Dollard und seine Mitarbeiter aber nicht. Stattdessen versuchen sie herauszufinden, was Eltern in den USA in den verschiedenen Entwicklungsphasen ihrer Kinder tatsächlich tun.

Im Zusammenhang der pädagogischen Implikationen der Frustrations-Aggressions-Theorie möchte ich noch auf ein Argument gegen die Mechanik der Frustrations-Aggressions-These eingehen, das Gregory Bateson vorgebracht hat. Bateson war in erster Ehe mit Margaret Mead verheiratet, und die beiden haben zusammen kulturanthropologische Feldforschung durchgeführt. Aus der Erfahrung dieser Feldarbeit stammt auch der Einwand Batesons gegenüber der Frustrations-Aggressions-Theorie. In Neu Guinea, meint Bateson, liesse sich die Theorie bestätigen. Nicht aber auf Bali. Und zwar deshalb nicht, weil die Balinesen nicht im selben Ausmass zielgerichtet handeln wie wir. Die Situation der Frustration einer zielgerichteten Handlung tritt daher in Bali kaum auf. Die Balinesen sind ein geschäftiges, aktives Volk, aber sie sind unendlich willig, ihr Handeln zu unterbrechen. "Nie sahen wir", schreibt Bateson, "einen Balinesen verärgert, weil wir ihn in der Ausführung einer Handlung unterbrochen haben. Die Balinesen leben mit Freude in der Gegenwart. Daher lassen sie sich in ihrem Handeln

---

[16] Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Nur nebenbei gesagt, finden sich Entsprechungen zu diesen Äusserungen von Dollard und seinen Mitarbeitern zu Frustrationen in der Erziehung bei psychoanalytischen Autorinnen und Autoren. So berichtet beispielsweise Buxbaum von Beobachtungen, die den Schluss zulassen, dass die Beschränkung der Bewegung, die ein Kind auf sich nehmen muss, seine Aggressivität provoziert. Auch Versagungen im Reinlichkeitstraining können ähnliche Wirkungen haben.

gerne unterbrechen und entwickeln keine Aggressionen bei einer solchen Unterbrechung." Bei den balinesischen Kindern allerdings, meint Bateson, würde die Frustrations-Aggressions-These zutreffen. Doch ihre Sozialisation verlaufe so, dass sie von Zielantizipationen gleichsam entwöhnt werden. Das balinesische Kind wird dazu gebracht, in seinem Verhalten keine Vollendung zu erwarten, sondern die Freude und Lust am Leben dort zu geniessen, wo sie seine Mutter sieht, nämlich in vorläufigen Handlungsschritten ohne definitives Ziel, das heisst in der unmittelbaren Gegenwart und nicht in einer distanzierten Zukunft.

Ich kann nicht beurteilen, inwiefern die Beobachtung Batesons gültig ist. Sie macht zumindest insofern Sinn, als bestimmte Meditationspraktiken des Ostens dasselbe Ziel verfolgen, nämlich eine Orientierung des Bewusstseins in der aktuellen Situation. Es geht um die Entwicklung eines gegenwarts-orientierten Bewusstseins. Das gilt vor allem für zen-buddhistische Praktiken. So schreibt beispielsweise der Zen-Lehrer Rahula: "Die Menschen leben im allgemeinen nicht in ihren Handlungen, nicht im gegenwärtigen Augenblick. Obwohl sie jetzt und hier etwas zu tun scheinen, weilen ihre Gedanken irgendwo anders, bei eingebildeten Problemen und Sorgen, bei Erinnerungen an die Vergangenheit oder bei Wünschen und Spekulationen über die Zukunft. Daher leben sie nicht in dem, was sie in diesem Augenblick tun, und haben auch keine Freude daran. Deshalb sind sie unglücklich und unzufrieden mit dem gegenwärtigen Augenblick, mit der vorliegenden Arbeit, und so können sie sich nicht völlig dem hingeben, was sie zu tun scheinen" (zit. nach Ornstein 1976, p. 140). Diese Beschreibung der Zielsetzung zen-buddhistischer Meditationspraxis macht zumindest plausibel, dass Gregory Bateson Recht haben könnte. Zwar sind die Balinesen keine Buddhisten. Ihre Religion ist im wesentlichen hinduistisch. Interessant wäre es auch, der Bedeutung der sehr aggressiven Hahnenkämpfe in der balinesischen Kultur nachzugehen.

Das Stichwort "Zen-Buddhismus" lässt stattdessen die Gedanken nach Japan weiterschweifen. Von den Japanern wird oft behauptet, sie wären weniger aggressiv als die Europäer. So kommt Hans-Joachim Kornadt aufgrund einer kulturvergleichenden Studie zum Ergebnis, dass japanische Jugendliche deutlich niedrigere Aggressivitätswerte aufweisen als deutsche. Dabei beruht die geringere Aggressionsbereitschaft japanischer Jugendlicher offensichtlich nicht auf einer stärkeren Aggressionshemmung, wie die Frustrations-Aggressions-These voraussagen würde. Denn die Aggressions- *und* die Aggressionshemmungswerte der Japaner sind beide niedrig. Kornadt meint folglich, dass in Japan tatsächlich das Aggressionsmotiv nur schwach entwickelt werde. Inwiefern dabei der Buddhismus eine Rolle spielt, wird von Kornadt allerdings nicht diskutiert. Er betont dagegen den japanischen Erziehungsstil. Aggression spielt in der frühen

Erziehung japanischer Kinder eine geringe Rolle. Aggression wird vom Kind kaum erfahren und kaum belohnt. In den Worten von Kornadt: "Japanische Mütter reagieren signifikant weniger mit Ärger, sie deuten kindliches Fehlverhalten weniger in einer den kindlichen Selbstwert beeinträchtigenden Weise, und sie können Konflikte und Ärgereskalation vermeiden, ohne deswegen auf die Einhaltung von Regeln zu verzichten" (p. 344). Ob diese Deutung richtig ist, bleibe dahingestellt. Sie ist eher vereinbar mit der Frustrations-Aggressions-Theorie als diejenige von Bateson. Denn nach Kornadt scheinen japanische Mütter eine möglichst frustrationsfreie Erziehung zu praktizieren, während nach Bateson die balinesischen Mütter die Bedeutung von zielorientiertem Verhalten herunterspielen. Bali gibt damit ein Beispiel dafür, dass die Unterbrechung von Handlungen nicht zu Frustrationen führt, eine These, die die Frustrations-Aggressions-Theorie fundamental in Frage stellt.

Auch Maurice Pinguet betont, dass "der kleine Japaner" in seinen ersten Lebensjahren eine Nachgiebigkeit geniesst, "die uns übertrieben erscheint". "Der Vater ist fern, nur gelegentlich präsent, die Mutter aber hat sich Tag und Nacht um das Kind zu kümmern. So entwickelt sich ein sehr enges Abhängigkeitsverhältnis, eine echte Symbiose. Strafen, wie die Drohung mit Liebesentzug, sind in Japan keine Mittel, um das allmählich unternehmungslustig werdende Kind unter Kontrolle zu halten. Statt ein striktes Verbot auszusprechen und somit in Konflikt mit dem Wunsch des Kindes zu geraten, weicht die Mutter aus, indem sie seine Aufmerksamkeit auf eine Süssigkeit lenkt oder eine Warnung ausspricht: 'Das macht man nicht! Das ist gefährlich!' Aber vor allem: 'Was werden die anderen sagen? Alle werden dich auslachen!'" Ausgelacht werden, das bedeutet, beschämt zu werden. Scham ist etwas anderes als Schuld. Schuld empfindet man von innen, von seinem Gewissen her. Scham dagegen hat direkt mit der Reaktion anderer zu tun, mit der Blossstellung vor den Augen der anderen. In diesem Sinn hat die Kulturanthropologin Ruth Benedict Kulturen der Scham von Kulturen der Schuld unterschieden und Japan eine Kultur der Scham genannt. Michel Pinguet schreibt, mit etwas anderem Akzent, der japanischen Kultur scheine daran gelegen zu sein, das Schuldgefühl zu verstärken, indem sie es mit der Scham verbindet. Alle projektiven Tests würden bestätigen, dass die Aggressivität der Japaner dadurch, dass ihnen die Ungeduld der Mutter fehlt, sehr früh gebremst wird und nicht ausgelebt werden kann.

Das ist eine Argumentation, die derjenigen von Kornadt widerspricht. Kornadt meint, die Japaner würden aufgrund ihrer Sozialisation weniger aggressiv sein, während Pinguet behauptet, lediglich der Ausdruck von Aggression in manifestem Verhalten sei eingedämmt. Die Aggressivität - so Pinguet - "kann kaum nach aussen dringen, hält sich also zurück, enthält

sich und wendet sich schliesslich in Form von Angst und Verantwortungsgefühl gegen das Subjekt selbst (ein Mechanismus der *Wendung* [gegen die eigene Person] im Freudschen Sinne). Das heutige Japan ist zwar keine Gesellschaft ohne Verbrecher, doch belegen die Statistiken, dass die Zahl der Selbstmorde dreimal so hoch ist wie die der Morde, während beispielsweise in Mexico auf einen Selbstmord zehn Mordfälle kommen." Dabei wirken die Suizide in Japan auf unser westliches Bewusstsein oft sehr grausam. Der französische Japanologe Augustin Berque meint - ähnlich wie Pinguet: "Die Japaner scheinen im alltäglichen Leben friedfertiger und gutmütiger zu sein als andere Völker, wie u.a. die relativ niedrige Kriminalitätsrate in Tokio belegt." Habe sich aber einmal genug Schmerz angestaut, "sind sie auch zu ungeheuren Greueltaten fähig" (zit. nach Kränzle 1987, p. 44). Es wäre zweifellos interessant, solchen kulturvergleichenden Fragen weiter nachzugehen.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Wer sich für den Kulturvergleich zwischen der westlichen und japanischen Erziehung interessiert, dem sei das Buch von Schubert (1992) empfohlen, das auch weiterführende Literaturhinweise enthält. Schubert bestätigt im wesentlichen die von Pinguet gemachten Äusserungen zur japanischen Erziehung. Das Buch von Schubert ist auch lesenswert im Hinblick auf mehr theoretische Fragen bzw. bestimmte, uns im Westen "natürlich" scheinende Annahmen über das "Wesen" von Erziehung und Eltern- bzw. Mutterschaft. Auch bringt es reichhaltiges Material zu den psychologischen Zusammenhängen zwischen pädagogischem Handeln und Persönlichkeitsbildung.

Doch möchte ich nun das Kapitel über die Frustrations-Aggressions-Theorie abschliessen. Ich denke, dass die Grundidee der Frustrations-Aggressions-Theorie - wenigstens im westlichen Kulturraum - beibehalten werden kann, die Idee nämlich, dass Aggression bzw. zumindest eine Form von Aggression als Reaktion auf Frustration auftreten kann, wobei Frustration im engeren Sinn die Unterbrechung einer zielbezogenen Handlung als auch im weiteren Sinn eine Situation des Mangels, der Belästigung (Aversion) etc. meinen kann. Allerdings ist es im Falle des Mangels vorzuziehen, von Deprivation oder relativer Deprivation zu sprechen. Schliesslich sollte dieser Zusammenhang eher motivational als behavioral verstanden werden, das heisst Frustration kann eine "Instigation" (Bereitschaft) zu aggressivem Verhalten erzeugen, nicht dieses Verhalten selbst. Die Bereitschaft kann sich emotional anzeigen, zum Beispiel als Ärger, Wut oder Zorn.

Was ich aber mehrfach betont habe und auch zum Schluss dieses Kapitels nochmals sagen möchte, ist, dass zwischen Frustration und Aggression kein zwingender, kein gesetzmässiger Zusammenhang besteht, dass es vielmehr Lernprozesse sind, die letztlich darüber entscheiden, welche Re-

aktion auf Frustration auftritt. Grundsätzlich, auf anthropologischem Niveau, muss man wohl auch davon ausgehen, dass Frustrationen zum menschlichen Leben bzw. zum Leben überhaupt gehören. Versagung, Überwindung von Hindernissen, Umgang mit Widerständen, Auseinandersetzung mit Grenzen etc. gehören so wesentlich zum Leben eines Menschen, dass nicht sinnvoll davon ausgegangen werden kann, jede Frustration führe zu Aggression. Man kann im Gegenteil sogar dafür argumentieren, dass erst durch Versagungen (Frustrationen) Entwicklung und Veränderung zustandekommen. Nur dort, wo man an Grenzen stösst, kann man an diesen erstarken und Erfahrungen machen, die das Bewusstsein verändern. Letztlich ist es eine Frage des Masses, ob Frustration konstruktive oder destruktive Folgen hat. Das aber macht es schwierig, wenn nicht unmöglich, aus der Frustrations-Aggressions-Theorie irgendwelche pädagogischen Rezepte abzuleiten. Entscheidend sind die situativen Umstände, unter denen gehandelt wird. Und entscheidend sind die personalen Bedingungen auf Seiten des Edukanden. Diese situativen und personalen Faktoren adäquat einzuschätzen, kann nur dem Erzieher oder der Erzieherin gelingen. Keine Theorie ist in der Lage, die veränderlichen Faktoren des erzieherischen Geschehens vorweg zu erfassen. Theorien sind Hilfsmittel, die der Praktiker oder die Praktikerin verwenden kann, um sich in der konkreten Situation des Alltags zu orientieren. Sie sagen ihm/ihr aber nie, wie er oder sie sich im Einzelfall zu verhalten hat. Solange wir Menschen nicht selbst zu Maschinen geworden sind, werden wir uns immer darüber beklagen wollen, dass es zwischen Theorie und Praxis eine Kluft gibt. Das mag ärgerlich sein. Doch beinhaltet es auch die Hoffnung, dass sich die Menschen ihrer Menschlichkeit nicht völlig entfremden. Unser eigenes Denken und Entscheiden hat solange einen Wert, wie unsere Theorien *nicht* in der Lage sind, unsere Praxis zu determinieren. Und das sollte man bei aller berechtigten Klage über das Theorie-Praxis-Problem in der Erziehung in Erinnerung behalten. Wir sollten Theorien nicht linear in die Praxis extrapolieren wollen, sondern wir sollten lernen, Theorien als Instrumente des Denkens - des Nachdenkens und des Vorausdenkens -anzuwenden. Dann können Theorien vielleicht sogar nützlich sein.

Einführung in die Lerntheorien der Aggression

Soviel zur Frustrations-Aggressions-Theorie. Ich möchte nun übergehen zur Diskussion des Beitrages der Lerntheorien zum Verständnis des Aggressionsproblems. Als Einstieg möchte ich zunächst drei Bemerkungen im Rückblick auf die bisherigen beiden Kapitel dieser Vorlesung machen. Die beiden Theorien, die wir bisher diskutiert haben, gehen mehr oder weniger

davon aus, dass wir wissen, was Aggression ist. Bei Freud finden sich kaum Definitionsversuche für den Begriff Aggression oder Gewalt. Bei Dollard et al. wird Aggression als ein Verhalten definiert, dessen Ziel die Verletzung einer anderen Person ist. Damit wird letztlich unterstellt, dass zum Begriff der Aggression ein Zielbezug gehört. M.a.W. ist nur die *absichtliche* Verletzung aggressiv, nicht aber die unbeabsichtigte. Im Grunde genommen ist dies eine unbehavioristische Position. Denn der Behaviorismus geht davon aus, dass nur objektiv beobachtbares und messbares Verhalten Gegenstand der Psychologie sein darf. Intentionen bzw. Absichten lassen sich aber nicht objektiv beobachten. Allenfalls kann man aufgrund von Verhalten auf Intentionen schliessen. Es hat daher Autoren gegeben, die den Aggressionsbegriff unter Ausschluss von Intentionen definieren wollten (z.B. Allan Buss). Es wird dann lediglich Verhalten als aggressiv anerkannt, das tatsächlich zur Verletzung einer anderen Person geführt hat. Doch ist dies eine letztlich unhaltbare Position. Eine Person, die unabsichtlich verletzt worden ist, braucht nicht das Opfer aggressiven Verhaltens zu sein. Und ein Mordversuch, bei dem die Kugel das Opfer verfehlt, ist eben trotzdem ein aggressiver Akt. Wir können nicht nur die Wirkung beachten, wenn wir Aggression definieren wollen. Aggression ist ein Handlungsbegriff und steht damit im spannungsreichen Verhältnis von Intention und Wirkung.

Eine andere Seite der Problematik, Aggression zu definieren, eröffnet die Perspektive auf Normen als Kriterien zur Identifizierung von aggressivem Verhalten. Es gibt Verhalten, das andere Personen schädigt oder verletzt, das wir aber trotzdem nicht aggressiv nennen, weil es einer Regel oder Norm entspricht. Dazu gehört das Beispiel des Arztes, der einen chirurgischen Eingriff vornimmt und dabei Gewebe verletzt. Doch hält er sich an die Regeln der ärztlichen Kunst, deren Ziel die Wiederherstellung der Gesundheit des Patienten ist. Auch das Töten eines Tieres gilt nicht als aggressiv, wenn es von einem Metzger gemäss den Regeln seines Berufsstandes vollzogen wird. Ebensowenig ist die Zerstörung und Demontage eines Hauses ein Akt der Aggression, wenn es sich um ein Abbruchobjekt handelt und wenn das Objekt von Fachleuten regelkonform abgerissen wird. Es gibt also eine Vielzahl von Verhaltensweisen, die äusserlich gesehen verletzend oder destruktiv sind, die aber einer sozial oder kulturell anerkannten Regel oder Norm folgen und deshalb nicht aggressiv oder gewalttätig genannt werden können.

Um den Punkt noch etwas zu akzentuieren, sei auf die Gewalt hingewiesen, wie sie im Kontext von Religionen beobachtet werden kann. Religiöse Opfer spielen in fast allen Kulturen eine zentrale Rolle. Und oft handelte es sich bei den Opfern ursprünglich um Menschenopfer. Sind religiöse Opfer Akte von Aggression? Auf jeden Fall handelt es sich dabei um die Tötung

eines Menschen im Rahmen eines legalen, durch religiöse Riten begründeten Prozesses. Der Priester, der das Opfer vollzieht, dürfte kaum aus sadistischen Motiven handeln. Auch keine instrumentelle Aggression steht dahinter.

Ein aktuell nach wie vor relevantes Beispiel ist der Sati in gewissen Gegenden Indiens. Sati heisst Witwenverbrennung und meint den unnatürlichen Tod einer Frau, nachdem ihr Ehemann gestorben ist. Allerdings ist die Frage, ob der Tod der Witwe erzwungen wird oder nicht, offen. 1987 bestieg eine achtzehnjährige Frau im Bundesstaat Radjastan den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Ehemannes und liess sich mit seiner Leiche zusammen verbrennen. Tat sie dies unter dem Druck der lokalen Priester, oder tat sie es aus eigenem Entschluss? War es Mord, Selbstmord oder - wie es die Bevölkerung verstanden hat - eine göttliche Tat. Selbstmord wäre eine Sünde; wer aber Sati begeht, der tut etwas Göttliches. Verstehen kann man die Tat wohl nur, wenn man die tiefe Religiosität der grossen Mehrheit der indischen Bevölkerung in Rechnung stellt. Dann aber war die Verbrennung der Witwe kein Verbrechen und damit auch keine aggressive, auch keine autoaggressive, sondern eine religiöse Handlung. Das Töten eines Menschen, eingebettet in einen religiösen Kontext, kann nicht ohne weiteres als Aggression bezeichnet werden.

Dabei ist der indische Sati keineswegs ein ausserordentliches Beispiel. Japan kann uns ein weiteres Beispiel geben. In Japan hielt sich lange Zeit der Brauch, Menschen in die Pfeiler von Brücken einzumauern, um die örtlichen Götter gut zu stimmen. Dabei wurden ein oder mehrere Opfer lebendig (ohne Blut zu vergiessen) in die Grundmauern von Brücken oder auch Dämmen und Burgen eingemauert. Vergleichbar mit dem Witwentod in Indien ist die Praxis, dass beim Tod eines Sippenoberhauptes seine Gefolgschaft mit in den Tod ging. Maurice Pinguet schreibt: "Beim Tod eines Herrschers wurden die ihm Nahestehenden geopfert - erwürgt und begraben, um ihm Geleit zu geben. Menschenopfer, die von den Göttern des Meeres, des Bodens, der Flüsse oder des Regens nur in Ausnahmefällen verlangt wurden, waren beim Tod eines mächtigen Herrschers zur Regel geworden - ein Brauch, den viele antike Kulturen gekannt haben." Doch zeichnete sich allmählich ein Gesinnungswandel ab. Man begann, die Menschenopfer als grausam zu empfinden. Noch der jüngere Bruder des Herrschers Suinin wurde nach altem Brauch bestattet, als er starb. "Man versammelte seine Diener und grub sie lebendig (offenbar bis zum Hals) rings um das Grab herum ein. Sie starben nicht sofort, berichtet das '*Nihongi*', sondern weinten und stöhnten mehrere Tage und Nächte lang unablässig. Schliesslich starben sie, verwesten, und Hunde und Raben kamen, sie zu verschlingen. Ihre Schreie und ihr Stöhnen zerrissen dem Kaiser das Herz, und er richtete seine edlen Worte an die hohen Hofbeamten:

'Den Toten diejenigen folgen zu lassen, die sie zu Lebzeiten erfreut haben, ist äusserst grausam. Ich weiss wohl, dass es ein alter Brauch ist, doch warum sollten wir uns ihm unterwerfen, wenn er nicht gut ist? Findet einen Weg, das Totengeleit zu beenden.'". Als dann die Kaiserin Hibasu starb, die Frau von Suinin, beauftragte dieser seine Hofbeamten, einen anderen Bestattungsritus ausfindig zu machen. Einer der Beamten, der Fürst Nomi, fand folgende Lösung: Er sandte Boten aus, "... um nach hundert Männern aus der Töpfergilde von Izumo zu schicken. Er liess sie Tonfiguren formen; Menschen, Pferde und jede Art von Gegenständen und zeigte sie dem Kaiser mit folgenden Worten: 'So möge es für die kommenden Jahrhunderte sein. Diese Tonfiguren sollen anstelle der Menschen und Tiere den Toten mitgegeben werden.' Der Kaiser war sichtlich erfreut und sprach: 'Wahrlich, mein Herz ist erfreut über den Weg, den du ersannst!' So stellte man zum ersten Mal tönerne Figuren ins Grab Ihrer kaiserlichen Hoheit Hibasu und gab diesen Gegenständen aus Ton den Namen *haniwa*." Maurice Pinguet kommentiert diese Stelle folgendermassen: "Seither umgab man die Verstorbenen aus fürstlichem Geblüt unter der Erde mit einem ganzen Volk von Tonfiguren, die weniger prekär sind als menschliche Körper und so oft unversehrt in den Vitrinen der Museen überdauern konnten."

Man kann aus diesem japanischen Beispiel einen Zivilisationsprozess ablesen, der darin besteht, das religiöse Gewaltopfer einzudämmen und durch symbolische Handlungen zu ersetzen. Das ist durchaus vergleichbar mit Entwicklungen in unserer abendländischen Kultur. In unserer christlichen Vergangenheit gibt Abraham, der auf Geheiss Gottes seinen Sohn Isaak opfern will, ein einschlägiges Beispiel. Man darf auch nicht vergessen, dass der Tod Jesu ebenfalls ein Opfertod war, allerdings ein selbstgewählter. Jesus - das "Lamm Gottes", wie es heisst - opferte sich für die Menschheit. So gesehen, ist uns die Selbstverbrennung einer indischen Witwe nicht mehr dermassen fremd, wie es im ersten Moment den Eindruck machen mochte. Als Selbstopfer handelt es sich in beiden Fällen um "göttliche Taten".

Nun, was ich mit diesen etwas krassen Beispielen des Opfertodes zeigen wollte, ist, dass die Definition von Aggression soziale und kulturelle Normen zu respektieren hat. Eine rein behavioristische Festlegung, die nur das Ergebnis einer Verhaltensweise berücksichtigen wollte, nämlich die Verletzung oder Zerstörung als solche, greift zu kurz.

Ich will nun nicht versuchen, Aggression formell zu definieren. Das einzige Anliegen, das ich verfolge, ist, Sie darauf hinzuweisen, dass es nicht selbstverständlich ist, was wir überhaupt mit Aggression meinen, dass es daher auch nicht leicht ist, Aggression zu definieren. Und dass wir für eine vernünftige Definition zumindest Absichtlichkeit und Normativität des

Verhaltens in Rechnung stellen müssen. Aggressionen sind Handlungen, denen (aggressive) Absichten unterliegen und die in einem normativen Rahmen, den sie verletzen, vollzogen werden.

Dies eine erste Bemerkung zur Überleitung zu den lerntheoretischen Ansätzen, eine Bemerkung zur Definition von Aggression. Eine zweite Bemerkung betrifft die Homogenität dessen, was wir Aggression nennen. Man kann durchaus sagen, dass ein Kernproblem der Aggressionsforschung darin liegt, dass das Wort "Aggression" eine Einheitlichkeit des Phänomens suggeriert, die es möglicherweise nicht gibt. Auch wenn wir im Alltag sehr verschiedene Phänomene "Aggression" nennen, braucht dies nicht zu bedeuten, dass es sich dabei tatsächlich immer um dasselbe handelt. Möglicherweise überdeckt der Einheitsbegriff "Aggression" heterogene Tatsachen, die in einer wissenschaftlichen Terminologie voneinander unterschieden werden sollten. Ich erinnere an die Unterscheidung einer emotional bzw. frustrationsbedingten Aggression auf der einen Seite von einer instrumentellen Aggression auf der anderen Seite. Es handelt sich dabei um zwei höchst verschiedene Motivationen, die beide - oberflächlich gesehen - dieselbe Wirkung zeigen, nämlich aggressives Verhalten.

Die Unterscheidung dieser beiden Formen von aggressiver Motivation geht meines Wissens auf den amerikanischen Psychologen Seymour Feshbach zurück. Er spricht von instrumenteller Aggression einerseits und feindseliger Aggression andererseits. Bei der instrumentellen Aggression ist die Aggression Mittel zum Zweck, während sie bei der feindseligen Aggression Selbstzweck ist. Diese Unterscheidung hat gewisse Berührungspunkte mit einer Differenzierung von Erich Fromm, der von "gutartiger" Aggression spricht, wenn die Aggression reaktiv zum Zwecke der Selbstverteidigung eingesetzt wird, und von "bösartiger" Aggression, wenn die Aggression Selbstzweck ist. Darauf werde ich noch zurückkommen.[17] Feshbach unterscheidet *seine* Begriffe folgendermassen: "Feindselige Aggression wird vom Wunsch nach Verletzung motiviert, während der Begriff der instrumentellen Aggression auf die Beschreibung von Verhaltensweisen beschränkt sein soll, die zu Verletzung führen, die aber von dem Wunsch nach einem anderen Verhaltensresultat als dem der Verletzung motiviert sind." Instrumentelle Aggression wird also vom Wunsch nach nichtaggressiven Ergebnissen motiviert, feindselige Aggression vom Wunsch nach aggressiven (schädlichen) Ergebnissen.

Allerdings räumt Feshbach ein, dass diese Unterscheidung nicht immer scharf getroffen werden kann. Und zwar verwischt sich die Grenze dann, wenn die Feindseligkeit durch eine Bedrohung des Selbstwertes einer Person hervorgerufen wird. Gerade beim Menschen aber gehören viele, "wenn

[17] In der Vorlesung vom Sommersemester 1993.

nicht die meisten" Anlässe für Feindseligkeit in diese Kategorie. Das gilt auch für den Begriff der "gutartigen" Aggression bei Fromm. "Gutartige" Aggressionen wurzeln letztlich in einer Bedrohung des Selbstwertes eines Individuums. Feshbach gibt folgendes Beispiel: "Ein Student mag verärgert und enttäuscht über eine schlechte Note sein; sollte er jedoch erfahren, dass der Lehrer sich über sein Versagen freut, wird er wahrscheinlich wütend werden." Und, ein weiteres Beispiel: "Eine Woche lang in einer engen Zelle, in der kaum Platz zum Sitzen ist, eingesperrt zu sein, ist eine fürchterlich frustrierende und schmerzliche Erfahrung. Gefangene werden ärgerlich und verbittert, wenn sie auf diese Weise bestraft werden. Dieselbe Erfahrung wird jedoch im Zusammenhang mit der freiwilligen Teilnahme an einem Forschungsprojekt mit dem Ziel, die psycho-physiologischen Folgen des Eingeschlossenseins in einer Weltraumkapsel zu erforschen, weit weniger Feindseligkeit hervorrufen. Der Unterschied zwischen diesen Situationen liegt in der implizierten Abwertung und Machtlosigkeit der frustrierten Person." Wer in seinem Selbst bedroht wird, der reagiert mit Aggression, um sich zu verteidigen. Diese Aggression kann instrumentell genannt werden, obwohl sie frustrations- bzw. emotionalbedingt sein dürfte. Die Grenze zwischen den beiden Aggressionsmotivationen ist deshalb in diesem Fall fliessend.

Soweit meine zweite Bemerkung, eine Bemerkung zu unterschiedlichen Motivationen von aggressiven Handlungen. Eine dritte Bemerkung betrifft den theoretischen Status der Erklärungsansätze, die wir bisher diskutiert haben. Letztlich sind beide Ansätze, der psychoanalytische von Freud genauso wie die Frustrations-Aggressions-Theorie von Dollard et al. Ansätze zur Erklärung von Aggression, nicht aber von Aggressivität. Ich habe folgendermassen zwischen Aggression und Aggressivität unterschieden: Aggression ist ein situativ und momentan beobachtbares Verhalten, während Aggressivität eine situations- und zeitüberdauernde *Bereitschaft* zu aggressivem Verhalten meint. Wie eine solche persönlichkeitsstabile Bereitschaft bzw. Disposition entstehen kann, darüber sagt die Frustrations-Aggressions-Theorie nichts. Die Psychoanalyse vermag dazu eher etwas beizutragen, jedoch ist das Todestrieb-Konzept dazu auch nur beschränkt in der Lage. Im übrigen unterstellt das Todestrieb-Konzept eine einheitliche Motivationsstruktur für *alle* Formen von Aggression und vermag daher die eben vorgenommene Differenzierung in instrumentell und emotional motivierte Aggression nicht zu machen. Auch aus diesem Grund ist Freuds zweite Triebtheorie kaum mehr vertretbar.

Aggressivität als Disposition bzw. als Gewohnheit kann erstmals im Rahmen der lerntheoretischen Ansätze erfasst werden. Wenn wir etwas lernen, dann wird uns etwas zur Gewohnheit, also überdauert es in unserem Verhalten. Aggression kann man des weiteren lernen, ohne dass eine aggres-

sive Motivation gegeben sein muss. Darin liegt ein weiterer wesentlicher Unterschied der Lerntheorien zu den bisher diskutierten Theorien. Die Theorien, die wir bisher diskutiert haben, beruhen letztlich beide auf der Idee, dass Aggression motiviert ist. Entweder gibt es einen Trieb, der von innen her eine aggressive Bereitschaft schafft. Oder es gibt eine Frustration, die von aussen kommend zielorientierte Tätigkeiten unterbricht, was sekundär ebenfalls zu einer Bereitschaft führt, aggressiv zu reagieren. Irgendetwas "im" Individuum, ein durch Trieb oder Frustration aufgebautes oder ausgelöstes Potential, führt dazu, dass ein menschliches Individuum aggressiv wird und andere attackiert.

Nun kann man ganz anders argumentieren. Man kann sagen - wie die Lerntheorien -, dass für aggressives Verhalten keine aggressive Motivation oder Bereitschaft erforderlich ist. Menschen können ganz einfach lernen, sich aggressiv zu verhalten, und zwar genau so, wie sie lernen, ihre Zähne zu putzen oder Schach zu spielen. Um sich aggressiv zu verhalten, ist nicht ein aggressives Motiv erforderlich, sondern eine entsprechende Fähigkeit, sich aggressiv zu verhalten. Und diese Fähigkeit wird über Lernprozesse erworben. Dabei können wir bereits etwas Fundamentales festhalten, das für alle lerntheoretischen Erklärungsversuche von Aggression gilt: Charakteristisch für alle Lerntheorien ist, dass sie keine *spezifischen* Aussagen zu aggressivem Verhalten machen. Lerntheoretische Aggressionstheorien zeichnen sich generell dadurch aus, dass allgemeine Lernprinzipien auf den Fall Aggression angewandt werden. "Aggressives Verhalten wird im wesentlichen über dieselben Prozesse erlernt, die auch den Erwerb jeder anderen Verhaltensform regulieren", schreibt beispielsweise Bandura. Nach Überzeugung der Lerntheoretiker gelten ihre Erklärungen für jede Art von Verhalten, handle es sich um prosoziales oder antisoziales, erwünschtes oder unerwünschtes Verhalten. Aggression wird erklärt, indem allgemeine Lernprinzipien auf den Fall aggressiven Verhaltens angewandt werden. Charakteristisch für die Lerntheorien der Aggression ist des weiteren, dass sie die situativen Bedingungen aggressiven Verhaltens in erster Linie betonen. Das liegt an deren behavioristischer Herkunft und Orientierung. In dieser Hinsicht stellen sie einen Gegenpol zu den Triebtheorien dar, die die "inneren" Bedingungen von Aggression herausstreichen.

Lerntheorien der Aggression I: Leonard Berkowitz

An dieser Stelle, beim Thema Situativität des Verhaltens, möchte ich nun in die Diskussion des lerntheoretischen Ansatzes einsteigen. Dabei lässt sich nochmals ein Bezug zur Frustrations-Aggressions-Theorie herstellen. Wenn Frustration nicht automatisch zu Aggression führt - und in diesem Sinne lässt sich unsere Diskussion der Frustrations-Aggressions-Theorie zusammenfassen -, dann braucht es zusätzliche Faktoren, damit aggressives

Verhalten ausgeführt wird. Wir haben einige solcher zusätzlichen Faktoren diskutiert, wie Ärger, Wut und Schmerz. Dabei handelt es sich um emotionale Verbindungsglieder zwischen Frustration und Aggression. Daneben kann man nun auch situative Verbindungsglieder postulieren. Es können Hinweise aus der Situation sein, die aus einer Frustration eine Aggression entstehen lassen. Genau so argumentiert Leonard Berkowitz, der die These der situationsbedingten Auslösung von Aggression als erster auch experimentell untersucht hat.

Ein Anliegen Berkowitz' ist es, "impulsive" Aggression erklären zu können, das heisst aggressives Verhalten, dem keine kühle Berechnung zugrunde liegt. Insofern grenzt sich Berkowitz von der Position Banduras ab, der davon ausgeht, dass letztlich alle Aggression instrumenteller Natur ist. Das würde bedeuten, dass wir uns in jedem Fall nur deshalb aggressiv verhalten, weil wir erwarten, dass unser Verhalten positive, von uns erwünschte Effekte hat. Berkowitz bezweifelt diesen Standpunkt. Es gibt Delikte, die nicht aus kühler Berechnung begangen werden. Mörder schlagen oft im Affekt zu, ohne viel über die Konsequenzen ihres Handelns nachzudenken. Solche impulsiven aggressiven Handlungen möchte Berkowitz erklären. Dabei geht er davon aus, dass impulsive Aggressionen konditionierte Reaktionen sind, die von inneren oder äusseren Reizen ausgelöst werden.

Die Ausgangsthese von Berkowitz ist also, dass situative Reize aufgrund von klassischer Konditionierung mit Aggression in Verbindung stehen können. Klassisches Konditionieren ist ein Lernmechanismus, der letztlich auf der Assoziation von verschiedenen Reizen beruht. Der russische Physiologe Pawlow, der als "Entdecker" der klassischen Konditionierung gilt, untersuchte unter anderem Hunde, deren Speichelfluss natürlicherweise durch Futter ausgelöst wird. Diesen Vorgang nannte er eine unbedingte Reaktion bzw. einen unbedingten Reflex. Der Reiz ist das Futter, die Reaktion des Hundes der Speichelfluss, den Pawlow mit Hilfe einer Fistel gemessen hat. Wenn nun dieser unbedingte Reiz assoziiert wird mit einem Glockenschlag und der Vorgang mehrmals wiederholt wird, dann zeigt sich, dass dem Hund der Speichel schliesslich auch dann im Mund zusammenläuft, wenn nur mehr der Glockenton erklingt, ohne dass gleichzeitig der Futternapf sichtbar wird. Der Glockenton ist - wie Pawlow sagt - zum bedingten Reiz geworden, der Speichelfluss zur bedingten Reaktion bzw. zum bedingten Reflex.

In diesem Sinne gibt es eine Fülle von Objekten in unserer Umwelt, die auf etwas anderes hinweisen. Vergleichbar dem Glockenton, der auf den Futtertrog hinweist, also gleichsam die Bedeutung von Futter angenommen hat, weisen Dinge in unserer Umwelt auf anderes hin. Davon geht Berkowitz aus. Und zwar geht er von Objekten aus, die auf Aggression hinwei-

sen, weil wir gelernt haben, diese Objekte mit Aggression in Verbindung zu bringen. Ein solches, auf Aggression hinweisendes Objekt ist zum Beispiel eine Waffe: eine Pistole, ein Gewehr, ein Säbel, ein Dolch etc. Eine ansonsten neutrale Situation gewinnt dadurch den Charakter der Aggression, dass ein in der Situation befindliches Objekt auf Aggression hinweist, und das kann der Fall sein, wenn eine Waffe daliegt.

Eine experimentelle Untersuchung

Berkowitz hat eine Reihe von Experimenten durchgeführt, die alle von diesem Gedanken ausgehen. Eines dieser Experimente möchte ich im folgenden schildern. Das Experiment wurde mit 100 männlichen Studenten, die sich für einen Einführungskurs für Psychologie eingeschrieben hatten, durchgeführt. Die Beschränkung auf männliche Versuchspersonen hat vermutlich damit zu tun, dass Berkowitz und Le Page, die beiden Autoren der Studie, glaubten, dass die Assoziation von Waffen und Aggression vor allem für Männer gilt. Sie schreiben in der Einleitung zu ihrer Arbeit: "Durch kulturbedingte Lernprozesse, denen viele Mitglieder einer Gesellschaft unterworfen sind, können ... bestimmte Gegenstände der Aussenwelt mit Aggression in Verbindung gebracht werden: Kulturbedingtes Lernen wirkt so auf den Wert eines Gegenstandes als aggressiver Hinweisreiz ein. Ein vorzügliches Beispiel dafür sind Waffen. Diese Gegenstände sind für viele Männer (und wahrscheinlich auch viele Frauen) in unserer Gesellschaft eng mit Aggression verknüpft. Unter der Annahme, dass Waffen keine Hemmungen erzeugen, welche stärker als die ausgelösten aggressiven Reaktionen sind ..., müsste das Vorhandensein aggressiver Gegenstände allgemein zu heftigeren Angriffen auf ein gegebenes Ziel führen als das Vorhandensein eines neutralen Objekts."

Der Versuchsplan von Berkowitz und Le Page war wie folgt angelegt: Es gab sieben experimentelle Bedingungen, sechs davon im Rahmen eines sogenannten faktoriellen Versuchsplans in der Form 2 x 3. Die 7. Gruppe diente im wesentlichen als Kontrollgruppe. Bestandteil des Experiments war eine mit dem Versuchsleiter verbündete Person, wovon die Versuchspersonen allerdings nichts wussten. In der Hälfte der Versuchsbedingungen wurden die Versuchspersonen von dieser mit dem Versuchsleiter verbündeten Person geärgert. Die andere Hälfte wurde freundlich behandelt. Dann erhielten die Versuchspersonen in allen Versuchsbedingungen Gelegenheit, die mit dem Versuchsleiter verbündete Person mittels Elektroschocks zu bestrafen. Und nun kommt die eigentliche experimentelle Variable ins Spiel. Bei zwei Dritteln der Versuchspersonen lagen auf dem Tisch, auf dem sich das Schockgerät befand, Waffen. Dabei wurde der Hälfte der Versuchspersonen gesagt, die Waffen gehörten der Person, die sie geärgert hatte, den anderen wurde gesagt, ein früherer Versuchsleiter habe die Waf-

fen zurückgelassen. Das letzte Drittel der Versuchspersonen - zur Hälfte geärgert, zur Hälfte nicht - hatte keine Waffen auf dem Tisch, auf dem sich das Schockgerät befand. Bei der siebten Gruppe schliesslich, der Kontrollgruppe, deren Mitglieder alle geärgert wurden, lagen in der Nähe des Schockgeräts zwei Badminton-Schläger und Federbälle. Als Mass der Aggression diente die Zahl der von einer Versuchsperson erteilten Elektroschocks.

Soviel zum formalen Gerüst des Experiments. Inhaltlich ist das Experiment folgendermassen abgelaufen: "Nach der Ankunft im Laboratorium wurde jeder Vp mitgeteilt, für das Experiment seien 2 Vpn erforderlich, und man müsse noch warten, bis die zweite Vp käme. Nach fünf Minuten Warten wies der Vl leicht verärgert darauf hin, dass sie nun wegen seiner anderen Verpflichtungen anfangen müssten. Er sagte, er müsse sich draussen umschauen, ob er jemand anderen fände, der die fehlende Vp ersetzen könnte. Nach einigen Minuten kehrte der Vl mit der eingeweihten Vp zurück. Je nach Versuchsbedingungen wurde diese Person entweder als Psychologiestudent, der sich eben für ein anderes Experiment hatte eintragen wollen, oder als Student, der ein anderes Fach studierte, vorgestellt.

Der echten und der eingeweihten Vp wurde mitgeteilt, bei dem Experiment handele es sich um eine Untersuchung der physiologischen Reaktionen auf Stress. Der Stress würde durch leichte Elektroschocks erzeugt; wenn die Vpn etwas gegen diese Schocks einzuwenden hätten, brauchten sie - wie der Vl sagte - nicht teilzunehmen. (Keine Vp machte davon Gebrauch.) Jede Vp sollte ein Problem lösen; dabei wusste sie, dass ihr Partner die Leistung beurteilen würde. Die 'Bewertungen' sollten in Form von Elektroschocks gegeben werden; *ein* Schock stehe für ein sehr gutes, *zehn* Schocks für ein sehr schlechtes Urteil über die Leistung. Dann wurden den Studenten ihre Aufgaben erklärt. Aufgabe der echten Vp war es, alle Ideen aufzuschreiben, die ein Manager ins Spiel bringen könnte, um die Verkaufszahlen und das öffentliche Image eines populären Sängers zu verbessern. Die eingeweihte Vp sollte sich ausdenken, was ein Gebrauchtwagenhändler zur Erhöhung des Umsatzes tun könnte. Beiden wurden fünf Minuten Zeit gegeben, ihre Einfälle zu notieren; dann sammelte der Vl die Zettel, die er angeblich austauschen wollte, ein.

Anschliessend brachte man die beiden in getrennte Räume, angeblich damit keiner die psychogalvanische Hautreaktion (PGR) des anderen beeinflussen könnte. Die Schockelektroden wurden am rechten Unterarm der echten Vp, die PGR-Elektroden an den Fingern der linken Hand angebracht; von den Elektroden führten Drähte ins angrenzende Zimmer. Der echten Vp wurde mitgeteilt, sie solle als erste die Elektroschock-Bewertung für ihre Aufgabenlösung erhalten. Der Vl verliess den Raum, in dem die Vp war, und sagte, er wolle das PGR-Gerät einschalten. Er ging in den

Raum, in dem sich das Schockgerät und die wartende eingeweihte Vp befanden und sah erst dann auf dem Plan nach, ob die echte Vp geärgert werden sollte oder nicht. Er teilte der eingeweihten Vp mit, wie viele Schocks die echte Vp bekommen sollte. 30 Sekunden später erhielt die Vp unter der Ärgerbedingung sieben Schocks unter der Bedingung 'kein Ärger' einen einzigen Schock. Dann ging der Vl zur Vp zurück, während die eingeweihte Vp schnell den Tisch mit der Schocktaste so arrangierte, wie es der Bedingung, unter die die Vp fallen sollte, entsprach. Nachdem er den Raum der Vp betreten hatte, fragte der Vl die Vp, wie viele Schocks sie erhalten habe, und gab ihr einen kurzen Fragebogen zur Beschreibung ihrer augenblicklichen Stimmung. Sobald sie damit fertig war, wurde die Vp in den Raum mit dem Schockgerät geführt. Hier sagte der Vl der Vp, nun sei sie an der Reihe, die Leistung ihres Partners zu bewerten. Bei je einer Gruppe der Bedingung 'Ärger' und der Bedingung 'Kein Ärger' befand sich nur die Schocktaste auf dem Tisch (es sind dies die Gruppen 'Kein Gegenstand'). Bei je zwei anderen Gruppen der Bedingungen 'Ärger' und 'Kein Ärger' lagen jedoch ein zwölfkalibriges Gewehr und ein Revolver vom Kaliber 0,38 auf dem Tisch in der Nähe der Taste (dies sind die Gruppen 'Aggressive Waffen'). Jeweils einer Gruppe der Bedingungen 'Ärger' und 'Kein Ärger' wurde gesagt, die Waffen gehörten der anderen Vp. ... Die Vpn wurden nun daran erinnert, und der Vl sagte, diese Person (die eingeweihte Vp) habe die Waffen irgendwie bei ihren Untersuchungen benutzt (dies ist die Bedingung 'Waffen mit Partner verknüpft'). Sie sollten die Waffen nicht weiter beachten. Den anderen wurde einfach gesagt, die Waffen gehörten 'irgendjemand anderem', der 'hier wohl ein Experiment durchgeführt' habe (Bedingung 'Waffen nicht mit dem Partner verknüpft'). Auch diese Vpn wurden gebeten, die Waffen nicht weiter zu beachten. Bei der letzten Bedingung (Bedingung 'Federballspiel') fand eine Gruppe verärgerter Studenten zwei Federballschläger und Federbälle auf dem Tisch in der Nähe der Schocktaste vor; auch ihnen war gesagt worden, diese Dinge gehörten irgendjemand anderem.

Unmittelbar nach dieser Mitteilung zeigte der Vl der echten Vp die vermeintliche Antwort ihres Partners auf dessen Aufgabe. Die Vp wurde daran erinnert, dass sie den Partner entsprechend ihrer Beurteilung Schocks geben sollte. Ihr wurde gesagt, dies wäre das letzte Mal, dass in diesem Experiment Schocks verabreicht würden. Nachdem die Vp die Schocks erteilt hatte, füllte sie ein zweites Mal den Stimmungsfragebogen aus. Dann wurden ihr mündlich einige das Experiment betreffende Fragen gestellt, unter anderem, ob sie Verdacht geschöpft habe, und wenn ja, in welche Richtung ihre Vermutungen gingen. (Zum Vorhandensein der Waffen wurde kein Verdacht geäussert.) Zum Schluss dieser Befragung wurden die

Vpn über das Experiment aufgeklärt; sie wurden gebeten, nichts über die Untersuchung verlauten zu lassen."

Zu den Ergebnissen: Als erstes ging es darum, einen Teil der Versuchspersonen zu ärgern. Dazu diente die Erteilung von Schocks durch die mit dem Versuchsleiter verbündete Person. Hier zeigte sich, dass die Versuchspersonen, die sieben Schocks erhalten hatten, sich tatsächlich als signifikant wütender einschätzten als diejenigen, die nur einen Schock erhalten hatten. Die Manipulation der Ärgerreaktion scheint also im erwarteten Sinn zustande gekommen zu sein. Wie steht es mit der aggressiven Reaktion? Hier lautete die Hypothese, dass Versuchspersonen, in deren Blickfeld eine Waffe liegt, eher bereit sind, ihren Ärger in Aggression umzusetzen als Versuchspersonen, die keine Waffen zu Gesicht bekommen. Die Ergebnisse bestätigen die Hypothese. Zunächst einmal erteilten die Versuchspersonen, die nur einen Schock erhalten hatten, selbst nur wenig Schocks, nämlich zwischen 2,2 und 3,1. Ob Waffen vorhanden waren oder nicht, machte keinen Unterschied. Anders die verärgerten Versuchspersonen, das heisst jene Versuchspersonen, die sieben Schocks erhalten hatten. Sie erteilten zunächst generell mehr Schocks, nämlich zwischen 4,6 und 6,1, und sie unterschieden sich je nachdem, ob eine Waffe da war oder nicht. Am wenigsten Schocks erteilten verärgerte Versuchspersonen, wenn ein Federballspiel in der Nähe war oder wenn kein Gegenstand da war (4,6; 4.7). Am meisten Schocks erteilten verärgerte Vesuchspersonen, wenn Waffen da waren und diese mit der Person in Verbindung standen, die sie geärgert hatte (6,1). Etwas weniger hoch ist die Schockintensität schliesslich bei Waffen, von denen gesagt wurde, ein anderer Versuchsleiter hätte sie liegen lassen (5,7). Zwischen diesen beiden Bedingungen bestand allerdings keine statistisch signifikante Differenz.

Man kann also sagen, dass das Experiment die Erwartungen bestätigt hat. Die stark provozierten, das heisst verärgerten Versuchspersonen attackierten ihren Peiniger häufiger mit Elektroschocks, wenn eine Waffe vorhanden war als wenn Gegenstände ohne aggressive Bedeutung auf dem Tisch lagen. Berkowitz und Le Page interpretieren ihr Ergebnis als Beleg für eine verhaltenstheoretische und situationistische Erklärung von Aggression. Die Waffen - so meinen sie - haben aggressive Reaktionen ausgelöst. Ja, sie meinen sogar, dass situative Reize wie Waffen sozial relevantes menschliches Verhalten wie Aggression "geradezu 'automatisch' steuern können". Es sei tatsächlich denkbar, schreiben sie, "... dass viele feindselige Handlungen, die angeblich unbewusst motiviert sind, in Wirklichkeit dem Wirken aggressiver Hinweisreize zugeschrieben werden müssen. Der Beobachter, der sich nicht vergegenwärtigt, wie diese situativen Reize aggressives Verhalten auslösen können, und der nicht bemerkt, dass diese Reize vorhanden sind, neigt dazu, den Ursprung einer Handlung in einem mut-

masslichen, tieferliegenden - möglicherweise sogar verdrängten - Motiv zu suchen." Das aber scheint nicht notwendig zu sein, wenn man die verborgenen *situativen* Reize beachtet, die aggressives Verhalten auszulösen vermögen. Dies umso mehr, als die Versuchspersonen, wenn sie danach gefragt wurden, verneinten, dass die Waffen eine Wirkung auf sie gehabt hätten.

Man darf bei der Interpretation dieses Experiments aber nicht darüber hinwegsehen, dass die Waffen *als solche* trotz allem diese aggressionsauslösende Kraft nicht hatten. Erst die Kombination von Verärgerung - also einem "inneren Zustand" - *und* situativem Hinweis löste eine hohe Aggressivität aus. Eine rein behavioristische Erklärung wird daher dem experimentellen Ergebnis nicht gerecht. Es braucht offenbar eine innere Bereitschaft - ausgelöst durch Frustration oder etwas anderes -, damit in Kombination mit dem aggressiven "Aufforderungscharakter der Situation" aggressives Verhalten auftritt.

Nun darf man auch nicht unterschlagen, dass dieses Experiment kritisiert worden ist, insbesondere hinsichtlich seiner ökologischen Validität. Page und Scheidt, die eine solche Kritik formuliert haben, waren nur unter Anstrengung in der Lage, das Experiment von Berkowitz und Le Page zu wiederholen. Die Kritik von Page und Scheidt richtet sich vor allem gegen die Täuschung in der Originaluntersuchung. Sie bezweifeln, dass diese gelungen ist, und vermuten dass die Versuchspersonen die Hypothese von Berkowitz und Le Page erraten und sich dementsprechend verhalten hatten. Hätten sie recht mit ihrer Kritik, dann würde dies bedeuten, dass man das Ergebnis von Berkowitz und Le Page nicht über die experimentelle Situation hinaus auf alltägliche Situationen verallgemeinern kann. Doch es ist nicht klar, ob und wie weit sie recht haben. Interessanterweise gelang es einer Sozialpsychologin und einem Sozialpsychologen aus Deutschland relativ leicht, den "Waffeneffekt" zu replizieren. Dabei waren nicht Studenten die Versuchspersonen, sondern männliche Lehrlinge. Auch fand keine vorgängige Verärgerung der Versuchspersonen statt, und trotzdem erwiesen sich die Waffen als Hinweisreize als wirksam. Damit bestätigt auch diese deutsche Untersuchung die Wirksamkeit situativer Reize hinsichtlich der Evokation aggressiven Verhaltens.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Zusammenfassend geht Berkowitz davon aus, dass wahrgenommene Reize über semantische Bezüge assoziierte Reaktionen auslösen können. Handelt es sich um Reize, die Aggression symbolisieren, können aggressive Verhaltensweisen ausgelöst werden. Berkowitz hat seine experimentellen Erkenntnisse dahingehend verallgemeinert, dass auch Personen, die Aggression verkörpern (z.B. ein Boxer), oder aggressive Filme als aggressive Hinweisreize fungieren können und Aggression auszulösen ver-

mögen. Der Reiz dient als diskriminativer Stimulus und vermag die aggressive Reaktion mehr oder weniger automatisch hervorzubringen. Wenn wir zurückblenden auf die Frustrations-Aggressions-Theorie und Berkowitz' Position, wonach Ärger und Schmerz als intervenierende Variablen fungieren können, in Rechnung stellen, dann lässt sich die Tragweite des "Waffeneffekts" noch etwas deutlicher bestimmen. Gemäss Berkowitz können "innere" Ereignisse wie Ärger, Wut oder Schmerz durchaus genügen, um Aggression zu erzeugen; äussere auslösende Reize sind nicht in jedem Fall erforderlich. Jedoch hält Berkowitz daran fest, dass Aggression *relativ* reizgebunden ist, da situative Reize aggressive Reaktionen bei aggressiv disponierten Lebewesen verstärken können. "The external stimulus somehow facilitates the occurence of aggression but ... may not be necessary for aggression to take place." Insofern die aggressive Reaktion unwillkürlich erfolgt, kann sie als "impulsiv" bezeichnet werden.

Pädagogische Konsequenzen

Die Untersuchungen zum "Waffeneffekt" haben im Hinblick auf Aggressionen an Schulen eine wichtige Bedeutung. Berkowitz verweist auf diese Bedeutung seiner Untersuchungen mit den folgenden Worten: "If aggressive stimuli in the external environment increase the probability that frustrated people will attack someone, the likelihood of aggression should be lessened (but not eliminated altogether) if aggressive cues are removed from the situation. One way to do this is to alter the stimulus properties of the available target." Offensichtlich kann die Umwelt unter Umständen aggressives Verhalten auslösen, zumindest aber eine bereits vorhandene aggressive Bereitschaft unterstützen. An Schulen dürfte dies kaum durch Waffen geschehen, die herumliegen. Es können aber andere Hinweisreize sein, die ebenfalls - vergleichbar den Waffen in den diskutierten Experimenten - eine aggressive Symbolik aufweisen.

Dazu kann zum Beispiel eine vernachlässigte Schulumwelt gehören: ein Schulhaus, das nicht instandgehalten wird, Reparaturen, die nicht vorgenommen werden, versprayte Fassaden, die nicht gesäubert werden etc. Früher gab es noch Schulbänke, die man bekritzeln konnte. Auch da stellte ein bekritzelter Schulbank einen Reiz dar, um eigene Kritzeleien anzubringen. Dabei nützt ein Verbot der Lehrperson wenig. Die Umwelt trägt die Zeichen von Vandalismus, und das genügt gleichsam als Aufforderung zu weiterem vandalistischem Verhalten.

Untersuchungen in Deutschland von Ruth Klockhaus und Mitarbeiter(inne)n zeigen zum Beispiel, dass die architektonische Gestaltung einer Schule Einfluss nimmt auf das Ausmass an Vandalismus an einer Schule. Je "interessanter" die Architektur einer Schule ist, das heisst je mehr Un-

terschiedlichkeit sie aufweist, desto geringer sind die beobachteten Schäden. "Geringe Schäden fanden sich bei hochdifferenzierter Oberflächengestaltung der Schulen, die durch verschiedenartige kontrastierende Muster und Materialien, unkonventionelle Fenster- und Türformen, kräftige kontrastierende Farben und Materialien operationalisiert wurden, sowie bei Charakteristika des Gebäudedesigns, die Originalität des Designs und ästhetisch ansprechende Gebäudestrukturen erkennen liessen. Eine naheliegende Interpretation ist, dass gestalterisch variationsreiche Schulen von Schülern positiv aufgenommen werden, dadurch die Identifikation mit der Schule gefördert wird und eventuell sogar eine Art Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer architektonisch ungewöhnlichen Schule entsteht." Weiter wurde festgestellt, dass eine "wohnliche" Gestaltung der Innenräume einer Schule ebenfalls mit weniger Vandalismus einhergeht. Die Bedeutung der "Wohnlichkeit" des Klassenzimmers wird übrigens auch in einer Broschüre der Berner Zentralstelle für Lehrerfortbildung betont, die vor kurzem erschienen ist. Die Broschüre, die aus einem gleichnamigen Projekt herausgewachsen ist, trägt den Titel "Schulräume: Lernräume - Lebensräume" (Autor: Hans Hofmann). Dabei wird auch auf die Bedeutung neuer Unterrichtsformen wie Werkstattunterricht und Projektunterricht hingewiesen.

In der Untersuchung von Klockhaus wurde weiter festgestellt, dass die "Gepflegtheit" einer Schule negativ mit Vandalismus korreliert, das heisst je gepflegter die schulische Umwelt, desto weniger Schäden. Schliesslich erwies sich auch das Alter einer Schule als bedeutsam. Bei alten Gebäuden ergaben sich geringere Schadensmeldungen. Die Interpretation dieses Ergebnisses ist jedoch nicht eindeutig. Es kann daran liegen, dass ältere Gebäude auch weniger zerstörbare Bauelemente aufweisen als neue, wie zum Beispiel verschiebbare Zwischenwände, Teppichböden oder Kunststoffteile. Denkbar ist aber auch eine ungünstige ästhetische Wirkung neuer Gebäude, zum Beispiel Betonflächen oder standardisierte Bauelemente.

Auch andere Untersuchungen bestätigen im wesentlichen den negativen Einfluss von ungünstigen und unattraktiven architektonischen Umweltbedingungen auf vandalistisches Verhalten. Rutter fand in einer Untersuchung in Grossbritannien, dass Zerstörungen an jenen Schulen wesentlich seltener waren, die Gebäude und Mobiliar sorgfältig instand hielten, persönlich auf die Schüler eingingen und sie an der Verantwortung für die Schule beteiligten. Gewalttätiges Verhalten der Schüler trat dort häufiger auf, wo körperlich gestraft wurde.

Auch ausserhalb der Schule zeigen Untersuchungen, dass Hinweisreize unter Umständen Aggressionen auslösen können. So geht beispielsweise von der polizeilichen Einsatzausrüstung - Helm, Schild, Schlagstock - nach einschlägigen Umfragen für einen erheblichen Teil der Bevölkerung eine erhöhte Bedrohungswirkung aus. "Von befragten Demonstranten werden vor

allem eine starke, unverhältnismässige Polizeipräsenz, die Anonymisierung und Militarisierung durch Ausrüstung und Bewaffnung, das Auftreten in geschlossenen Einheiten, die Überwachung durch Filmen und Fotografieren als Machtdemonstration und Schikane empfunden ..." Die Bewaffnung der Polizei kann statt abzuschrecken provozieren und zur Eskalation von Gewalt eher beitragen als diese verhindern.

Zusammengenommen zeigen verschiedene Untersuchungen, dass Hinweise auf Unordnung, Beschädigung, Zerstörung, fehlende Kontrolle, Schmutz etc. entsprechendes Verhalten auslösen oder bestärken können. Wo Gebäude oder Gegenstände Schädigungen aufweisen, wird vandalistisches Verhalten besonders leicht ausgelöst. Die Schäden wirken wie Zeichen, die bedeuten, dass Beschädigungen erlaubt sind. Die zerbrochene Scheibe lädt ein zum nächsten Steinwurf, der kaputte Stuhl fordert dazu auf, dem Tisch einen Tritt zu versetzen, und die besprayte Hausfassade ruft zu weiteren Farbaktionen auf. Kurt Lewin hat den Ausdruck "Aufforderungscharakter" in die Psychologie eingeführt. Damit meinte er, dass bestimmte Aspekte unserer Umwelt zu einem bestimmten Verhalten auffordern. Das ist letztlich auch die Idee von Berkowitz: Waffen fordern zu aggressivem Verhalten auf, insbesondere dann, wenn eine bestimmte aggressive Bereitschaft bereits da ist. Wo wir daher Aggressionen vermeiden wollen, da besteht eine Möglichkeit der Prävention darin, eine Umwelt zu schaffen, in der möglichst wenig zu Aggressionen "aufgefordert" wird. Und das heisst im Falle der Schule, dass wir uns um deren architektonische, gebäuliche und allgemein ökologische Situation kümmern sollten. Es heisst auch, Vorbeschädigungen konsequent zu beseitigen und für eine angenehme Atmosphäre, auch in ästhetischer Hinsicht, besorgt zu sein.

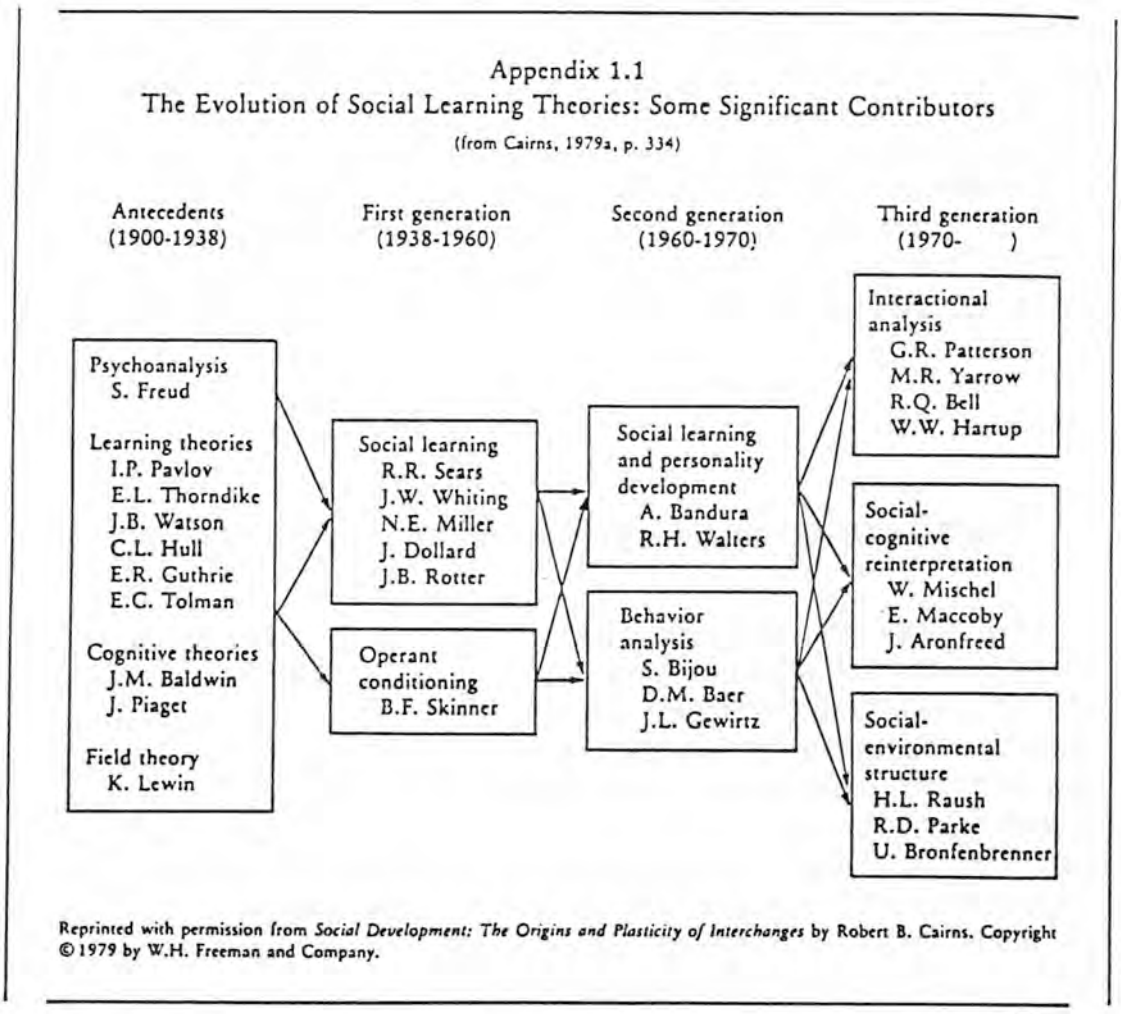
Lerntheorien der Aggression II: Gerald Patterson

Die Diskussion des "Waffeneffekts" hat uns gezeigt, wie Lerntheoretiker sich dem Thema Aggression annähern. Aggression wird als ein Verhalten begriffen, das erklärt werden kann wie jedes andere auch. Es gibt keine qualitative Besonderheit von aggressivem Verhalten, das es erforderlich machen würde, dafür besondere psychologische Gesetze anzunehmen oder überhaupt irgendwelche Besonderheiten dafür zu postulieren. Wie anderes Verhalten auch, kann aggressives Verhalten konditioniert werden. Konditionierungen erfolgen durch Kombination von Reizen und Reaktionen. Reize sind situative Ereignisse; sie liegen - anders als Triebe oder Motive - in der Umwelt des Lebewesens. Die Lerntheorien weisen innere Verhaltensdeterminanten zurück. Das Postulat eines Triebes beispielsweise halten sie für unnötig. Damit gehen sie nicht unbedingt von einer friedfertigen

Natur des Menschen aus, jedoch bezweifeln sie, dass der Mensch natürlicherweise aggressiv ist. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist eine neutrale Natur des Menschen, die je nach Lerngeschichte so oder so umgestaltet werden kann. Der Mensch ist von Natur aus nicht festgelegt und erlernt in einem Sozialisationsprozess die ihn kennzeichnenden Gewohnheiten.

Mit der Überzeugung von der natürlichen Nicht-Festgelegtheit des Menschen geht bei fast allen Lerntheoretikern die Überzeugung von der Beeinflussbarkeit, ja Machbarkeit des Menschen einher. Das gilt bereits für Pawlow, dann auch für Watson und Skinner. Doch das ist nicht unser Thema. Nachdem wir die Verwendung des Paradigmas der *klassischen* Konditionierung durch Berkowitz kurz diskutiert haben, möchte ich als nächstes den Ansatz von Gerald Patterson vorstellen.

Patterson steht in der Tradition der *operanten* Konditionierung, deren Wurzeln bei Edward Thorndike liegen. Zur Genealogie der (vorwiegend amerikanischen) Lernpsychologie lege ich Ihnen das folgende Schema vor (aus Patterson 1982). Es zeigt die Vorläufer sowie die erste, zweite und dritte Generation der Lerntheoretiker. Sie werden einige bekannte Namen entdecken. Bei den Vorläufern nebst Pawlow und Watson auch Freud, Piaget und Lewin. In der ersten Generation einige Mitglieder der Yale-Gruppe, nämlich Dollard, Sears und Miller. Dann auch Skinner. In der zweiten Generation Bandura. In der dritten Generation schliesslich, neben Patterson, Eleanor Maccoby und Urie Bronfenbrenner. Über die Angemessenheit solcher Zuordnungen kann man sich streiten. Das wollen wir aber nicht tun, da es mir nur darum geht, die Namen der Lerntheoretiker, von denen wir sprechen, auch historisch etwas zu verorten.



Reprinted with permission from *Social Development: The Origins and Plasticity of Interchanges* by Robert B. Cairns. Copyright ©1979 by W.H. Freeman and Company.

Patterson - so sagte ich - steht in der Tradition von Thorndike und - wie ich ergänzen möchte - von Skinner. Skinner sprach von "operanter Konditionierung", Thorndike von "instrumentellem Konditionieren". Stattdessen kann man auch vom "Lernen am Erfolg" sprechen. Auch "Lernen durch Versuch und Irrtum" wird gelegentlich als Bezeichnung für diesen Ansatz gewählt.

Instrumentelle bzw. operante Konditionierung

Worin liegt der Unterschied der instrumentellen Konditionierung zum klassischen Konditionieren, das auch "respondente Konditionierung" genannt wird? Der Unterschied liegt im wesentlichen darin, dass beim klassischen Konditionieren auf der *Reizseite* neue Verhältnisse geschaffen werden, während beim instrumentellen oder operanten Konditionieren die *Reaktionsseite* im Vordergrund des Interesses steht. Denken Sie nochmals an den "Waffeneffekt" von Berkowitz: Entscheidend sind die in der Experimentalsituation *vor* dem Erteilen der Elektroschocks wahrgenommenen Waffen, die als Reize fungieren, die mit aggressiven Reaktionen assoziiert

sind und deshalb - so jedenfalls die Interpretation von Berkowitz - die Versuchspersonen mehr Schocks erteilen lassen.

Um zu sehen, wie beim operanten Konditionieren die Reaktionsseite von Bedeutung ist, vergegenwärtigt man sich am besten die Versuchsanordnung von Thorndike. Thorndike sperrte Hühner, Hunde und Katzen in sogenannte Problemkäfige, aus denen sie sich durch Auslösen einer Mechanik zu befreien hatten. Dies gelang ihnen dadurch, dass sie wahllos Bewegungen machten, bis der Mechanismus zufällig aktiviert wurde. Beim nächsten Durchgang erfolgte die Befreiung bereits schneller, und schliesslich hatten die Tiere die richtige Reaktion *gelernt*. Das Lernen im Sinne der instrumentellen Konditionierung besteht also darin, eine bestimmte Reaktion in einer bestimmten Situation häufiger auszuführen. Aufgrund seiner Untersuchungen formulierte Thorndike sein Effektgesetz. In der ursprünglichen Fassung lautet es folgendermassen: "Von verschiedenen Reaktionen auf dieselbe Situation werden diejenigen, die von einer Befriedigung begleitet oder unmittelbar gefolgt werden, unter sonst gleichen Umständen stärker mit der Situation verbunden werden, so dass, wenn die Situation wiederkehrt, es wahrscheinlicher ist, dass die Reaktionen ebenfalls wiederkehren. Diejenigen Reaktionen, die von Unbehagen begleitet oder unmittelbar gefolgt werden, werden unter sonst gleichen Umständen ihre Verbindung mit der Situation lockern, so dass, wenn die Situation wiederkehrt, es weniger wahrscheinlich ist, dass sie wiederkehren. Je stärker die Befriedigung oder das Unbehagen, desto grösser die Stärkung oder Schwächung der Bindung zwischen Reaktion und Situation." Lernen basiert auf der Verstärkung von Reiz-Reaktions-Verbindungen, deren Ausgang ein *befriedigendes* Erlebnis ist. Die Belohnung folgt dem Verhalten, worin ein wesentlicher Unterschied zur Pawlowschen Konditionierung liegt. Bei Pawlow musste ein Tier nichts tun, um "verstärkt" zu werden, während es bei Thorndike etwas unternehmen musste. Deshalb sprach Thorndike von *instrumentellem* Lernen. Das Verhalten ist ein "Instrument" des Tieres zur Erreichung befriedigender oder zur Vermeidung unbefriedigender Zustände.

Etwas vereinfacht gesagt, hat Skinner nichts anderes getan, um das Effektgesetz herum eine ganze Psychologie zu bauen. Dezidiert beanspruchte Skinner, menschliches Verhalten naturwissenschaftlich zu erklären. Noch immer denken wir seiner Ansicht nach über den Menschen in Kategorien, wie sie den alten Griechen geläufig waren. Noch haben wir es nicht geschafft, die Mittel der Wissenschaft auf die Analyse menschlichen Verhaltens anzuwenden. Den Grund dafür sieht Skinner in der Weigerung der Psychologie, nach den *Ursachen* des Verhaltens zu suchen. Während es früher Götter und Dämonen waren, die das menschliche Verhalten steuerten, so ist es heute der Mensch selbst, der sein Verhalten lenken soll. Etwas

im *Inneren* des Menschen soll bestimmen, warum sich ein Mensch so und so verhält. Dieses Innere liegt in einem Trieb, einem Motiv, einem Willensakt, einer Entscheidung oder in was auch immer beschlossen. Doch innen ist nichts, was von kausaler Bedeutung wäre. Kausal bedeutsam sind gemäss Skinner einzig und allein die Reize in der Umwelt eines Lebewesens. Das Innere ist ein Ausdruck unserer Verlegenheit. Es täuscht uns darüber hinweg, dass wir nicht in der Lage sind, Verhalten wirklich zu *erklären*. Was wir nicht zu erklären vermögen, schreiben wir einem autonomen Menschen zu. Doch diesen autonomen Mensch gibt es nicht. Das Innere ist ein Mythos, ein Produkt unserer Unwissenheit.

Die Psychologie hat gemäss Skinner dem Weg zu folgen, den so erfolgreiche Wissenschaften wie die Physik und die Biologie gegangen sind. Sie muss sich vom inneren Menschen verabschieden und als Verhaltenswissenschaft begründen. Die Ursachen des Verhaltens liegen aussen. In dem Masse, wie wir in der wissenschaftlichen Analyse voranschreiten, entthronen wir folglich den inneren Menschen. An seine Stelle tritt die Umwelt als erklärende Kraft. Verhalten wird extern kontrolliert und bedarf einer Analyse der Aussenwelt, nicht der Innenwelt. Dabei hat Skinner die Aussenwelt nicht so sehr als Zugkraft vor Augen, die ein bestimmtes Verhalten durch Reize in Gang setzt. Darin unterscheidet er sich von Berkowitz. Er denkt in den Kategorien der Evolutionstheorie. Der Kausalfaktor evolutiver Veränderungen ist die Selektion, die immer erst im Nachhinein auf Merkmale eines Lebewesens wirkt. Selektion bedeutet "Auswahl" von "spontan" auftretenden Verhaltensweisen bezüglich ihres Überlebenswerts.

Was für die Art gilt, gilt gemäss Skinner auch für das Individuum. Das Modell der Evolution lässt sich beiziehen, um individuelles Verhalten zu erklären. Verhalten, das den Überlebenswert eines Organismus erhöht, wird in seinem Auftreten verstärkt. Hat ein Verhalten eine bestimmte Konsequenz, dann wird es wahrscheinlicher, dass das Verhalten erneut auftritt. Eine Konsequenz, die diesen Effekt hat, wird ein "Verstärker" genannt. Skinner nennt solches Verhalten "operant", um hervorzuheben, dass es auf die Umwelt *einwirkt*. Operantes Verhalten ist wesentlich Ausübung von Macht: Es hat einen Effekt auf die Umwelt. Sie sehen damit, dass das operante Verhalten im Sinne Skinners im wesentlichen dem instrumentellen Verhalten im Sinne von Thorndike entspricht.

In seinem Bemühen, aus der Psychologie eine Wissenschaft zu machen, verschiebt Skinner die Erklärung für das, was Menschen tun, von innen nach aussen, vom autonomen, inneren Menschen zur Umwelt. Zur Umwelt aber - wie gesagt - nicht im Sinne einer Zugkraft (wie im Modell der klassischen Konditionierung), sondern im Sinne einer Stosskraft. Skinner geht es um die Wirkung, die die Umwelt auf das Verhalten *post festum* hat. "Keine Darstellung der Wechselwirkung zwischen Organismus und Um-

welt ist vollständig, wenn sie nicht die Einwirkung der Umwelt auf den Organismus *nach* dem Auftreten der Reaktion berücksichtigt", schreibt Skinner. Eine adäquate Verhaltensanalyse muss daher stets den *Anlass* einer Reaktion, die *Reaktion* selbst und die verstärkenden *Konsequenzen* der Reaktion spezifizieren. Die Wechselbeziehungen zwischen diesen drei Grössen bilden die "Verstärkungskontingenzen". Ein Verstärker bringt eine Reaktion unter die Kontrolle eines Stimulus, der die Reaktion nicht auslöst, sondern den Anlass besorgt, auf den hin sie auftritt.

Das Schema der operanten Konditionierung kann wie folgt geschrieben werden: $S_d \rightarrow R \rightarrow S_r$. Dabei ist "$S_d$" ein diskriminativer Reiz, auf den hin eine Reaktion auftritt. "R" ist die "operante Reaktion", oft einfach "Operant" genannt. Die Auswirkungen entsprechen der Verstärkung ("S_r") der operanten Reaktion.

Halten wir zusammenfassend fest, dass zwischen klassischer und operanter Konditionierung ein wesentlicher Unterschied besteht. Die klassische Konditionierung setzt am Reiz an und verändert die Reizbedingungen, während die operante Konditionierung an der Reaktion ansetzt und das Reaktionsspektrum eines Lebewesens verändert. Tatsächlich ist das klassische Konditionieren in seinen Anwendungsmöglichkeiten relativ beschränkt. Jeder konditionierte Reflex setzt einen unkonditionierten voraus. Klassische Konditionierung ist daher nur insofern möglich, als Menschen über Reflexe verfügen. Des weiteren kann durch klassisches Konditionieren der Verhaltensbereich eines Lebewesens nicht erweitert werden, denn konditioniert werden lediglich neue Stimuli, die sich mit alten Reaktionen assoziieren. Zwar kann mit klassischer Konditionierung der Bereich der auslösenden Reize beträchtlich erweitert werden (wie die Untersuchungen von Berkowitz im Falle von aggressivem Verhalten zeigen), auf der Reaktionsseite aber ist keine Veränderung möglich. Der Vorzug der operanten Konditionierung liegt genau darin, dass mittels operantem Konditionieren die *Reaktionen* eines Lebewesens verändert werden können.

Darin liegt natürlich auch das Interesse der Aggressionsforschung am Paradigma der operanten Konditionierung. Es ist bei weitem ergiebiger herauszufinden, wie aggressives Verhalten gelernt wird als lediglich zu untersuchen, wie Aggressionen von verschiedenen Reizbedingungen ausgelöst werden.

Um Ihnen ein Beispiel für operantes Konditionieren zu geben, sei kurz auf die Standardversion der Skinnerschen Experimente eingegangen. Skinner hat vorwiegend mit Ratten und Tauben gearbeitet. In der "Skinner-Box" werden die Tiere so gut wie möglich von der Aussenwelt abgeschirmt, damit die Wirkung der zur Diskussion stehenden Reize optimal untersucht werden kann. Bevor ein Experiment beginnen kann, müssen sich die Tiere

an ihre Umgebung gewöhnen. Ein wichtiger Unterschied zu Pawlows Versuchsanordnung besteht darin, dass im Falle der Skinner-Box die Tiere nicht in ein Gestell geschnallt und künstlich passiv gehalten werden. Insofern die operante Reaktion der Ansatzpunkt der Konditionierung ist, haben die Tiere in der Skinner-Box optimale Bewegungsfreiheit.

Folgendes Experiment soll das Vorgehen Skinners illustrieren. Skinner liess Tauben hungern, bis sie noch 75% ihres normalen Körpergewichts hatten. Dann wurden die Tauben einzeln in Versuchskäfige gebracht. Die Käfige waren mit beweglichen Futtertrögen ausgestattet, die mittels einer Uhr so manipuliert waren, dass sie in regelmässigen Abständen nach oben geschoben wurden, fünf Sekunden verharrten und dann wieder verschwanden, unabhängig vom Verhalten des Tieres. Die Tauben wurden ein paar Minuten im Käfig gelassen und wieder herausgeholt. Am folgenden Tag wurde der Vorgang wiederholt. Als am Schluss des Experimentes das Verhalten der Tiere untersucht wurde, ergab sich ein eigenartiges Bild. Eine Taube rannte im Kreis herum. Eine andere stiess mit dem Kopf in eine der oberen Ecken des Käfigs. Eine dritte klopfte mit ihrem Schnabel auf den Boden. Andere machten seltsame Kopfbewegungen oder verrenkten ihren Körper. Keine dieser Verhaltensweisen konnte während der Gewöhnungsphase vor Beginn des Experiments beobachtet werden.

Skinner hat das bizarre Verhalten der Tauben folgendermassen erklärt. Die hungrigen Tiere, die in die Skinner-Box gebracht wurden, bewegten sich relativ frei. Unmittelbar nach einer dieser Bewegungen, die wir jetzt "R" nennen können, ist der Futtertrog erschienen. Die Futterkörner entsprechen "S_r" und sind als Verstärker zu bezeichnen. Nach fünf Sekunden ging der Futtertrog wieder nach unten. Falls das Futter tatsächlich als Verstärker wirkte, muss der Futtertrog zu einem diskriminativen Reiz ("S_d") geworden sein. Ebenfalls muss sich die Auftretenswahrscheinlichkeit von R erhöht haben. Das bedeutet, dass die Taube jene Bewegung, die sie vor dem Auftauchen des Futtertrogs machte, vermehrt emitieren wird. Falls das Intervall zwischen den Präsentationen des Futtertroges nicht zu gross ist und falls das verstärkte Verhalten nicht wieder gelöscht wird, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass die Taube vor dem nächsten Erscheinen des Futtertroges wieder R ausführen wird, dass somit ein weiteres Mal verstärkt wird. Etc. Die bizarren Verhaltensweisen der Tauben sind also damit zu erklären, dass *zufällige* Verhaltensweisen durch das Futter *verstärkt* und in ihrer Auftretenswahrscheinlichkeit erhöht wurden. Skinner spricht von "Aberglauben" bei Tauben. Das Wort "Aberglauben" ist in Anführungszeichen gesetzt, doch scheint Skinner auch menschlichen Aberglauben nicht anders erklären zu wollen.

So viel zu den Grundprinzipien der instrumentellen bzw. operanten Konditionierung nach Thorndike und Skinner. Wenn Sie sich für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit Skinner und dem Behaviorismus interessieren, möchte ich Sie auf mein Buch "Das moralische Subjekt" (Herzog 1991) verweisen. Ich habe dort im 2. Kapitel eine eingehendere Diskussion mit der behavioristischen Psychologie geführt.

Eine Performanztheorie der Aggression

Machen wir nun den Schritt von den Grundprinzipien der operanten Konditionierung zu deren Anwendung im Bereich der Aggressionsforschung. Dabei wird unser Gewährsmann im wesentlichen Gerald Patterson sein. Patterson hat seit den 60er Jahren zusammen mit verschiedenen anderen Forschern eine Reihe von Untersuchungen und Interventionsstudien zu aggressivem Verhalten in Familien vorgelegt, die weitgehend dem operanten Ansatz verpflichtet sind. Patterson arbeitet am Oregon Social Learning Center in Eugene (Oregon). 1982 ist von Patterson ein Buch mit dem Titel "Coercive Familiy Process" erschienen, in dem er seine Forschungsarbeiten und die Theorie der "Zwangsprozesse" zusammenfasst. Ich werde mich stark an dieses Buch anlehnen, daneben aber auch einige Aufsätze von Patterson beiziehen. Der Begriff "Coercion Theory" lässt sich nicht leicht übersetzen. "Coercion" heisst "Zwang, Nötigung, Erpressung", weshalb sich von einer Theorie der (familiären) Zwangsprozesse sprechen lässt. Man könnte aber auch von einem "Nötigungs-Paradigma" sprechen, wie dies Selg tut (vgl. Selg, Mees & Berg 1988). Schliesslich könnte man den Anglizismus "koerziv" prägen, wie Mees vorschlägt (vgl. ebd.), und von "koerzivem Verhalten" sprechen. Ich werde die Ausdrücke "Zwang" und "Zwangsprozesse" gebrauchen, gelegentlich aber auch die englischen Termini "coercion" und "coercive".

Der Begriff des "coercive behavior" ist breiter als derjenige des aggressiven Verhaltens. "Zwangsverhalten" schliesst auch Verhaltensweisen ein, die zwar aversiv sind, im allgemeinen jedoch nicht als aggressiv gelten. Beispiele sind Ungehorsam, Schreien, Ignorieren (Nicht-Beachten), Jammern, Brüllen etc. Patterson bezieht solche über ein enges Verständnis von Aggression hinausgehende Verhaltensweisen in seine Theorie ein, weil er die Entstehung von Aggressionen aus aversivem Verhalten erklären will. Die Theorie der Zwangsprozesse beansprucht, den Prozess der Eskalation von aversiven zu aggressiven Interaktionen verständlich zu machen.

Bevor wir mit der Diskussion der Theorie der Zwangsprozesse beginnen, sollten wir noch etwas klären. Klassisches und operantes Konditionieren zeichnen sich durch eine gewisse Paradoxie aus. Beides sind Formen des Lernens, aber im Grunde genommen erklären die Prinzipien der klassischen und der operanten Konditionierung nicht wirklich, wie neues Ver-

halten erworben wird. Als Erklärungsprinzip fungiert in beiden Fällen im wesentlichen die Assoziation. Im Falle der respondenten Konditionierung wird ein ursprünglich neutraler Reiz mit einem unbedingten Reiz assoziiert. Der neutrale Reiz vermag schliesslich ebenfalls, die Reaktion auszulösen. Im Falle der klassischen Konditionierung wird also lediglich das Spektrum der Reize, auf die eine Reaktion erfolgt, erweitert. Es entstehen Reize, "die es früher nicht gab" (Pawlow). Reize, die bisher nicht mit der Reaktion in Verbindung standen, stehen nun in Zusammenhang mit der Reaktion. Dadurch werden keine neuen Reaktionen gelernt, sondern lediglich die Bedingungen erweitert, auf die hin eine Reaktion, die sich bereits im Verhaltensrepertoire eines Lebewesens befindet, erfolgt.

Das ist im Falle der operanten Konditionierung nicht viel anders, obwohl es dabei um Veränderungen auf der Reaktionsseite geht. Zwar wird bei der operanten Konditionierung das *Verhalten* verändert - und nicht der Reiz, von dem es eine Funktion ist -, doch die Veränderung besteht allein in der Erhöhung oder Verminderung seiner Auftretenswahrscheinlichkeit. Nicht das Verhalten selbst, eine bestimmte Art von Reaktion etwa, ist Thema der operanten Konditionierung, sondern ausschliesslich die Häufigkeit, mit der das Verhalten auftritt. Lernen heisst Veränderung der Auftretenshäufigkeit einer Verhaltensweise. Wie bei der klassischen Konditionierung wird somit beim operanten Konditionieren nichts Neues erworben. Die Verhaltensweise, die verstärkt werden soll, muss vorhanden sein, damit sie in ihrem Auftreten verändert werden kann. Das "gesamte Repertoire eines Individuums oder einer Spezies (muss) vor der ontogenetischen oder phylogenetischen Selektion existieren ..., allerdings nur in der Form von minimalen Einheiten", schreibt Skinner.

Das ist ein Punkt, der bei der Diskussion von klassischer und instrumenteller Konditionierung oft übersehen wird. Wenn wir von unserem alltäglichen Verständnis von Lernen ausgehen, das besagt, dass wir dann etwas gelernt haben, wenn wir etwas Neues erworben haben, dann handelt es sich bei den Ansätzen der klassischen und operanten Konditionierung nicht wirklich um Lerntheorien. Es sind Theorien, die lediglich erklären können, wie es dazu kommt, dass bestimmte Reiz-Reaktions-Verbindungen, die bisher nicht bestanden haben, auftreten können (klassisches Konditionieren), oder wie es möglich ist, dass bestimmte Verhaltensweisen häufiger oder seltener auftreten (operantes Konditionieren). In beiden Fällen müssen die relevanten Reize und Reaktionen bereits vorhanden sein.

Das gilt nun im wesentlichen auch für den operanten Ansatz von Patterson. Genau genommen erklärt auch die Theorie der Zwangsprozesse nicht, wie aggressives Verhalten erworben (gelernt) wird. Denn die Veränderung der Auftretenswahrscheinlichkeit einer Verhaltensweise setzt das Vorhandensein der Verhaltensweise (wenn auch nur in rudimentärer Form) voraus.

Erklärt wird nicht das Lernen von Aggression, sondern das häufigere oder geringere Auftreten von bereits gelerntem aggressivem (bzw. aversivem) Verhalten. Gerald Patterson spricht daher in seinem Fall von einer *Performanztheorie* der Aggression. Performanz heisst die Ausführung oder Durchführung eines Verhaltens, im Gegensatz zur Kompetenz, welche die Fähigkeit zur Ausführung einer Verhaltensweise meint. Die Unterscheidung von Kompetenz und Performanz hat vor allem in der Linguistik von Noam Chomsky eine zentrale Rolle gespielt und ist dann auch - teilweise mit unterschiedlicher Bedeutung - in die Psychologie aufgenommen worden. Für uns ist im Moment allein wichtig festzuhalten, dass eine Verstärkungstheorie des Lernens davon ausgehen muss, dass eine bestimmte Verhaltensweise bereits auftreten kann, wenn auch erst ansatzweise, ihre Erklärungsmöglichkeiten also nur die *Veränderung der Auftretenswahrscheinlichkeit* des Verhaltens betrifft und in diesem Sinne eine Performanztheorie genannt werden kann. Eine Performanztheorie beschäftigt sich mit den Bedingungen der Ausführung oder Nicht-Ausführung eines Verhaltens. Dabei muss sie voraussetzen, dass das Verhalten bereits erworben worden ist. Ihr Thema sind nur mehr die Ausführungsbedingungen des Verhaltens.

Die Einsicht in die Grenzen einer Verstärkungstheorie hat zur Folge, dass eine Verstärkungstheorie der Aggression keine vollständige Aggressionstheorie sein kann. Denn über die Entstehung aggressiven Verhaltens vermag sie im strengen Sinn nichts auszusagen. Weshalb es überhaupt zu aggressivem Verhalten kommt, das bedarf der Erläuterung durch andere Theorien, zum Beispiel durch die Frustrations-Aggressions-Theorie oder - was von Patterson favorisiert wird - die Theorie des sozialen Lernens von Bandura.

Patterson geht davon aus, dass Kinder mit drei Jahren in etwa das aggressive Verhalten gelernt haben, das ihnen zur Verfügung steht. Anders gesagt, sind dreijährige Kinder kompetenzmässig zu Aggressionen fähig. Damit stellen sich folgende Fragen: Warum äussert das eine Kind aggressives Verhalten in einem Ausmass, das z.B. zehnmal häufiger ist als bei einem anderen Kind? Warum ist ein Kind so viel aggressiver in einer bestimmten Situation als ein anderes Kind? Warum verwendet ein Kind eine bestimmte Form von aggressivem Verhalten häufiger als eine andere? Die Antworten auf diese drei Fragen - meint Patterson - bilden den Inhalt einer Performanztheorie der Aggression. Eine Performanztheorie wie die Theorie der familiären Zwangsprozesse geht davon aus, dass alle Familienmitglieder eine Reihe von aggressiven Verhaltensweisen gelernt haben, dass sie diese jedoch in unterschiedlichem Ausmass einsetzen. Sie versucht, diese Unterschiede im Ausmass aggressiver Verhaltensäusserung zu erklären.

Thema der "Coercion Theory" Pattersons ist also nicht eigentlich das Lernen von aggressiven Verhaltensweisen, sondern die Bedingungen, unter denen Aggressionen geäussert werden. Aggressives Verhalten als "Kompetenz" beherrschen wohl alle Kinder schon relativ früh, worin sie sich unterscheiden, ist jedoch das Ausmass und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Aggressionen ausführen. Die Situation ist vergleichbar mit dem Erwerb irgendeiner anderen Fertigkeit. Wie ein Geigenvirtuose eine lange Zeit des Übens hinter sich hat, so das antisoziale Kind. Was gelernt wurde, muss verfeinert werden durch Anwendung in vielen Situationen. Es muss gleichsam geschliffen werden, wie Patterson sagt. Was die Theorie der Zwangsprozesse thematisiert, ist der Prozess dieses Schleifens und Polierens aggressiven Verhaltens im Rahmen der alltäglichen Interaktionen zwischen Eltern und Kindern.

Patterson - dies als Ergänzung - geht auch davon aus, dass bestimmte "koerzive" Verhaltensweisen bereits bei Geburt vorhanden sind und folglich nicht gelernt werden müssen. Man kann annehmen, dass diesen "natürlicherweise" verfügbaren Verhaltensweisen eine biologische Funktion zukommt, und zwar insofern als ein Kind in der Lage sein muss, auf sich aufmerksam zu machen, das heisst Mutter oder Vater zu mobilisieren, wenn ihm etwas fehlt. Ein solches Mittel, um die soziale Umwelt zu mobilisieren, ist beispielsweise das Schreien, das von Patterson nicht als aggressiv im engeren Sinne verstanden wird, jedoch als aversiv und damit als Teil eines möglichen Zwangsprozesses. Man kann geradezu sagen, dass im Falle des Schreiens die Initiative zur Säuglingspflege nicht von den Eltern, sondern vom Säugling selbst ausgeht. Der Säugling sorgt dafür, dass er umsorgt wird. Das ist eine etwas ungewohnte Betrachtungsweise. Sie ergibt sich aber folgerichtig aus dem *interaktionistischen* Ansatz, der dem Paradigma der operanten Konditionierung zugrunde liegt. Auf dieses interaktionistische Moment der Theorie der Zwangsprozesse kommen wir noch zu sprechen.

Patterson geht davon aus, dass aggressives Verhalten im familiären Kontext verstanden werden kann als ein Subset von gewaltsamen Techniken, die verwendet werden, um das Verhalten anderer zu verändern. In einer Familie wird m.a.W. von allen Familienmitgliedern versucht, das Verhalten anderer Familienmitglieder zu beeinflussen. Ein Kind möchte Zuwendung erhalten, es hat Hunger und möchte etwas essen, es will länger aufbleiben als die Eltern gestatten etc. Die Eltern verfolgen bestimmte Erziehungsprinzipien, möchten das Kind zu Selbständigkeit erziehen, erwarten ein bestimmtes Verhalten im Haus oder ausserhalb, möchten ihm Anstand beibringen etc. Und auch zwischen den Geschwistern gibt es Prozesse, deren Grundlage die Beeinflussung des Anderen ist. Man kann daher davon ausgehen, dass eine ganz zentrale Kategorie von Verhaltensweisen in einer

Familie zum Ziel hat, das Verhalten anderer Familienmitglieder zu beeinflussen. Patterson meint nun, dass Aggression im Dienste solcher Beeinflussungsversuche steht. In unserer Terminologie können wir sagen, dass die Aggression instrumentell ist, ein Mittel zum Zweck der Zielerreichung, das heisst zum Zwecke der Beeinflussung des Verhaltens anderer Familienmitglieder. Das eben ist überhaupt die Grundidee der operanten bzw. instrumentellen Konditionierung: Ein Verhalten ist instrumentell, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. So wie die Katze, eingesperrt in Thorndikes Problem-Käfig, einen Hebel betätigen muss, um frei zu kommen, genauso kann Aggression als Mittel eingesetzt werden, um ein persönlich angestrebtes Ziel zu erreichen.

In diesem Sinne können wir das Schreien eines Kindes als aggressives oder - da ihm die intentionale Basis wohl fehlt - aversives Mittel verstehen, das das Kind einsetzt, um auf seine Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Patterson geht davon aus, dass aus solchen, anfänglich nicht unbedingt aggressiven, wenn auch aversiven Verhaltensweisen aufgrund der Reaktionen bzw. Verstärkungen der sozialen Umwelt des Kindes echte Aggressionen entstehen. Aggressives Verhalten kann, so gesehen, das Ergebnis eines Prozesses sein, der ursprünglich nicht-aggressiv begonnen hat. Oder - etwas genauer gesagt - am Anfang von aggressiven Interaktionen stehen Verhaltensweisen, die man zwar auch aggressiv nennen kann, deren Intensität aber gering ist, zum Beispiel das bereits erwähnte Schreien oder Hänseln, Weinen, Schelten etc. Es ist eine der Kernthesen der Theorie von Patterson, dass solche, anfänglich eher unbedeutende Ereignisse im Verlaufe der Zeit zu Aggressionen hoher Intensität eskalieren können. Am Schluss des Zwangsprozesses steht der Versuch eines Familienmitgliedes, das Verhalten eines anderen dadurch zu kontrollieren, dass ihm Schmerzen zugefügt werden. Von daher die Bezeichnung der Theorie als "Coercion Theory". Die Basis des Zwangsprozesses bildet das Mittel der aversiven Kontrolle von Verhalten. Das Verhalten des Interaktionspartners wird mittels aversiver Reize, zum Beispiel Zufügung von Schmerzen, kontrolliert. Synonym zum Terminus "coercion" spricht Patterson denn auch von "pain control". Da Schmerzen, wie wir bei der Diskussion der Frustrations-Aggressions-Theorie gesehen haben, Aggressionen zur Folge haben können, geraten Familien, in denen solche Zwangsprozesse überhand nehmen, in eine Hölle der Gewalt.

Interaktion und Aversivität

Bevor ich in meiner Diskussion der Theorie von Patterson weiterfahre, möchte ich noch etwas deutlicher herausarbeiten, inwiefern das Paradigma der operanten Konditionierung *interaktionistisch* ist. Tatsächlich ermöglicht die operante Verhaltensanalyse nicht nur ein Verständnis individuell-

en Verhaltens, sondern auch die Erfassung sozialer Interaktionen. Soziales Verhalten liegt - in behavioristischer Perspektive - dann vor, wenn die Reize, die eine Reaktion kontrollieren, sozialer Natur sind.

Im einfachsten Fall haben wir es mit einer Kette von Reiz-Reaktions-Gliedern zu tun, die zwei Personen aneinander bindet. Das Verhalten der einen Person fungiert als Reiz für das Verhalten der anderen, deren Verhalten seinerseits zum Reiz für das Verhalten der ersten Person wird etc. Dieser dem Reflexbogen-Modell entsprechende Ablauf wird der operanten Analyse zugänglich, wenn die Reaktion der zweiten Person zum Verstärker für das Verhalten der ersten Person wird. Ich verstärke das Verhalten meines Interaktionspartners beispielsweise dann, wenn ich mit Interesse seinen Ausführungen folge. Dieses Interesse kann dadurch geäussert werden, dass ich ihm aufmerksam zuhöre, hie und da bestätigend nicke oder auch verbal meine Zustimmung ausdrücke. Es sind Experimente durchgeführt worden, bei denen eine "naive" Versuchsperson und eine eingeweihte Versuchsperson interagierten. Die "naive" Versuchsperson wurde für die Äusserung bestimmter Worte verstärkt, indem die eingeweihte Versuchsperson nickte oder "ja" oder "hmm" sagte. Der Effekt war, dass die verstärkte Thematik im letzten Teil des Versuches deutlich häufiger auftrat (vgl. Centers 1973).

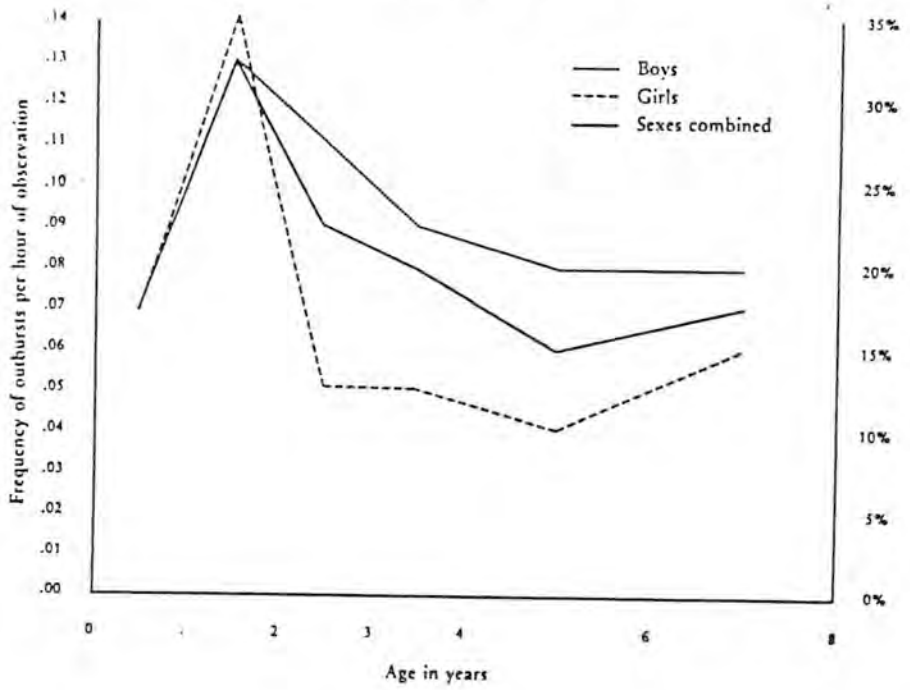
Das Interessante an dieser Art von Interaktionsanalyse besteht darin, dass Verstärkungen beiderseits wirken können. Eine Eigenart sozialer Verstärkung besteht darin, schreibt Skinner, "dass das verstärkende System vom verstärkten Verhalten selten unabhängig ist". Es ist ohne weiteres möglich, wenn nicht sogar der Normalfall, dass in sozialen Interaktionen Person A Person B verstärkt und umgekehrt auch Person B Person A verstärkt. Die Verstärkungen, die beispielsweise Eltern ihrem Kind für gute Schulleistungen geben, sind verknüpft mit den Verstärkungen, die die guten Leistungen des Kindes für das Selbstgefühl der Eltern bedeuten. Gerade das pädagogische Verhältnis ist in einem starken Mass von Zyklen gegenseitiger Verstärkung geprägt. Aber selbst der experimentelle Psychologe ist davon nicht ausgenommen: "My rats and pigeons have changed my behavior as much as I have changed theirs", meinte Skinner maliziös.

FIG. 17.

"Boy, have I got this guy conditioned! Every time I press
the bar down he drops in a piece of food."

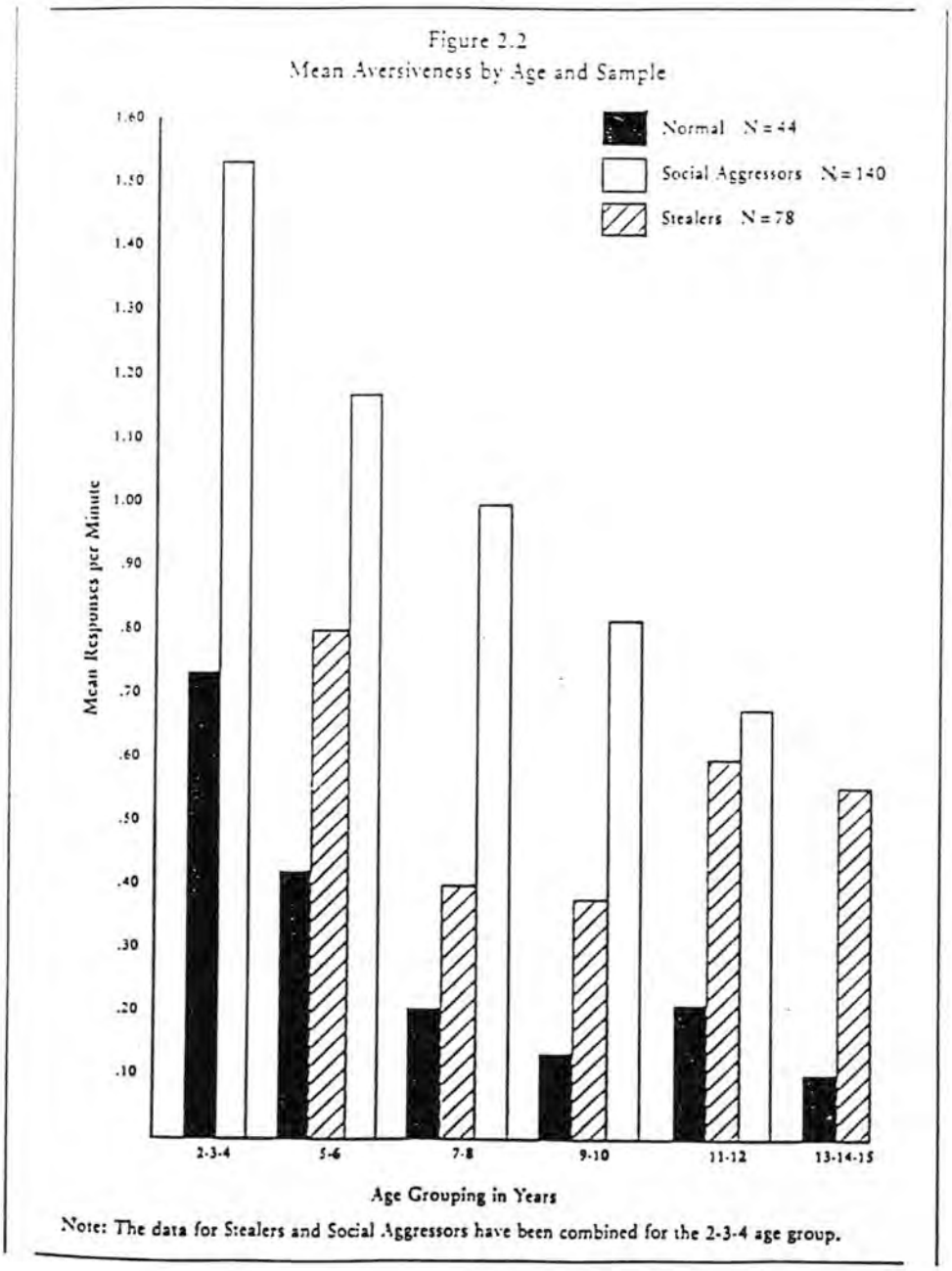
So viel zu den Möglichkeiten, die das Verstärkungsparadigma für die Analyse von Interaktionssequenzen bietet. Wie ich schon erwähnt habe, geht Patterson davon aus, dass Kleinkinder instinktiv gewisse Verhaltensweisen zeigen, die aversiv sind, wie zum Beispiel Schreien. Im Normalfall bilden sich solche aversiven Verhaltensformen zurück. Wenn man davon ausgeht, dass bereits einjährige Kinder Altersgenossen gegenüber aggressiv sein können, dann zeigt sich, dass solche Aggressivität bereits mit zweieinhalb Jahren deutlich zurückgeht, nämlich - wie eine Untersuchung, von der Cairns berichtet, zeigt - von 50 Prozent auf 20 Prozent. Verschiedene andere Untersuchungen bestätigen diesen Trend. So zum Beispiel die klassische Untersuchung von Goodenough. Dabei führten Mütter Tagebuch über das Verhalten ihrer Kinder zwischen sieben Monaten und sieben Jahren zehn Monaten. Dabei zeigte sich, dass der Ausbruch von Ärgerreaktionen nach einem Gipfel bei achtzehn Monaten deutlich zurückging.

Figure 2.1
Age and Sex Differences in Frequency of Outbursts
(from Goodenough, 1931)



Solche und ähnliche Studien lassen den Schluss zu, dass der Erziehungs- bzw. Sozialisationsprozess darin besteht, aggressive (aversive) Reaktionen, die in den ersten Lebensjahren relativ häufig sind, allmählich zurückzubinden, jedenfalls bei einem normalen Entwicklungsverlauf.

Bei abweichendem Entwicklungsverlauf ist diese Rückbildung zwar auch beobachtbar, jedoch geht sie von einem höheren Ausgangsniveau aus und erreicht ein Endniveau, das dem Ausgangsniveau bei normalen Kindern entspricht. In einer Untersuchung aggressiver, antisozialer Kinder kommt Patterson zum Ergebnis, dass das durchschnittliche 11- bis 12jährige antisoziale Kind ein Aggressionsniveau zeigt, das einem normalen 2-, 3- oder 4jährigem Kind entspricht.



Patterson ist daher der Ansicht, dass antisoziale Kinder eine Form von gehemmter Sozialisation aufweisen. Ihre Sozialisation ist im Vergleich zur Sozialisation normaler Kinder blockiert, so dass sie mit 12 Jahren noch dort stehen, wo normale Kinder mit 2 Jahren stehen, jedenfalls was ihr aversives Verhalten anbelangt. Die Hemmung oder Blockierung des Sozialisationsprozesses betrifft zwei Bereiche. Erstens, wie wir eben gesehen haben, entsprechen Form und Ausmass des aggressiven Verhaltens antisozialer Kinder dem Verhalten eines 2- oder 3jährigen normalen Kindes. Patterson nimmt an, dass den antisozialen Kindern erlaubt worden ist, mit ihrem aversiven frühkindlichen Verhalten fortzufahren. Zweitens weisen die anti-

sozialen Kinder zumeist Defizite im Bereich sozialer Fertigkeiten auf, m.a.W. sie wissen nicht, wie sie auf prosoziale Art und Weise mit anderen Menschen umgehen können.

Tatsächlich gibt es eine Reihe von Studien, die diesen zweiten Punkt belegen. Achenbach beispielsweise zeigte, dass Eltern abweichender Kinder von einer geringen Kompetenz ihrer Kinder in Sport, Hobbies, Haushaltspflichten etc. berichten; diese Kinder hatten weniger Freunde und fehlten öfter in der Schule.

Table 2.10
Studies Relating Social Skill Deficits to Antisocial Behavior

Early Management Phase

Investigators	Findings
1. Douglas (1966); Robins (1966); Schlesinger (1978); West and Farrington (1973); Fagan et al. (1977)	1. Antisocial child reported to have had difficulty in training for bowel/bladder control.
2. Kaffman and Elizur (1977)	2. Enuretics more likely than non-enuretics to be rated as deviant, including more aggressive.
3. Wahler and Moore (1975)	3. Inverse correlation between observed nonsocial toy play and occurrence of problem behavior in home.
4. Saxe and Stollak (1971)	4. No correlation solitary play and aggression, mother-child interaction in laboratory.
5. Werner and Smith (1977)	5. Social immaturity on the Vineland during preschool correlated with later delinquency during adolescence. Infant activity at year one and later hyperactivity also correlated with later delinquency.

Peer Relationships

Investigators	Findings
1. Moore (1967)	1. Nursery school children tended to reject aggressive child.
2. Jennings (1950); Olweus (1974); Roff (1972); Rutter et al. (1970)	2. Aggressive children have low acceptance by peers in elementary school.
3. Roff (1961) (1972); Eron et al. (1971); Hirschi (1969); Jenkins and Hewitt (1944); Cureton (1970); West and Farrington (1974)	3. Delinquents have or had poor relations with peers and/or socially immature.
NOTE: McCord (1977); Elliott (1979); Elliott and Voss (1974) did not find this relation.	

Work Skills

Investigators	Findings
1. Minton, Kagan, and Levine (1971)	1. Very few antisocial children complete chores at home.
2. Cobb and Hops (1973); Hops and Cobb (1977); Cobb (1970); Hops and Cobb (1974)	2. Aggressive children tend to be low in classroom survival skills, such as attend, volunteer, stay in seat, work at desk.
3. Hirschi (1969); McCord (1977) [trend but not significant] Conger and Miller (1966); Wadsworth (1979)	3. Delinquent children spent less time doing homework or generally have poor work habits.
4. Rutter et al. (1970); Maccoby (1966); Werner and Smith (1977); Benning, Feldhusen, and Thurston (1968); Glairn and Annesly (1971); Graubard (1971); Camp, Zimet, Doomineck, and Dahlm (1977); Wadsworth (1976); Roff (1972); Shea (1972); Cobb (1970); Eron et al. (1971); Scarpitti (1964)	4. Antisocial boys read less well, also perform less well on IQ tests and achievement tests, grades.
5. McCord (1977); Glueck and Glueck (1968); Scarpitti (1964)	5. Antisocial children lower than normals only for nonverbal IQ test. Delinquent children more likely to have dropped out of school and/or be truant.
NOTE: Hirschi (1969) found no relationship.	

Dabei scheinen die Defizite im sozialen Bereich schon früh aufzutreten. Aufgrund klinischer Beobachtungen meint Patterson, aggressive Kinder seien zurückgeblieben in ihren Fähigkeiten, Gespräche zu initiieren, Gleichaltrige zu verstärken, eine Führerrolle in einer Gruppe zu übernehmen etc. In Kategorien der Verstärkungstheorie formuliert, sind Kinder mit mangelhafter sozialer Kompetenz für ihre soziale Umwelt nicht verstärkend. Insofern sie keine "feedbacks" geben, löschen das ihnen zugewandte Verhalten. Zusätzlich werden sie mit ihrem aggressiven Verhalten zum aversiven Reiz für andere, die folglich auch deswegen ihre Gesellschaft meiden. Das Ergebnis ist, dass das antisoziale, aggressive Kind immer selbst weniger verstärkt wird. Ist es einmal "ausser Kontrolle" geraten, reduzieren sowohl Erwachsene wie Gleichaltrige das Ausmass ihres Kontaktes mit dem Kind. Erinnern Sie sich an die Äusserung von Fritz Redl: Kinder, die hassen, sind Kinder, die keiner will. Man vermeidet den Kontakt mit aggressiven Kindern. Dadurch haben sie noch weniger Gelegenheit, prosoziales Verhalten zu lernen. Immer weniger ist ihr Verhalten verstärkend, und immer weniger werden sie in ihrem Verhalten verstärkt. Ein eigentlicher Teufelskreis wird in Gang gesetzt.[18]

Halten wir für den Augenblick fest, dass Patterson davon ausgeht, dass die Aggressivität von Kindern das Ergebnis eines Prozesses ist, der damit beginnt, dass Kleinkinder für ihre Eltern aversive Reize darstellen, und zwar in dem Sinne, dass sie mittels ihrer Aversivität das Pflegeverhalten der Eltern steuern, das heisst diese dazu bewegen, sich ihnen zuzuwenden und sie zu versorgen. Patterson meint, dass Kinder bis ins Vorschulalter hinein Eltern mit einer sehr hohen Dichte von aversiven Ereignissen versehen. Kleinkinder produzieren, was man die höchste Dichte aversiver Ereignisse in unserer Kultur nennen kann. Dabei wird von den Pflegepersonen erwartet, dass sie bereit sind, die grosse Menge aversiver Stimulationen entgegenzunehmen, nicht aber, dass sie von dieser Überreizung etwas an das Kind zurückgeben. Die Pflegeperson, im Normalfall noch immer die Mutter, muss daher auf eine Unterstützung (durch den Partner) vertrauen können, eine Unterstützung, die das Ungleichgewicht an positiven und negativen Erfahrungen ausgleichen kann. Denn für sich allein ist die Rolle der Pflegeperson nicht so geartet, dass sie positive Verstärkungen gewärtigen würde, meint Patterson.

Da in unserer Gesellschaft die Bürde der Pflege- und Betreuungsrolle für Kinder den Frauen zufällt, sind dort, wo der Erziehungsprozess scheitert, wo m.a.W. ein Zwangsprozess in Gang gekommen ist, die Opfer dieses Scheiterns im wesentlichen die Mütter. Die Isolation und das Alleinsein

---

[18] Die Tatsache, dass aggressive Kinder sozial isolierte Kinder sind, ist empirisch recht gut belegt (vgl. Patterson et al. 1989).

der Mütter, vor allem im Prozess der frühkindlichen Erziehung, ist denn auch ein immer wieder festgestellter Tatbestand, der gerade im Falle von Kindesmisshandlung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Kindesmisshandlung ist ja - ganz im Unterschied zu anderen Gewaltsdelikten - ein Phänomen, das bei Frauen und Männern etwa gleich häufig beobachtet wird. Dabei dürften die Mechanismen des Zwangsprozesses, wie sie Patterson untersucht hat, bei der Entstehung von Kindesmisshandlung eine wesentlichen Rolle spielen.

Auf die besondere Belastung der Mütter verweist wohl auch die Tatsache, dass sich in verschiedenen (amerikanischen) Untersuchungen Frauen in ihrer Ehe als unglücklicher bezeichnen als Männer. Dabei nimmt Patterson an, dass die Situation der Frauen bedingt ist durch die höhere Rate aversiver Ereignisse, der Mütter im Vergleich zu Vätern aufgrund ihrer Rolle in unserer Gesellschaft ausgesetzt sind. Das gilt besonders für den Altersabschnitt von der Geburt bis ca. 6 Jahren der Kinder, wo denn auch der von Müttern berichtete Stress am grössten ist.

Entscheidend für die Entstehung von Kindesmisshandlungen ist offenbar, dass die hohe aversive Stimulation durch das frühkindliche Verhalten nicht abgebaut werden kann, dass also m.a.W. der Sozialisationsprozess nicht gelingt bzw. nicht in Gang kommt. Statt Abbau der aversiven Stimulation findet eine Transformation in aggressives Verhalten statt, was für die Bezugspersonen des Kindes das Scheitern ihrer erzieherischen Bemühungen bedeutet. Das Kind entgleitet der Kontrolle der Eltern. Die Kernthese Pattersons ist, dass das aggressive Kind im Verlaufe seiner "Sozialisation" in hohem Mass eine Geschicklichkeit ausbildet, aversive Ereignisse einzusetzen, um seine unmittelbare Umwelt zu beeinflussen. Das Kind wird zum "Stressor", wie Patterson meint. Und zwar im wesentlichen - weil sie im allgemeinen die Hauptbezugsperson des Kindes ist - für die Mutter. Unabhängig davon, ob sie normale oder Problemkinder haben, beurteilen Mütter eine Reihe von Verhaltensweisen ihrer Kinder als aversiv. (Zur Erläuterung der Verhaltenskategorien in der folgenden Tabelle 4.1 vgl. den Anhang zu diesem Skript, S. 267).

Table 4.1
Status as Aversive Events

	Mean ratings by mothers of:		
	Stealers	Normals	
Child Behavior	OSLC (N = 15)	Jones et al. (1975) (N = 20)	Johnson & Bolstad (1973) (N = 31)
Command Negative	7.5	7.2	1.83
Hit	8.2	7.7	1.07
Dependency	4.9	7.2	—
High Rate	7.1	7.5	1.31
Noncomply	8.1	8.1	1.28
Tease	6.9	7.9	1.20
Yell	7.1	7.9	1.54
Disapproval	5.3	5.8	1.87
Ignore	7.3	8.3	1.37
No Response	—	6.2	—
Whine	6.3	7.8	1.06
Negativism	6.8	7.2	1.69
Cry	7.1	5.8	1.96
Humiliate	6.4	8.0	—
Destructive	8.2	8.5	1.20
Command	3.2	5.6	2.30

Eine gewisse Bestätigung für die Belastung durch kindliches Verhalten geben Untersuchungen über die Zufriedenheit von Eltern. Es ist relativ gut bekannt, dass die Geburt des ersten Kindes eine Partnerschaft oft einer starken Belastung aussetzt. Die Zufriedenheit geht meist zurück und dauert oft an, bis die Kinder erwachsen sind. Obwohl darüber nicht ohne weiteres gesprochen wird, scheinen Eltern mit ihrer Situation zufriedener zu sein, nachdem ihre Kinder "ausgeflogen" sind; am geringsten scheint die Zufriedenheit während der frühen Kindheit des Nachwuchses zu sein.

Wenn also Dollard und seine Mitarbeiter darauf aufmerksam gemacht haben, wie frustrierend das Aufwachsen als Kind in einer Gesellschaft wie den USA ist, dann betont Patterson die andere Seite der Medaille: die Seite der Eltern, deren Situation unter den aversiven Reizen ihrer Kinder ebenfalls nicht zu beneiden ist. Diese aversiven Reize scheinen für sich genommen harmlos zu sein, doch in der Perspektive von Patterson sollten sie nicht als harmlos betrachtet werden. Denn aus solchen "Harmlosigkeiten" kann u.U. ein Zwangsprozess entstehen. Alles mag harmlos beginnen. Die Ereignisse am Anfang des eskalierenden Zwangsprozesses mögen trivial sein, und es fehlt ihnen jede Dramatik. Patterson spricht vom familiären Zwangsprozess, der sich bewegt mit der Langsamkeit eines Gletschers, ein Prozess, der aus Ereignissen besteht, die kaum beachtet werden, da sie so unbedeutend scheinen. Doch die einzelnen, je für sich unbedeutenden Ereignisse können sich kumulieren und in eine Situation münden, die beherrscht wird von Zwang, Aggression und Gewalt.

Positive Verstärkung von aggressivem Verhalten

Wie sieht nun die Argumentation von Patterson im einzelnen aus? Betonen wir nochmals, dass der Ansatz von Patterson interaktionistisch ist. Was im Vordergrund steht, ist die Betrachtung dessen, was zwischen den Personen, die in einer Interaktion aufeinander bezogen sind, geschieht. Das heisst, dass es kaum möglich ist, den Interaktionsprozess so aufzuschlüsseln, dass das Verhalten der einen Person als Ursache des Verhaltens der anderen Person erscheint. Da sich die Personen gegenseitig verstärken, sind sie immer "Täter" und "Opfer" zugleich. Das Kind wird zum Opfer des Verhaltens von Mutter oder Vater; zugleich erscheinen Mutter und Vater als Opfer des Verhaltens des Kindes. Im Zwangsprozess der Familie spielt jedes Familienmitglied die doppelte Rolle desjenigen, der das Verhalten des anderen ändert, und desjenigen, der durch das Verhalten anderer verändert wird. Wobei dies natürlich nicht nur im negativen Fall von Zwangsprozessen gilt, sondern auch im positiven Fall von konstruktiven familiären Interaktionen.

Wie aber kann ein solcher positiver oder negativer Interaktionsprozess untersucht werden? Patterson tut dies, indem er die Interaktion zwischen zwei Personen in eine Abfolge bedingter Wahrscheinlichkeiten aufschlüsselt. Gegeben ein bestimmtes Verhalten des Kindes, was ist die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Verhaltens von Mutter Vater? Wenn das Kind jammert, was ist die Wahrscheinlichkeit, dass es getröstet wird? Um solche bedingten Wahrscheinlichkeiten berechnen zu können, muss das Interaktionsverhalten von Eltern und Kind über längere Zeit hinweg beobachtet werden. Dann wird man feststellen können, dass in soundso vielen Fällen das kindliche Jammern vom Bemühen der Eltern gefolgt wird, das Kind zu trösten. In soundso vielen anderen Fällen wird auf das Jammern des Kindes ein anderes Verhalten folgen. Diese Zahlen ermöglichen schliesslich die Berechnung der Wahrscheinlichkeit, dass elterliches Trösten auf kindliches Weinen folgt.

Man kann nun die Einheiten der Analyse erweitern. Und es ist dies, was Patterson im wesentlichen getan hat. Nicht nur die Sequenz kindliches Verhalten-elterliches Verhalten steht zur Diskussion, sondern auch die Frage, welches kindliche Verhalten folgt als weitere Einheit auf diese Interaktionssequenz? Wenn das Kind jammert *und* die Mutter nimmt es in ihre Arme, wie gross ist dann die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind weiterhin jammert? Auf diese Weise lassen sich Verhaltenssequenzen aufreihen wie Perlen auf einer Kette.

Versuchen wir, die Analysestrategie von Patterson noch etwas zu verdeutlichen. Wenn wir nach bedingten Wahrscheinlichkeiten fragen, dann können wir die Konstellation, die wir untersuchen, folgendermassen darstellen.

Es gibt einen Reiz (Stimulus), und es gibt eine Reaktion (Response). Wir suchen nach der Wahrscheinlichkeit der Reaktion unter Bedingung des Stimulus: p(R/S). Patterson verwendet anstelle von Reiz bzw. Stimulus den Begriff des Antezedens, um darauf hinzuweisen, dass der Reiz der Reaktion vorausgeht: $p(R_j/A_i)$. Der Antezedens geht der Reaktion unmittelbar voraus.

Nun geht es bei einer operanten Verhaltensanalyse nicht in ersten Linie um die Abfolge Reiz → Reaktion, sondern um die Konsequenzen, die einer Reaktion folgen. Operantes Verhalten wird nicht vom Stimulus kontrolliert, der dem Verhalten vorausgeht, sondern von der Verstärkung, die auf das Verhalten folgt. Wenn wir die Wirkung von Verstärkungen untersuchen wollen, dann brauchen wir einen weiteren Faktor, nämlich eine Variable, die die Verstärkung symbolisiert. Die Sequenz, die wir untersuchen wollen, ist - so haben wir es bei Skinner gesehen: $S_d \rightarrow R \rightarrow S_r$. Bei Patterson heisst diese Sequenz: $A_i \rightarrow R_j \rightarrow S+$. Der Effekt von S+, dem Verstärker, besteht darin, die Wahrscheinlichkeit $p (R_j/A_i)$ zu erhöhen.

Dazu ein Beispiel. Eine Untersuchung zeigt, dass zwischen dem Jammern der Schwester und dem Hänseln des Bruders eine Beziehung besteht:

A_i: Jammern der Schwester

Rj: Hänseln des Bruders

p (Hänseln/Jammern).

Nehmen wir an, wir haben zwei Tage lang das Verhalten von Bruder und Schwester beobachtet und dabei eine Vielzahl von Interaktionen zwischen den Geschwistern registriert. In unseren Beobachtungsdaten zeigt sich, dass 100mal das Verhalten der Schwester als "Jammern" kodiert wurde, und 12mal folgte auf das Jammern der Schwester ein Hänseln des Bruders. Das ergibt eine Wahrscheinlichkeit p(12/100) = .12. Nehmen wir nun weiter an, dass auf das Hänseln des Bruders die Schwester zu Schreien beginnt. Die vollständige Sequenz ist also:

Jammern (A_i) → Hänseln (R_j) → Schreien (S).

Allerdings stellen wir diese Sequenz anfänglich nicht in jedem Fall fest. Nur gelegentlich beginnt die Schwester zu schreien, wenn sie vom Bruder gehänselt wird. Nach einer Woche aber, während der wir das Verhalten der Geschwister systematisch beobachtet haben, hat sich die bedingte Wahrscheinlichkeit verändert. Nun haben wir 50mal die Schwester jammern gesehen, und dabei folgte in 20 Fällen ein Hänseln des Bruders. Der p-Wert ist nun (20/50) = .40. Diese Erhöhung der bedingten Wahrscheinlichkeit - so nehmen wir an - ist die Folge der Verstärkung durch das Schreien der Schwester. Wir nehmen dies an, weil wir nur so feststellen können, ob im

konkreten Fall ein Verstärker wirksam war oder ist. Da sich die Wahrscheinlichkeit der Sequenz Jammern → Hänseln über die Zeit hinweg erhöht hat, *und* da dem Hänseln in vermehrtem Masse Schreien der Schwester gefolgt ist, nehmen wir an, dass das Schreien als Verstärker fungiert hat, der dazu führte, dass die Sequenz Jammern → Hänseln gehäuft auftritt. Ich komme auf die begrifflichen Probleme des Verstärkungsbegriffs gleich zurück.

Wesentlich am Ansatz von Patterson - worin er sich auch von Skinner unterscheidet - ist, dass er das Verstärkerkonzept in Beziehung bringt mit einer funktionalen Relation zwischen einem antezedenten Reiz und einer darauf folgenden Reaktion. Verstärkt wird nach Patterson immer ein zweistelliges Glied von Reiz *und* Reaktion, während Skinner nur von der Verstärkung einer (operanten) Reaktion gesprochen hat. Das hat im wesentlichen damit zu tun, dass Skinner praktisch ausschliesslich im Labor gearbeitet hat, das heisst künstliche Umwelten geschaffen hat - wie die Skinner-Box -, in der er seine Tiere unter maximal kontrollierten Bedingungen untersuchen konnte. In der alltäglichen sozialen Interaktion dagegen - so jedenfalls meint Patterson - werden die Reaktionen eines Individuums nicht nur von anderen Individuen verstärkt, sondern auch ausgelöst. Im eben diskutierten Beispiel löst das Jammern der Schwester das Hänseln des Bruders aus, und diese Sequenz wird dann durch das Schreien der Schwester verstärkt. Die Schwester ist sowohl antezedenter Reiz als auch Verstärkung für das Verhalten des Bruders.

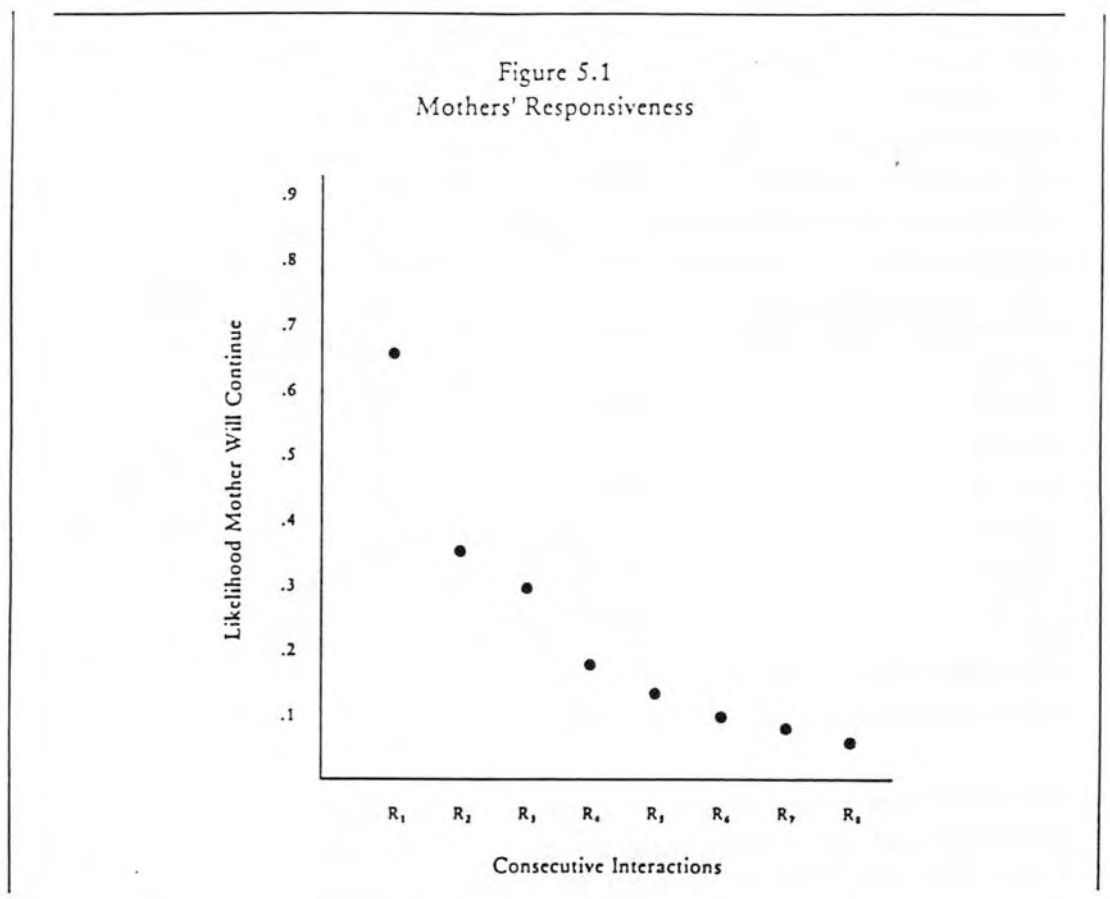
Was aber ist überhaupt ein Verstärker? Ich komme auf das begriffliche Problem des Konzeptes der Verstärkung zurück. Ich habe festgestellt, dass das Schreien der Schwester als Verstärker fungierte, weil nach einer gewissen Zeit der Abfolge von Jammern → Hänseln → Schreien die bedingte Wahrscheinlichkeit von (Hänseln/Jammern) angestiegen ist. Das begriffliche Problem liegt darin, dass es keine Möglichkeit gibt, einen Verstärker zu identifizieren, unabhängig vom Verhalten, das er verstärkt. Darin liegt der radikal behavioristische Gehalt dieses Begriffs. Während bei Thorndike Verhalten "effektiv" ist, wenn es ein Bedürfnis reduziert, macht Skinner keine Aussagen über Motivationen, also "innere" Zustände eines Lebewesens. Deshalb gilt, dass im Prinzip jeder Reiz als Verstärker auftreten kann. Folglich kann ein Verstärker empirisch nur aufgrund seiner verstärkenden Wirkung identifiziert werden. Logisch gesehen, liegt damit eine Tautologie bzw. ein Zirkelschluss vor. Methodisch ergibt sich die Notwendigkeit, Verhalten zu beobachten und erst aufgrund solcher Verhaltensbeobachtung zu schliessen, welche Reize im konkreten Fall als Verstärker wirken. Eine A-priori-Liste aufzustellen, in der verzeichnet wäre, welche Reize für welches Lebewesen verstärkend sind, ist theoretisch ausgeschlossen. Das heisst allerdings nicht, dass empirisch nicht trotzdem mög-

lich ist, aufgrund von Erfahrungen beispielsweise mit menschlichem Verhalten Hypothesen darüber aufzustellen, was im konkreten Fall bei einem konkreten Menschen als Verstärker wirken kann.

In diesem Sinne verweist Patterson auf Alfred Adler, der vor Jahren feststellte, dass ein Grossteil, wenn nicht das meiste "gestörte" Verhalten von Kindern das Ergebnis eines pervertierten Geltungsstrebens ist. Das Geltungsstreben des Kindes, so meint Patterson, sei verstärkt und in seiner Wirksamkeit bekräftigt worden, und zwar dadurch, dass Eltern und andere Erziehungspersonen positiv darauf eingegangen sind. Wenn wir etwas allgemeiner argumentieren, dann können wir sagen, dass es Kindern oft darum geht, die Aufmerksamkeit und Zuwendung ihrer Eltern oder von Erwachsenen generell zu erwecken und zu erhalten. Wir können daher vermuten, dass kindliches Verhalten oft durch Zuwendung von Aufmerksamkeit verstärkt wird. Zwar können wir das nicht endgültig und generell festhalten, aufgrund von Erfahrungen im Umgang mit Kindern ist es aber eine naheliegende Hypothese anzunehmen, dass Zuwendung bei Kindern als Verstärker wirkt.

Halten wir trotzdem nochmals fest, dass die Frage, was im konkreten Fall als Verstärker wirkt, empirisch abzuklären ist. Es kann durchaus sein, dass ein Verhalten, das wir als negativ etikettieren, für die Person, die davon betroffen wird, positive Wirksamkeit hat. So kann nicht zwingend davon ausgegangen werden, dass körperliche Züchtigung in jedem Fall als aversiver Reiz fungiert. Strafe kann unter Umständen zum Hinweis darauf werden, dass man sich richtig verhält. Ein Beispiel von Neal Miller mag dies illustrieren. Miller setzte Ratten in ein Labyrinth und liess sie den Weg zur Futterstelle lernen. Sobald sie mit dem Fressen begannen, erhielten sie einen elektrischen Schock, der von Versuch zu Versuch gesteigert wurde. Die Ratten hörten mit dem Fressen nicht auf, im Gegensatz zu anderen Ratten, die diesem Lernprozess nicht ausgesetzt wurden. Miller meint, die Ratten hätten gelernt, die elektrischen Schocks als Hinweis auf Futter zu verstehen, das heisst die physische Strafe positiv dahingehend zu deuten, als seien sie "auf dem rechten Weg". Das Experiment ist natürlich nur beschränkt auf menschliche Verhältnisse übertragbar. Es vermag trotzdem zu zeigen, dass Reize, die wir a priori als negativ einschätzen, unter Umständen für die davon Betroffenen eine positive Bedeutung haben können. Schon leichter nachvollziehbar dürfte der Fall sein, wo auf Strafe Zuwendung folgt, etwa dort, wo eine Erziehungsperson sich ihres strafenden Verhaltens reuig wird oder gar Schuldgefühle entwickelt, die durch eine Art "Wiedergutmachung" ausgeglichen werden sollen. Wer auf diese Weise straft, indem er der Strafe Zuwendung folgen lässt, bewirkt etwas Ähnliches wie im Falle der am Futtertrog geschockten Ratten von Miller: Er macht aus der Strafe einen Hinweis auf einen erwünschten emotionalen Zustand.

Im Zusammenhang mit seiner Diskussion des Verstärkungskonzepts und mit Blick auf die Zuwendung als einer möglichen allgemein wirksamen Form von Verstärkung kommt Patterson zu einigen recht irritierenden Einsichten. Er meint, dass Erwachsene kein besonderes Interesse an der Interaktion mit Kindern zeigten. Vor allem verlören sie relativ rasch das Interesse am Umgang mit kleinen Kindern. Dabei verweist er auf eine Studie von Barker und Mitarbeitern aus dem Jahre 1962. Es zeigte sich dabei, dass 89% aller Interaktionen mit Kindern weniger als eine Minute dauerten. Nach diesen kurzen Episoden der Zuwendung zum Kind beschäftigten sich die Erwachsenen wieder mit sich selbst. Eigene Daten von Patterson scheinen den episodenartigen Charakter der Eltern-Kind-Interaktion zu bestätigen. Dabei wurden in dem bereits diskutierten Sinne bedingte Wahrscheinlichkeiten zwischen dem prosozialen Verhalten eines Kindes und dem darauf bezogenen prosozialen Verhalten der Mutter berechnet. Die Analyse wurde bis zum achten Glied der Interaktion ausgeführt. Das Resultat zeigt die folgende Abbildung:



Ausgehend von einer prosozialen Reaktion des Kindes, besteht eine Wahrscheinlichkeit von .65, dass die Mutter mit dem Kind innerhalb der näch-

sten 6 Sekunden (prosozial) interagiert. Haben zwei Austauschsequenzen stattgefunden, ist die bedingte Wahrscheinlichkeit noch .35, dass die Mutter die Interaktion mit dem Kind fortsetzt. Bereits nach 18 Sekunden ist die Wahrscheinlichkeit für die Fortsetzung des Interaktionsprozesses schon sehr tief.

Diese Daten verweisen darauf, dass es für das Kind in etwa ab dem vierten Interaktionsintervall notwendig wird, die Aufmerksamkeit der Mutter zurückzugewinnen. Dementsprechend wahrscheinlich ist es, dass das Kind an dieser Stelle im Interaktionsablauf zum Zwecke der Aufmerksamkeitszurückgewinnung aversive Mittel einsetzt, wie zum Beispiel schreien oder schlagen. Da sich die Zuwendung zum Kind episodenhaft gestaltet, gerät das Kind, das eine Interaktionssequenz weiterführen möchte, gegen Ende jeder Episode unter Druck, etwas dafür zu tun, dass die Interaktion mit der Mutter nicht abbricht. Ein effektives Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, ist zweifellos, aversiv zu reagieren.

Es spielt m.E. keine Rolle, ob dieses Ergebnis von Patterson allgemeingültig ist oder nicht. Es gibt Eltern und Erwachsene , die - aus welchen Gründen auch immer - ein geringes Interesse an der Interaktion mit Kindern haben. Es ist plausibel anzunehmen, dass Kinder unter solchen Umständen grosse Anstrengungen unternehmen, um die Aufmerksamkeit ihrer Bezugspersonen zurückzugewinnen. Sofern sie dabei über keine oder nur wenig positive Mittel verfügen, ist es naheliegend, dass sie ihre negativen Möglichkeiten nutzen, das heisst aggressives bzw. aversives Verhalten einsetzen.

Dass das Mittel wirkt, zeigt eine Reihe von Untersuchungen. Reagieren Kinder aggressiv, ist das Resultat seitens der Umwelt oft Zuwendung. Eine Untersuchung von Mitarbeitern Pattersons zeigt das folgende Ergebnis:

Table 5.3
Positive Payoffs for Coercive Child Behaviors: Normal Sample
(from Johnson, Wahl, Martin, & Johanssen, 1973, pp. 44-45)

Coercive behavior[1]	Rate per minute	Percent positive consequences[2]	Percent negative consequences	Number children emitting behavior
1. Destructiveness	.0013	17.6%	35.2%	6
2. Physical negative	.0167	34.5	53.0	21
3. Command negative	.0126	38.2	57.8	16
4. Smart talk	.0080	51.5	39.0	13
5. Command	.1204	61.1	35.8	32
6. High rate behavior	.0644	21.6	6.5	25
7. Negativism	.0061	43.1	39.2	13
8. Tease	.0110	41.7	38.2	13
9. Yell	.0410	55.8	21.8	24

[1]Only behaviors evidenced by four or more subjects were included, e.g., only two showed Temper Tantrums.
[2]These percentages will not total 100% because neutral reactions were not analyzed here.

Reprinted with permission from "How deviant is the normal child: A behavioral analysis of the preschool child and his family." In R.D. Rubin, J.P. Brady, & J.D. Henderson, editors, *Advances in Behavior Therapy*. Copyright 1973 by Academic Press, Inc.

"Command" war die am häufigsten beobachtete Kategorie aversiven kindlichen Verhaltens (.12). Rund 62% dieses Verhaltenstyps erhielt eine positive Reaktion von Familienmitgliedern. Es gibt einige Verhaltensweisen, auf die wird eher negativ, andere, auf die wird eher positiv reagiert. Insgesamt erstaunt aber die Häufigkeit, mit der auf unerwünschtes (aversives) Verhalten eines Kindes positive Konsequenzen folgen. Selbst in normalen Familien sind - wie die Tabelle zeigt - die sozialen Konsequenzen auf aversives kindliches Verhalten in 47 - 65% der Fälle positiv. Man kann damit sagen, dass, vom Standpunkt des Kindes aus, Aggressionen bzw. aversives Verhalten effektiv ist. Geht es darum, Aufmerksamkeit zu erwecken, ist eine der sichersten Methoden, sein Ziel zu erreichen, aversiv zu sein.

Dies ist eine Feststellung, die natürlich nicht nur für Kinder gilt. Auch Jugendliche und Erwachsene vermögen wirksam auf sich aufmerksam zu machen, wenn sie aggressiv sind. Selten kümmert man sich in der Öffentlichkeit mehr um Jugendliche als zu Zeiten von Jugendunruhen. Darin liegt eine wohl triviale Wahrheit über das Phänomen Aggression und Gewalt. Wer aggressiv oder gewalttätig ist, der findet oft nicht Ablehnung und Zurückweisung, sondern Verständnis und Zuwendung. Damit aber wird - nach dem Prinzip der operanten Konditionierung - sein Verhalten verstärkt und seine Aggression möglicherweise gefördert. Allerdings können wir auch dies nicht a priori sagen. Ohne eine genaue Analyse der Verstärkungskontingenzen ist nicht auszumachen, ob Konsequenzen auf ein Verhalten, die wir als positiv wahrnehmen, tatsächlich auch verstärkend sind.

Im übrigen gilt der Mechanismus der Zuwendung auf unerwünschtes Verhalten für eine Reihe weiterer Verhaltensweisen auch. So ist recht gut be-

kannt, dass auch depressives Verhalten oft auf Zuwendung stösst und dadurch statt abgebaut verstärkt wird. Depressive zeigen oft Verhaltensexzesse wie Klagen, Leidensbekundungen, Selbsterniedrigung, Flucht- und Meideverhalten. Diese Verhaltensweisen werden von der sozialen Umwelt meist als appellativ empfunden. Das Verhalten findet die Aufmerksamkeit der Umwelt, da es moralische Gefühle weckt. Dadurch wird es verstärkt. Mitleid und Zuwendung beenden den aversiven Zustand, was dazu führt, dass die Verhaltensexzesse statt zu verschwinden vermehrt auftreten. Das appellative Verhalten erweist sich als "effektiver" als konstruktives Verhalten. Beobachtungen der familiären Interaktion von Depressiven zeigen, dass die Angehörigen am häufigsten auf *depressives* Verhalten reagieren, während sie nicht-depressives Verhalten nahezu übersehen. Der Depressive scheint für das wenige konstruktive prosoziale Verhalten, das er zeigt, nicht verstärkt zu werden, wodurch dessen Auftretenswahrscheinlichkeit (weiter) zurückgeht. Wir haben einen doppelten Prozess der Verstärkung des depressiven und der Löschung des nicht-depressiven Verhaltens.

Etwas Ähnliches scheint für den Fall aggressiven Verhaltens, wie es in Familien auftritt, zu gelten. Auch dabei wird das aggressive Verhalten verstärkt, und das nicht-aggressive gelöscht. Patterson stellte bei seinen klinischen Kontakten mit Familien antisozialer Kinder schon früh fest, dass die Eltern den Kindern kaum positive Zuwendung schenken. Sie verwenden wenig Verstärker für prosoziales Verhalten. Ferner "übersehen" sie häufig konstruktives Verhalten und setzen soziale Verstärker eher nicht-kontingent ein. Oft scheinen sie auch der Meinung zu sein, dass Kinder angemessenes Verhalten "aus Liebe" zeigen müssten, weswegen ein Lob oder eine Anerkennung "überflüssig" seien. Lob wird reserviert für "olympisches Leistungsniveau" und dann vielfach durch Kritik eingeschränkt (vgl. Patterson 1982, p. 225). Auch Studien anderer Forscher zeigen, dass Mütter von Problemkindern signifikant mehr Aufmerksamkeit und andere positive Konsequenzen auf Verhalten folgen lassen, das abweichend ist. Im Effekt wird das prosoziale Verhalten dieser Kinder nicht unterstützt. Es fehlen ihnen soziale Fertigkeiten. Wie im Falle depressiver Kinder wird bei aggressiven Kindern das abweichende Verhalten verstärkt und das sozialkonstruktive Verhalten gelöscht.

Halten wir fest, dass gemäss Patterson aggressives Verhalten dadurch gewohnheitsmässig werden kann, dass es verstärkt wird, das heisst dadurch, dass ihm positive, vom Aggressor gewünschte Konsequenzen folgen. Das Kind schreit, die Mutter wendet sich ihm zu; der Bruder schlägt seine Schwester und erhält das Spielzeug, das ihm verweigert worden ist; der Knabe beschimpft die Mutter und erreicht damit, dass er sein Zimmer nicht aufräumen muss etc. In allen diesen Fällen bewirkt das Verhalten des Opfers - der Mutter bzw. der Schwester - dass die Aggression des Täters ver-

stärkt wird. Das Kind wird künftig noch mehr schreien, der Bruder noch mehr schlagen, der Knabe die Mutter noch mehr beschimpfen. In allen diesen Fällen spricht Patterson von "positiver Verstärkung". Positive Verstärkung geht von einem neutralen Reiz aus: die Mutter fordert das Kind zu einem bestimmten Verhalten auf, zum Beispiel sein Zimmer aufzuräumen; die Schwester spielt mit ihrem Spielzeug etc. Der antezedente Reiz (A_i) ist neutral. Ihm folgt eine aggressive Reaktion, die (positiv) verstärkt wird.

Negative Verstärkung und Aggression

Von der "positiven Verstärkung" unterscheidet Patterson den Fall der "negativen Verstärkung". Diese geht von einem aversiven Reiz aus. Verstärkungen können grundsätzlich in zwei Formen auftreten, als positive und als negative Verstärker. Ein positiver Verstärker ist ein Reiz, der die Auftretenswahrscheinlichkeit einer Verhaltensweise erhöht, wenn er zur Situation *hinzutritt* (zum Beispiel Zuwendung). Ein negativer Verstärker ist ein Reiz, der die Auftretenswahrscheinlichkeit einer Verhaltensweise erhöht, wenn er von der Situation *weggenommen* wird (zum Beispiel Befreiung eines Lebewesens von Lärmeinwirkung). Damit ergeben sich vier Arten von operanter Konditionierung:

	Hinzufügen	Wegnehmen
Angenehm	positive Verstärkung	Bestrafung (Extinktion)
Unangenehm	Bestrafung	negative Verstärkung

Folgendes gilt es zu beachten: Strafe ist nicht negative Verstärkung (wie oftmals fälschlicherweise angenommen wird), sondern die Darbietung eines aversiven (unangenehmen) Stimulus oder der Entzug eines angenehmen Reizes. Die Beendigung einer Strafe ist eine Form von negativer Verstärkung. Der Entzug einer positiven Verstärkung ist eine Form von Strafe (zum Beispiel Entzug von Freiheit im Gefängnis).

Die Sequenz der negativen Verstärkung geht im Falle von aggressivem Verhalten von einem aversiven antezedenten Reiz (A_i) aus. Dieser aversive Reiz löst eine Gegenattacke aus, die beendigt wird durch eine neutrale oder positive Reaktion der ersten Person. Was dabei verstärkt wird, ist die be-

dingte Wahrscheinlichkeit zwischen dem aversiven antezedenten Reiz und der Gegenattacke. Zum Beispiel kann eine Sequenz negativer Verstärkung damit beginnen, dass die Mutter das Kind schilt. Darin liegt ein aversiver Reiz für das Kind. Dementsprechend reagiert das Kind mit Jammern als Gegenreaktion auf die Schelte: p(Jammern/Schelte). Nun reagiert die Mutter ihrerseits, indem sie auf das Kind eingeht, mit ihm spricht und es vielleicht sogar tröstet. Wir haben die Sequenz:

Schelten (A_i) → Jammern (R_j) → Reden.

Der Effekt ist, dass das Kind aufhört zu jammern. Das aber bedeutet, dass die Sequenz Schelten der Mutter → Jammern des Kindes verstärkt worden ist. Durch ihre Zuwendung hat die Mutter die bedingte Wahrscheinlichkeit zwischen ihrer Schelte und dem Jammern des Kindes verändert, das heisst die Beziehung wurde gefestigt. Andererseits hat das Kind dadurch, dass es aufgehört hat zu Jammern, die bedingte Wahrscheinlichkeit zwischen seinem Gejammer und der Zuwendung der Mutter verstärkt.

Anders und etwas genauer formuliert: Das Kind wird für sein Jammern negativ verstärkt, indem es erreicht hat, dass die Mutter ihr Schelten beendet. Es ist zu erwarten, dass es in Zukunft in ähnlicher Situation ebenfalls jammern wird. Die Mutter wird für ihr Nachgeben ebenfalls negativ verstärkt, indem sie erreicht hat, dass das Kind zu jammern aufhört. Auch sie dürfte sich in Zukunft bei ähnlicher Gelegenheit in gleicher Weise verhalten. Beide Teilnehmer an dieser Sequenz, Mutter sowohl wie Kind, verhalten sich so, dass sie ihre kurzfristigen Gewinne maximieren. Das Kind beendet die Schelte der Mutter, die Mutter beendet das Gejammer des Kindes. Beide scheinen erfolgreich zu sein. Dabei missachten sie aber die *Langzeiteffekte* ihres Verhaltens. Die Mutter ist zwar das Gejammer des Kindes los, doch hat sie unwillentlich dafür gesorgt, dass das Kind in Zukunft in solchen und ähnlichen Situationen häufiger jammern wird. Die Diskrepanz zwischen Kurz- und Langzeitwirkung scheint ein wesentlicher Grund dafür zu sein, dass Eltern aggressiver Kinder nicht verstehen, was in der Beziehung zu ihrem Kind überhaupt abläuft. Sie sind sich der langfristigen Wirkungen ihres Verhaltens auf das Kind nicht bewusst, da sie allein die kurzfristigen Effekte zu beachten vermögen. Opfer dieser Konstellation sind letztlich die Eltern, insbesondere die Mütter, da sie sich zugunsten des kurzfristigen Friedens den langfristigen Krieg mit dem Kind einhandeln. Patterson meint, dass es den meisten antisozialen Kindern gelungen ist, ihre Eltern auf diese Weise zu trainieren. Man könnte also sagen, dass die eigentlich effektiven Sozialisatoren in solchen Familien nicht die Eltern, sondern die Kinder sind.

Die Wirksamkeit der negativen Verstärkung wurzelt in der Unannehmlichkeit aversiver Reize. Zu einem bestimmten Verhalten aufgefordert zu wer-

den, kann für ein Kind (genauso für einen Erwachsenen) unangenehm sein. Wenn es dann zum Gegenangriff übergeht und sich Mutter oder Vater mit allen Mitteln widersetzt, dann sind auch die Eltern in die Situation aversiver Reizung geraten. Die Frage ist nun, wer als erster nachgibt. Tatsache ist, dass in Familien antisozialer Kinder die Eltern - im allgemeinen die Mütter - als erste nachgeben. Damit sind sie in eine "Verstärkungsfalle" (Patterson) geraten, die darin besteht, dass sie zwar kurzfristig der aversiven Situation entkommen sind, langfristig aber dazu beigetragen haben, dass aversive Interaktionen mit dem Kind häufiger auftreten werden.

Ein zentraler Punkt im Mechanismus der Entstehung antisozialen Verhaltens ist somit die Unfähigkeit oder Unwilligkeit der Eltern, über die jeweils momentane Situation der Beziehung zum Kind hinauszudenken. Dass *Kinder* Gefangene der jeweiligen Situation sind, ist nicht mehr als normal. Dass aber Eltern sich genauso situativ verhalten, muss pädagogisch als defizitär gewertet werden. Die Vermittlung der Zukunft mit der Gegenwart ist einer der zentralen Ansprüche, die eine Erziehungstheorie an Eltern und Lehrer richtet. Zwar soll die Gegenwart des Kindes, wie Schleiermacher meinte, nicht seiner Zukunft geopfert werden, doch ist das Umgekehrte genauso falsch. Wer als Erzieher *nicht* in die Zukunft zu blicken vermag, der hat seine Funktion missverstanden. Er ist ungeeignet für die Erziehung von Kindern. In diesem Sinne scheinen Eltern antisozialer Kinder erzieherisch ungeeignet zu sein. Sie benehmen sich "kindisch", insofern sie sich von ihren momentanen Bedürfnissen und Stimmungen leiten lassen, nicht aber die Konsequenzen ihres Verhaltens für die Zukunft ihrer Beziehung zum Kind bedenken.

Aufgrund seiner klinischen Erfahrungen mit Ein-Eltern-Familien meint Patterson, dass es dabei oft nicht ersichtlich sei, wer das Kind und wer der Elternteil ist. Alle tragen sie Levi-Jeans und alle liegen sie krumm in ihren Sitzen. Klinisch gesprochen, sind überhaupt keine Eltern vorhanden. Der Elternteil ist selbst ein Geschwister bzw. hat sich seiner Elternrolle entledigt (s. Cartoon auf der folgenden Seite). In einem von 10 Fällen, die ans Oregon Social Learning Center überwiesen werden, handelt es sich um eine solche Konstellation. Die Mutter versucht sich als Freundin der Kinder. Damit kann sie der disziplinierenden Funktion der Elternrolle ausweichen. Die Konstellation kann offensichtlich auch bei Nach-Scheidungs-Familien beobachtet werden, wo Mütter zu alleinerziehenden Eltern werden. Sie ist aber keineswegs auf Ein-Eltern-Familien beschränkt. Auch vollständige Familien können von einer Nivellierung des Generationenunterschieds gezeichnet sein.

Illustration #4: The Parent-Sibling

Das Phänomen ist im übrigen recht gut bekannt aus der Literatur zu Kindesmisshandlung. Man spricht dort - noch etwas weitergehend - von "Rollenumkehr". Damit ist gemeint, dass die Rollen von Vater bzw. Mutter und Kind vertauscht sind: Mutter oder Vater erwarten von ihren Kindern, umsorgt zu werden, nicht umgekehrt. Dahinter steht oft ein emotionales Defizit, das die Eltern in ihrer Kindheit erlitten haben und das sie nun glauben, von ihren eigenen Kindern ausgeglichen zu bekommen. Auch wenn der Partner seine Zuwendung verweigert oder wenn ein Partner fehlt, kann Rollenumkehr im Verhältnis zu den Kindern beobachtet werden.

Natürlich ist es auch denkbar, dass Eltern, die ihre Elternfunktion nicht ausüben und ihre Elternrolle verweigern, an einem *Informationsdefizit* leiden. Vielleicht wissen sie ganz einfach nicht, dass sie mit ihrem situativ bestimmten Verhalten Wirkungen erzielen, die erst in der Zukunft manifest werden. Weil sie nicht verstehen, wie Verhalten verändert werden kann, setzen sie für ihre Kinder auch keine Ziele. Wer glaubt, dass er keine Kontrolle über Ereignisse seiner Umwelt hat, der hat wenig Anlass, sich für langfristige Ziele der Kindererziehung einzusetzen. Also zieht er es vor, in der Gegenwart zu leben. Die Folge aber ist, dass er sich kaum erzieherisch

verhalten wird. Darin dürfte er schliesslich verstärkt werden, wenn er sieht, dass er tatsächlich keine Kontrolle mehr über das Kind hat und ihm dieses auch emotional fremd wird.

Fassen wir kurz zusammen: Weshalb ist die negative Verstärkung von Verhalten so wirksam? Die Antwort liegt im Grundsatz darin, dass das künftige Problemkind lernt, dass es mit seinem aversiven bzw. aggressiven Verhalten erfolgreich ist, dass m.a.W. dieses Verhalten wirksam ist, um unliebsames Verhalten anderer Familienmitglieder zu unterbinden. Das Kind macht wiederholt die Erfahrung, dass es sich durchsetzen kann. Es gelingt ihm nicht nur, die Appelle und Forderungen oder auch die Unmutsäusserungen der Mutter abzustellen (dies entspricht dem Mechanismus der negativen Verstärkung); darüber hinaus hat sein Verhalten oft auch den Effekt, dass sich die Mutter dem Kind zuwendet und mit ihm spricht (dies entspricht dem Mechanismus der positiven Verstärkung). Eine aversive Verhaltensweise kann sich dadurch doppelt auszahlen: Sie führt nicht nur zur Entfernung eines aversiven Reizes, sondern zusätzlich zum Erhalt einer positiven Verstärkung. Damit überlagern sich beide Formen der operanten Konditionierung. Patterson betont denn auch, dass aggressives Verhalten durch positive *und* durch negative Verstärkung aufrechterhalten wird. Da die Mütter letztendlich oft genug nachgeben, werden die Kinder im Durchhalten ihres hochaversiven Verhaltens ausgesprochen ausdauernd.

Wie wir nun zu sehen vermögen, liegt im Moment der "negativen Verstärkung" der eigentliche Kern der "Zwangstheorie" von Patterson. Der Zwang im "coercion process" liegt in der Manipulation aversiver Reize zum Zweck der Kontrolle des Verhaltens anderer. Die "coercion theory" beruht auf einem Set von Aussagen über Schmerz-Kontroll-Techniken ("pain-control-techniques"), die ein oder zwei Mitglieder einer Dyade anwenden. Es geht darum, wie man Schmerzen (allgemein: aversive Reize) einsetzt, um das Verhalten anderer zu kontrollieren. Patterson verwendet - wie bereits einmal erwähnt - den Ausdruck "pain-control" als Synonym für "coercion". Mit "Zwangsprozess" sind somit Interaktionen gemeint, die in ihrem Ablauf durch den Austausch negativer, das heisst aversiver Reize bestimmt sind. Dieser Prozess der Kontrolle-durch-Schmerzen ("control-by-pain") wird "coercion process" genannt.

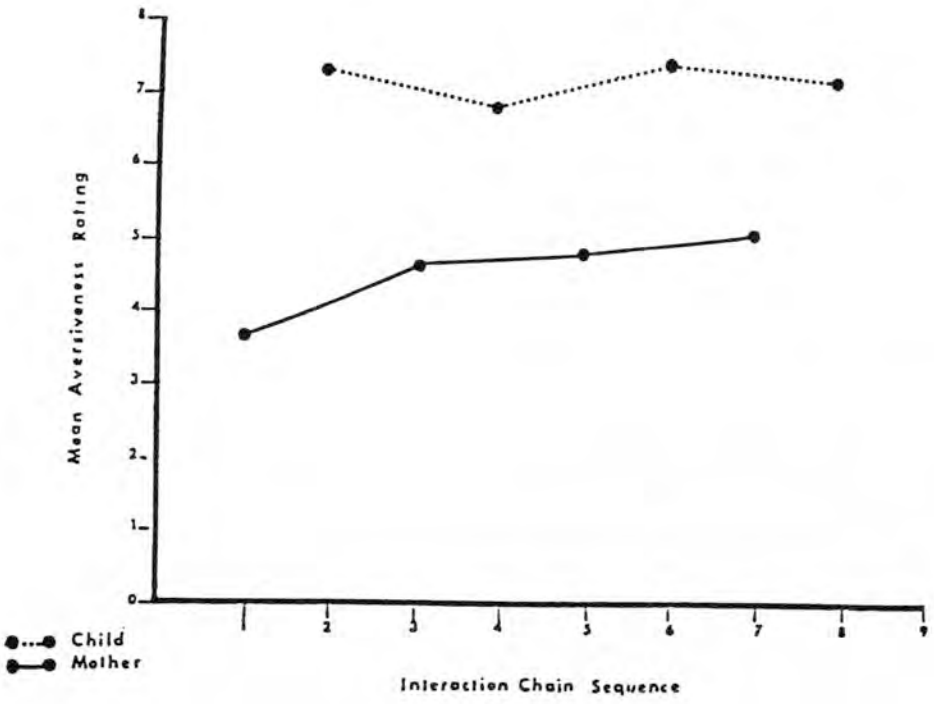
Tragische Eskalationen

Die Prozessualität des Zwangsprozesses wird dadurch bestärkt, dass sozialen Interaktionen eine Norm der Reziprozität unterliegt: "Eine Hand wäscht die andere", "Wie du mir, so ich dir" etc. Diese Norm wird im Falle von negativen Austauschprozessen zur "negativen Reziprozität": "Aug' und Aug', Zahn um Zahn". Was man einsteckt, zahlt man zurück. Kinder lernen

schon früh reziprokes Verhalten. Die vorsprachlichen Dialoge, wie sie beispielsweise Jerome Bruner untersucht hat, beruhen auf dem Prinzip des Rollentauschs: Was die Mutter tut, tut anschliessend das Kind und umgekehrt. Allerdings beruhen diese Interaktionen - zum Beispiel beim Spielen oder beim gemeinsamen Betrachten eines Bilderbuches - auf positiver Reziprozität: Lächeln führt zu Lächeln, Vokalisieren zu Vokalisieren etc. Dieses "Turn-Taking" ist eine wesentliche Basis für den späteren Spracherwerb.

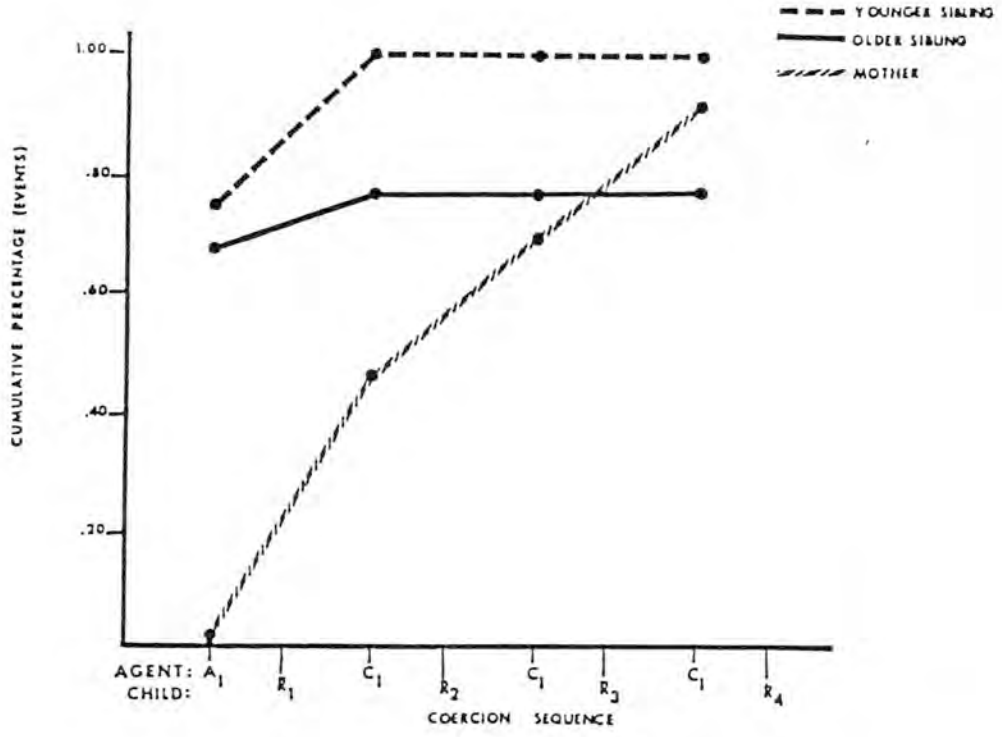
Interessanterweise zeigt sich, dass in Problemfamilien der Prozess des reziproken Rollenwechsels gestört ist. Statt Dialoge werden Monologe geführt, positive Botschaften werden nicht erwidert, zumindest nicht mit positiven Rückmeldungen. Mehr noch, in Familien mit aggressiven Kindern scheint die Norm der Reziprozität im wesentlichen negativ zu funktionieren. Ein aversives Verhalten wird mit einem aversiven Verhalten beantwortet, einem Angriff folgt ein Gegenangriff etc. Das bedeutet auch, dass bei Intensivierung aversiver Reaktionen praktisch in Sekundenschnelle eine Eskalation stattfindet, da die Gegenreaktion ebenfalls intensiver ausgeführt wird. Dabei zeigt sich in den Untersuchungen von Patterson, dass Mütter diese Eskalation weit zögernder mitmachen als beispielsweise Geschwister. Die Interaktionen des Problemkindes sowohl mit jüngeren als auch mit älteren Geschwistern sind so charakterisiert, dass die Reaktion des Problemkindes durchwegs von höherer Intensität ist als das Verhalten der Geschwister. Die Eskalation der Interaktion zwischen Geschwistern ist immer so beschaffen, dass das Problemkind in der Intensität seines aversiven Verhaltens über der Intensität des Verhaltens des Geschwisters liegt und zwar bis zum Abbruch der Interaktionssequenz. Die Folge ist, dass das Problemkind praktisch durchwegs als "Sieger" aus solchen Interaktionen hervorgeht.

Fatal ist die Situation für Mütter, weil sich in der Interaktion von Mutter und Problemkind praktisch dasselbe Muster zeigt. Der Unterschied ist lediglich der, dass die Mütter mit einer relativ geringen Rate aversiven Verhaltens in die Interaktion einsteigen - oder, wie Patterson meint, sogar neutral einsteigen -, das Problemkind aber sofort mit höchster Intensität aversiv reagiert.



Changes in aversiveness for mother and deviant child.

Die Mutter wird zur Eskalation gezwungen, doch erreicht auch sie kaum je das Niveau an Aversivität des Problemkindes. Das heisst, die Mutter versucht, der negativen Reziprozität entgegenzuwirken. Allerdings gelingt ihr dies nicht wirklich, da sie die Aggressionen des Problemkindes nicht zu stoppen vermag. Der Effekt ist dann der folgende:



Point in sequence when family agents initiated their first aversive behavior.

Dargestellt ist eine wohl alltägliche familiäre Situation: Das ältere Geschwister provoziert das jüngere Geschwister (vermutlich das Problemkind), die Mutter versucht zu schlichten, und zwar mit nicht-aversiven Mitteln (Zureden, Auffordern, Ermahnen etc.), jedoch ohne Erfolg. In relativ kurzer Zeit eskaliert die Interaktion zu einer hohen Intensität der aversiven Auseinandersetzung zwischen der Mutter und den beiden Kindern. Dabei erreichen weder die Mutter noch das zweite Kind die Intensität der Reaktion des Problemkindes. Und darin liegt, lerntheoretisch gesehen, das Problem dieser Konstellation. Bei der schnellen Eskalation zu hochintensiven aversiven Interaktionen gibt eine Person nach und beendet den Austausch, und das ist im allgemeinen die erwachsene Person. Durch dieses Nachgeben verstärkt sie aber unwillentlich das Interaktionsmuster. Der Mechanismus der negativen Verstärkung kommt ins Spiel und führt dazu, dass das Problemkind das nächste Mal mit einer noch höheren Intensität aversiven Verhaltens reagieren wird.

In dieser quasi-mechanischen Dynamik aversiver Interaktionen liegt eine grosse Tragik. Sie besteht darin, dass das Opfer des Zwangsprozesses dazu beiträgt, seine Opferrolle zu verfestigen. Die Reaktion des Opfers ist der Grund, weshalb der Aggressor von seinem Verhalten nicht ablässt, sondern damit weiterfährt. Das Opfer verstärkt ungewollt die Bereitschaft des Täters, sich weiterhin aggressiv zu verhalten. Fatal an der Dynamik des Zwangsprozesses ist, dass das Problemkind mit einer dermassen hohen Intensität reagiert, dass es praktisch immer "Sieger" bleibt, in der Interaktion mit den Geschwistern genauso wie in der Interaktion mit Mutter oder Vater. Wobei in den Untersuchungen von Patterson ganz klar zum Ausdruck kommt, dass die eigentlichen Opfer die Mütter sind. 1980 veröffentlichte Patterson eine Arbeit mit dem Titel "Mothers - The Unacknowledged Victims" ("Mütter: Die nicht-erkannten Opfer"). Darin heisst es, dass die Unfähigkeit einer Mutter, ihr Kind oder ihre Kinder zu kontrollieren, zum Zusammenbruch der ganzen Familie führen und sowohl ihre eigene Aggressivitätsrate erhöhen als auch ihre Gefühle der Verzweiflung und des geringen Selbstwerts verstärken könne. Wir haben gesehen, wie Mütter das aversive Verhalten von Kindern sowohl positiv wie negativ verstärken können. Als einziges Mittel zur Kontrolle des kindlichen Verhaltens scheint die Mutter ihrerseits nur noch aversive Verhaltensweisen einsetzen zu können: Schreien, Befehlen, Nörgeln, Schelten, Drohen etc. Damit mag sie tatsächlich kurzfristig Erfolg haben, jedoch stumpft das Kind immer mehr ab. Wobei ein wesentlicher Grund für das "Abstumpfen" des Kindes darin liegt, dass die Mutter nicht "durchgreift", das heisst beispielsweise ihren Aufforderungen keinen Nachdruck verleiht oder ihre Strafandrohungen nicht ausführt. Wie Patterson immer wieder bemerkt, sind Eltern anti-

sozialer Kinder äusserst ungeschickt im Strafen. Ihr Strafverhalten ist nicht wirksam. Wir werden darauf zurückkommen.

Zur Abstumpfung des Kindes gegenüber den aversiven Methoden der Eltern kommt dazu, dass das Kind - entsprechend der Norm der negativen Reziprozität - aversives Verhalten immer mehr zurückzahlt. Der Effekt ist, dass die Eltern weiter unter Druck geraten und schliesslich endgültig das Gefühl haben, die Kontrolle über ihr Kind verloren zu haben. Ist der Zwangsprozess einmal so weit eskaliert, ist es wahrscheinlich, dass der am meisten betroffene Elternteil "explodiert" und zuschlägt. Physische Bestrafung des Kindes oder gar Kindesmisshandlung erscheinen in der Perspektive der "coercion theory" als Ergebnis eines Prozesses, in den Eltern und Kind gleichermassen verstrickt sind. Nicht die physischen Strafen der Eltern verursachen die Aggressivität des Kindes, sondern eher umgekehrt: Die sich zunehmend verfestigende Aggressivität des Kindes führt zur Misshandlungsbereitschaft der Eltern. Diese Feststellung ist von eminent therapeutischer Bedeutung. Auch darauf werde ich noch zurückkommen.

Ich habe davon gesprochen, dass dem Zwangsprozess eine gewisse Tragik innewohnt. Diese Tragik wird noch deutlicher, wenn wir das eben Gesagte etwas anders formulieren. Tragisch am Prozess der negativen Verstärkung ist, dass er aus ursprünglich nicht-aggressiven Menschen Aggressoren macht. Viele der Eltern, die Patterson und seine Forschungsgruppe untersucht oder behandelt haben, sind freundliche, nicht-aggressive Menschen. Sie sehen sich selber als auch ihre Kinder unter dem Einfluss von Kräften jenseits ihrer Kontrolle. Sie schlagen ihr Kind aus Verzweiflung und empfinden oft starke Schuldgefühle ihrer Tätlichkeiten wegen. Per definitionem sind Mütter, die ihre Kinder schlagen, aggressiv, jedoch werden die meisten dieser Mütter sagen, dass sie noch nie einen anderen Menschen physisch angegriffen haben. Die Aggression gegenüber dem Kind ist die Folge eines Kontrollverlusts. Ihre Reaktion wurzelt in Gefühlen der Ohnmacht.

Familien, die an dem Punkt gelangt sind, wo die Aggressivität des Kindes nicht mehr kontrolliert werden kann und wo die Eltern als ultima ratio nur mehr die Anwendung von Gewalt sehen, sind zerrüttet. Die Eltern glauben, ihr Kind sei beherrscht von einem bösen Geist, was sie eher einen Exorzisten als einen Psychologen rufen lässt. Ihr Kind erscheint ihnen in einem immer negativeren Licht. Irgendwann nennen sie es "böse" und "verdorben". Die elterlichen Gefühle werden überschwemmt von Ärger und Wut.

Ärger ist offensichtlich ein weitverbreitetes Gefühl in Familien mit antisozialen Kindern. Und zwar sowohl seitens der Eltern wie seitens der Kinder. Vor allem die Mütter erscheinen gemäss den Beobachtungen von Patterson als sehr verärgert im Umgang mit ihren Problemkindern. Was den For-

schern der Patterson-Gruppe ebenfalls auffiel, war die Tendenz der Eltern, ihren Kindern böse Absichten zu unterstellen. Diese Kombination von Ärgerreaktion und Attribution von böser Absicht scheint eine wichtige Rolle zu spielen bei der Entstehung von Kindesmisshandlung. Was die elterliche Wut am meisten zu schüren scheint, ist die Erfahrung, dass das Kind auf die elterlichen Kontrollversuche überhaupt nicht mehr reagiert. Es ist der Kontrollverlust, der die Eltern zur "Weissglut" treibt und sie gewalttätig reagieren lässt. Irgendwann kommt der Punkt, an dem den Eltern ihr Kind fremd erscheint, und sie entwickeln Gefühle der Ablehnung. Negative Beurteilung und Verärgerung führen dazu, dass das Kind praktisch aufgegeben wird. Jede Auseinandersetzung positiver Art wird eingestellt. Die Folge ist, dass man sich immer mehr gegenseitig zu meiden sucht. Bei der hohen Rate von aversiver Kontrolle, die von allen Beteiligten eingesetzt wird, lernt man schliesslich, einander auszuweichen.

Gelernte Hilflosigkeit

Gefühlsmässig geraten Eltern aggressiver Kinder in einen Zustand der Hilflosigkeit, Ängstlichkeit und Depressivität. Ihre Situation ist vergleichbar dem Zustand der gelernten Hilflosigkeit, wie er von Martin Seligman beschrieben und experimentell untersucht worden ist. Patterson verweist mehrfach auf die Untersuchungen von Seligman. Bei seiner Diskussion der Situation von Müttern aggressiver Kinder vergleicht er deren Schicksal mit demjenigen der von Seligman untersuchten Lebewesen. Ich möchte Ihnen die Untersuchungen von Seligman kurz vorstellen, um diesen Vergleich nachvollziehbar zu machen.

Seligman experimentierte mit Hunden, die in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt waren, und verabreichte ihnen Elektroschocks. Ein Teil der Hunde konnte die Schocks durch Drücken eines Plättchens mit der Schnauze beenden, der andere Teil musste die Prozedur wehrlos über sich ergehen lassen. Ein Tag später wurden die Hunde der beiden Versuchsgruppen in einen Käfig gesetzt, aus dem sie durch Überspringen einer Barriere vor Elektroschocks fliehen konnten. Die Elektroschocks wurden im Sinne der klassischen Konditionierung durch das Aufleuchten einer Lampe angekündigt. Es zeigte sich, dass nur jene Hunde auf das Aufleuchten der Lampe hin die Flucht ergriffen, die im ersten Teil des Experiments ihre Situation kontrollieren konnten. Die Hunde der anderen Gruppe zeigten ein eigentümliches Verhalten. Anfangs heulten sie auf, rannten herum, defäkierten und urinierten, sprangen aber nicht über die Barriere. Nach einigen Versuchsdurchgängen legten sie sich winselnd in eine Ecke und erduldeten die Schocks, ohne einen Fluchtversuch zu unternehmen. Selbst wenn sie zufällig auf die andere Seite der Barriere gelangten, lernten sie nicht, dem

Schock zu entkommen, sondern nahmen ihn beim nächsten Versuchsdurchgang wieder hin.

Seligman zog aus seinen Experimenten den Schluss, dass sich Tiere dann hilflos verhalten, wenn sie gelernt haben, über *keine* Reaktion zu verfügen, um aversiven Reizen zu entkommen. Dieses Verhalten lernen sie in Situationen, in denen sie keine Kontrolle ausüben können. Kontrolle ist dann nicht möglich, wenn keine instrumentelle Reaktion verfügbar ist, das heisst wenn die Umweltereignisse unabhängig vom Verhalten des Tieres sind, so dass das Tier diese nicht zu beeinflussen vermag. Kontrolle meint das Ausmass an Verfügen eines Organismus über Verhaltensweisen, die es ihm erlauben, mit situativen Bedingungen so umzugehen, dass sie entsprechend seinen Zielen beeinflusst werden können.

Es ist offensichtlich, dass sich Eltern antisozialer Kinder in einer mit den von Seligman experimentell untersuchten Hunden vergleichbaren Situation befinden. Das Verhalten ihrer Kinder ist ihrer Kontrolle entglitten. Sie sind nicht imstande, ihre Umwelt, insofern sie vom Problemkind repräsentiert wird, zu beeinflussen. Wie die Hunde Seligmans befinden sie sich in einer aversiven Situation, der sie nicht ausweichen können, der sie auch nicht einfach entfliehen können, da sie sich durch ihre Elternrolle noch immer an das Kind gebunden fühlen. Da Seligman die Blockierung des instrumentellen Verhaltens nach Erfahrungen mit unkontrollierbaren Stromschlägen nicht nur an Hunden, sondern auch an Ratten, Fischen, Mäusen und Menschen beobachten konnte, ist es keine blosse Spekulation, wenn der Mechanismus der gelernten Hilflosigkeit auch im Falle von Eltern aggressiver Kinder veranschlagt wird. Seligman vermutet, dass der Zustand der Depression mit dem Phänomen der gelernten Hilflosigkeit vergleichbar ist. Depressive scheinen unter der Kontrolle von Reizen zu stehen, denen sie sich ausgeliefert fühlen. Man kann davon ausgehen, dass sie in früheren Situationen gelernt haben, ihr Verhalten sei wirkungslos, um aversiven Reizen zu entkommen. So etwa, wenn sie als Säuglinge nicht in der Lage waren, durch Schreien eine fürsorgliche Reaktion auszulösen. Ihre Hilflosigkeit hat sich in Hoffnungslosigkeit und in den Glauben, "nichts machen zu können" verwandelt.

Solche depressiven Gefühle finden sich offensichtlich bei Eltern antisozialer, aggressiver Kinder. Befragungen von Müttern, die sich ihrer Kinder wegen an Beratungsstellen wandten, zeigen, dass sie oft verwirrt, ängstlich und deprimiert sind. Auch Eltern von aggressiven Kindern, die zur Behandlung überwiesen wurden, berichteten, sie fühlten sich hilflos, ängstlich und deprimiert. Eine Reihe von Studien zeigt auch, dass Mütter aggressiver Kinder ein negatives Selbstbild und ein reduziertes Selbstwertgefühl haben.

Die Interpretation seiner Daten mit Hilfe der Theorie von Seligman führt Patterson dazu, die gängige Deutung der Ursachen von kindlichem Problemverhalten umzudrehen. Die Tatsache, dass Mütter von Problemkindern oft von Depressionen und Ängsten berichten, gilt im allgemeinen als Hinweis darauf, dass die Probleme der Mütter die Probleme der Kinder verursachen. Doch gemäss Patterson ist die Depressivität der Mütter nicht die Ursache des Problemverhaltens der Kinder, sondern umgekehrt werden die Mütter depressiv, weil sie mit dem Problemverhalten der Kinder nicht zurechtkommen. Auch die Zurückweisung des Kindes durch die Eltern ist nicht die Ursache seiner Aggressivität, sondern eher deren Folge. Ursache des Übels ist letzten Endes allerdings die Unfähigkeit der Eltern, ihre erzieherische Funktion wahrzunehmen. Die Eltern sind das Opfer einer Verstärkungsfalle, die sie sich selbst gestellt haben.

So gesehen ist Kindesmisshandlung das Ergebnis eines Eskalationsprozesses, in dem der Täter bzw. die Täterin die Kontrolle über die Situation verloren hat, falls er bzw. sie sie überhaupt jemals besessen haben sollte. Und bei diesem Eskalationsprozess hat das Kind genauso Anteil wie die erwachsene Person. Offensichtlich ist es dem Kind gelungen, die Kontrolle der Beziehung zu den Eltern an sich zu reissen, das heisst die Eltern so zu "manipulieren", dass sie sich als Spielball des Verhaltens des Kindes empfinden. Diese Vorstellung mag unserer intuitiven Auffassung über das Eltern-Kind-Verhältnis nicht entgegenkommen. Und trotzdem macht es Sinn, sich zu fragen, wer in den frühkindlichen Phasen der Entwicklung mehr Kontrolle über den anderen ausübt, die Eltern über das Kind oder das Kind über die Eltern. Auch unter normalen Bedingungen ändert sich das Verhalten von Eltern oft dramatisch, wenn ein Kind da ist. Das Kind schreit, es muss gefüttert und versorgt werden, und dabei ist es oft das Kind, das seine Eltern auf Trab hält und nicht umgekehrt. Wo es daher den Eltern nicht gelingt, Eigenständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber dem Kind zurückzugewinnen, da ist zumindest plausibel, dass das Gefühl des Kontrollverlusts destruktive Konsequenzen haben kann.

Insgesamt kann die Position von Patterson als Beispiel einer systemischen Perspektive auf das Problem Kindesmisshandlung verstanden werden. Nicht die Persönlichkeit des Täters bzw. der Täterin, auch nicht irgendwelche klinisch-psychiatrischen Symptome, erklären Kindesmisshandlung, sondern ein komplexes soziales Geschehen, an dem Täter und Opfer gleichermassen beteiligt sind. Auch wenn der Ansatz von Patterson behavioristisch ist und damit gewisse Einseitigkeiten aufweist, ist er - seiner interaktionistischen Grundlage wegen - den inidivualistischen Ansätzen gegenüber überlegen.

Bestrafung von Aggression

Ein wichtiges Thema des Erklärungsansatzes von Patterson für aggressives Verhalten haben wir bisher erst gestreift, nämlich die Frage der Bestrafung. Wir müssen darauf nun etwas eingehender zu sprechen kommen. Das 6. Kapitel des Buches "Coercive Familiy Process" beginnt mit dem Satz: "Wenn man mir erlauben würde, nur ein Konzept für das Training von Eltern antisozialer Kinder auszuwählen, dann würde ich sie lehren, wirksamer zu strafen." Was er in seinen Forschungsarbeiten gefunden habe, sei, dass Eltern, die das aggressive Verhalten ihrer Kinder zu bestrafen versuchten, die Situation nur noch verschlimmert hätten. Der Grund liegt im wesentlichen darin, dass Eltern antisozialer Problemkinder Strafe lediglich androhen, aber nicht ausführen. Ihre Drohungen bleiben leere Worte, denen keine Taten folgen. Das Kind wird sich dessen bewusst und reagiert bald einmal auf das aversive Verbalverhalten der Eltern mit Gegenangriffen. Im Sinne der klassischen Konditionierung könnte man sagen, dass die Androhung von Strafe für das Kind nicht wirklich Strafe *bedeutet*, da die Drohung nie mit wirklicher Strafe in Verbindung steht. Die Androhung von Strafe hat den Status von leerem Geschwätz und Nörgeln, das vom Kind nicht ernst genommen wird. Es scheint, als wollten die Eltern das aggressive Verhalten des Kindes nicht wirklich unterbinden, eventuell aus Konfliktscheu oder aus Angst vor einer Konfrontation mit dem Kind.

Wenn Eltern von aggressiven Kindern falsch strafen, worin besteht dann richtiges Strafen? Zunächst einmal sollte kindliches Fehlverhalten kontingent bestraft werden. "Kontingent" wird ein Verhalten genannt, das unmittelbar auf ein anderes Verhalten folgt. Ein Kind sollte also dann bestraft werden, wenn es eine Verfehlung begangen hat und nicht irgendwann später, denn nach einiger Zeit wird es sich des Anlasses der Bestrafung nicht mehr bewusst sein. Strafendes Verhalten der Eltern soll kontingent auf das Fehlverhalten des Kindes folgen. Diese Art von Strafverhalten zeigen Eltern antisozialer Kinder offenbar nicht. Wenn antisoziale Kinder trotzdem häufig bestraft und auch geschlagen werden, dann nichtkontingent auf ihr Fehlverhalten, sondern in dem Moment, wo die Eltern die Geduld verlieren und "blind" zuschlagen. Tatsächlich werden antisoziale Kinder von ihren Eltern häufig bestraft, aber aus dem Affekt heraus und damit lerntheoretisch gesehen ineffektiv.

Wir haben gesehen, dass aversives Verhalten kurzfristig effektiv ist. Und das gilt auch für das Strafverhalten von Eltern aggressiver Kinder. Patterson und seine Mitarbeiter stellten fest, dass solche Eltern oft körperlich strafen. Tatsache ist auch, dass körperliche Strafen höchst wirksam sind. Ein Kind zu schlagen funktioniert. Es stoppt unerwünschtes kindliches Verhalten, jedenfalls für eine gewisse Zeit. Das zeigen auch empirische Studien. Wenn wir von den Nebenwirkungen und den langfristigen Wir-

kungen absehen, dann müssen wir einräumen, dass körperliche Bestrafung eine effektive Methode ist, um unerwünschtes Verhalten zu unterbinden. Während die Verhaltensformung durch *Verstärkung* oft Hunderte von Versuchen notwendig macht, kann eine einzige Bestrafung ausreichen, um ein bestimmtes Verhalten total zu unterdrücken. Kein Wunder also, dass die Methode der Bestrafung so häufig angewandt wird. Patterson schreibt, das wirksamste Mittel unserer Kultur, um das Auftreten von Verhalten zu ändern, sei, auf ein unerwünschtes Verhalten ein aversives Ereignis folgen zu lassen. Und das gilt auch für Eltern. Eltern verstehen das Prinzip der Strafe im allgemeinen weit besser als das Prinzip der positiven Verstärkung. Da Veränderungen, die durch positive Verstärkung zustandekommen, im allgemeinen so viel Zeit brauchen, der Effekt einer Strafe jedoch unmittelbar evident ist, haben Erzieher ganz allgemein Mühe zu verstehen, weshalb und wie durch Verstärkung Verhalten beeinflusst werden kann.

So gesehen kann es eigentlich nicht erstaunen, wenn in empirischen Untersuchungen immer wieder eine hohe Bereitschaft von Eltern ausgemacht wird, ihre Kinder zu schlagen. Was die Schweiz anbelangt, habe ich zu Beginn dieser Vorlesung einige Zahlen genannt. Patterson zitiert eine amerikanische Studie, in der Gewalt von einer Mehrheit als nützliches Mittel, um erwünschte Veränderungen herbeizuführen oder unerwünschte zu kontrollieren, betrachtet wird. Auch ein Blick in die Geschichte - gerade auch der Kindererziehung - kann zeigen, wie verbreitet das Vertrauen der Erziehungsverantwortlichen auf körperliche Strafe als Erziehungsmethode ist.

Nun zeigt jedoch die psychologische Forschung, dass insbesondere körperliche Strafen ungünstige Langzeitwirkungen haben. Vier solche Wirkungen lassen sich leicht aufzeigen. Erstens wird ein Fluchtverhalten provoziert. Nicht nur der Strafe wird ausgewichen, sondern auch der Person, die straft, und schliesslich wird auch die Institution, in der die strafende Person tätig ist, gemieden. Strafe provoziert also ein Vermeidungsverhalten. Zweitens liefert der körperlich strafende Erwachsene dem bestraften Kind ein Beispiel für aggressives Verhalten. Dadurch entsteht eine paradoxe Situation: Ziel und Methode des Strafverhaltens widersprechen sich. Das Ziel, Aggression zu unterbinden, wird mittels Anwendung von Aggression (körperliche Strafe) zu erreichen versucht. Zu erwarten ist, dass das Kind das Beispiel des Erwachsenen übernimmt und seinerseits Schwächeren gegenüber Aggression als Methode anwendet. Drittens kann selbst eine schmerzhafte körperliche Strafe bei sozial deprivierten Kindern eine positive Verstärkungsfunktion haben. Wir haben diesen Fall bereits einmal angesprochen. Wenn das Kind auf andere Weise keine Zuwendung erhält oder wenn es nach verabreichter Strafe Zuwendung erhält, dann wird die Strafe zum positiven Ereignis, nämlich zum Hinweis auf emotionale Zuwendung. Schliesslich noch ein vierter Einwand gegen körperliche Strafen:

Die Wirkung von Strafe liegt ausschliesslich in der Unterdrückung des unerwünschten Verhaltens. Sie ist kein Beitrag zur Unterstützung des erwünschten Verhaltens. Nun gilt dieser Einwand aber letztlich für jede Form von Strafe. Es kann dabei auch nicht um ein grundsätzliches Argument gegen die Strafe gehen. Man kann damit nur darauf aufmerksam machen, dass, wenn gestraft wird, es zusätzlich absolut erforderlich ist, jenes Verhalten zu fördern, das erwünscht ist und an die Stelle des bestraften Verhaltens treten soll.

Was nun Patterson anbelangt, so ist er der Meinung, dass physische Strafen vermieden werden sollten und dass die sinnvollste Form von Strafe das "Time Out" ist. Erinnern wir uns daran, dass Strafe im Rahmen des Paradigmas der operanten Konditionierung in zwei Formen vorkommen kann: als Darbietung aversiver Reize und als Entzug positiver Reize. Wenn wir nicht aversiv bzw. nicht physisch strafen wollen, dann legt es sich nahe, durch Entzug von positiven Reizen zu strafen. Das "Time Out" ("Aus-Zeit") ist eine solche Form von nicht-aggressiver Strafe. Sie besteht darin, dass ein Kind, das sich fehlverhalten hat, für eine kurze Zeit "stillgestellt" wird, das heisst es wird aus dem aktuellen Interaktionskontext ausgeschlossen. Dabei muss allerdings davon ausgegangen werden können, dass das Kind weiss, worin sein Vergehen besteht, dass es also die Regeln kennt, die in dem aktuellen Kontext Gültigkeit haben, zum Beispiel die Hausordnung in der Familie oder in der Schule. Time Out besteht darin, dass das Kind, das eine Regel verletzt hat, angehalten wird, und zwar im Moment der Regelverletzung bzw. unmittelbar danach, dass es an die Regel erinnert wird und dann zur Strafe beispielsweise für fünf Minuten den Interaktionskontext verlassen muss. Diese Methode scheint zumindest für Kinder zwischen drei und zwölf Jahren zu funktionieren. Sie entspricht der alten schulischen Praxis, jemanden vor die Türe zu stellen. Dabei darf allerdings nicht passieren, was ich einmal erlebt habe, als ich an einer Privatschule in der Stadt Zürich unterrichtete, dass nämlich der Schulleiter durch die Gänge patroulliert und Schülern, die er vor den Klassenzimmern antrifft, Ohrfeigen verteilt. Das Time Out darf nicht ängstigend sein. Verfehlt wäre es auch, das Kind an einen dunklen Ort zu verbannen, etwa in den Keller oder dergleichen. Es geht allein darum, das Kind für eine gewisse Zeit aus dem aktuellen Interaktionskontext zu entfernen, so dass es "zur Besinnung" kommen kann. Für ältere Kinder, meint Patterson, könnten zusätzliche Hausarbeiten oder Verlust von Privilegien als Ersatz für Time Out fungieren.

Patterson räumt ein, dass auch die Praxis des Time Out (genauso der Entzug von Privilegien) aversiv ist. Die Frage stellt sich daher, ob Strafe nicht generell aggressionsfördernd ist. Pattersons Antwort ist, dass die von ihm empfohlenen Praktiken zwar aversiv sind, aber nicht aggressiv oder ge-

walttätig. Des weiteren verweist er auf empirische Studien, die zeigen, dass diese Methoden nicht zu vermehrter Aggression führen, sondern aggressives Verhalten einzudämmen vermögen. Patterson meint daher, dass wir Eltern und Lehrer "trainieren" sollten anzuerkennen, dass Bestrafung für ein Kind keine schlechte Sache sei - solange jedenfalls nicht, wie sie richtig praktiziert wird. Ich denke, dass Patterson im Falle von antisozialem, gewalttätigem Verhaltens wohl recht hat. Es braucht jemanden, der die Kinder im Falle abweichenden, unerwünschten und untolerierbaren Verhaltens zur Rede stellt und sie damit konfrontiert, dass es nicht angeht, seine Ziele mit Gewalt erreichen zu wollen.

Patterson betont mit Nachdruck, dass aggressives, antisoziales Verhalten durch blosse Extinktion (Löschung), das heisst durch den blossen Entzug von Verstärkung, nicht eliminiert werden kann. Auch die Unterstützung und Formung prosozialen Verhaltens, das anstelle des antisozialen Verhaltens treten soll, genügt als Strategie gegen Aggressionen nicht. Extremes antisoziales Verhalten muss bestraft werden, um geändert zu werden.

Modifikation aggressiven Verhaltens

Mit diesen Ausführungen bewegen wir uns bereits im Bereich der Empfehlungen zur Eindämmung aggressiven Verhaltens, wie sie aus Pattersons Ansatz folgen. Der lerntheoretische operante Ansatz, wie er von Patterson vertreten wird, beinhaltet eine soziale Erklärung von Aggression. Die Entstehung und Aufrechterhaltung aggressiven Verhaltens wird aus den sozialen Interaktionen heraus begriffen, in denen sich Täter und Opfer befinden. Um zu verstehen, weshalb sich ein Kind aggressiv benimmt, muss man untersuchen, wie andere auf sein Verhalten reagieren. Verstärkungen *folgen* auf die Äusserung eines Verhaltens. Damit ist der Ausgangspunkt für Massnahmen gegen aggressives Verhalten eine Sequenz sozialer Interaktionen zwischen dem Aggressor und seiner sozialen Umwelt. Im Prinzip geht es beim Treffen von Massnahmen gegen Aggressionen darum, die funktionalen Beziehungen zwischen dem aggressiven Verhalten einer Person und den das Verhalten kontrollierenden Reizen ihrer Umwelt zu durchbrechen.

Trotz allem interaktionistischen Denken geht Patterson davon aus, dass eine Veränderung auf Seiten der Erwachsenen anzusetzen hat. "If our society has antisocial children, it is the adults who are responsible." Die Eltern erlauben es, dass solches Verhalten auftritt, also sind die Eltern so zu verändern, dass das antisoziale Verhalten der Kinder nicht mehr auftreten kann. Dabei sind es in erster Linie Defizite im Bereich von "child management skills" - wir würden wohl sagen: Defizite im Bereich erzieherischer Fähigkeiten -, die zur Eskalation des Zwangsprozesses in Familien führen. Insofern faktisch die Mutter die hauptverantwortliche Erziehungsperson ist,

liegt der Fokus des therapeutischen Prozesses "... in the skill with which the mother manages the day-by-day aversive episodes which arise in the normal give-and-take of family interchange."

Das Vorgehen, das Patterson empfiehlt, ist klar verschieden von einem individuum-bezogenen therapeutischen Ansatz. Das situative und interaktionistische Denken der Verstärkungstheorie unterscheidet sich beispielsweise vom Ansatz der Psychoanalyse. Patterson ist deutlich genug in seiner Auffassung. Was geändert werden muss, ist nicht in erster Linie das antisoziale Kind, vielmehr sind es seine Eltern, die geändert werden müssen. Genauer gesagt, ist es die Familie mit ihren Interaktionsstrukturen, die die Aggressivität des Problemkindes erzeugt hat und auch aktuell aufrechterhält. Es wird daher nie genügen, ein aggressives Kind aus seiner Familie herauszunehmen, in Psychotherapie zu nehmen, eventuell im Rahmen eines therapeutischen Heimes (wie bei Redl und Wineman), um es dann, nach erfolgreicher Therapie, in die Familie zurückzugeben. Wenn nicht die Familie mit verändert wird, hat eine Individualtherapie des Kindes keine nachhaltige Wirkung.

Wo aber muss die Veränderung konkret ansetzen? Entsprechend dem Ansatz der operanten Konditionierung, liegt die Aufmerksamkeit des therapeutischen bzw. korrektiven Handelns im Bereich der Verstärkungen. Das Problem besteht darin, dass die familiären Interaktionen über negative Verstärkung kontrolliert werden, das heisst mittels aversiver Reaktionen, die kurzfristig effektiv, langfristig jedoch ineffektiv sind. Dazu kommt, dass kaum positive Verstärker eingesetzt werden, so dass prosoziale Verhaltensweisen nicht aufgebaut werden. Familien antisozialer Kinder zeichnen sich aus durch strenge und inkonsistente Disziplin, ein geringes Interesse der Eltern am Kind und wenig elterliche Überwachung und Kontrolle der Aktivitäten des Kindes. Patterson bezeichnet im wesentlichen vier Defizite von Familien antisozialer Kinder. Alle vier betreffen die erzieherische Kompetenz der Eltern, die sich als ungenügend erweist.

Als erstes erwähnt Patterson ein letzten Endes kognitives Defizit, das darin besteht, dass Eltern das Verhalten ihrer Kinder nicht angemessen zu klassifizieren vermögen. Das gilt vor allem für Eltern von Kindern, die stehlen. Diese Eltern vermögen das abweichende Verhalten ihres Kindes, also einen Diebstahl, nicht als solches wahrzunehmen. Andere Eltern sind nicht fähig, das nicht-abweichende, konstruktive Verhalten ihres Kindes angemessen zu erkennen. Schliesslich gibt es Eltern, die äusserst strikt auf abweichendes Verhalten reagieren. Patterson stellte fest, dass Eltern *normaler* Kinder das meiste aggressive Verhalten ihrer Kinder ignorieren. Demgegenüber ignorieren Eltern antisozialer Kinder aggressives Verhalten weniger und kritisieren das Kind mehr.

Zu diesem ersten Defizit, das die Wahrnehmung des kindlichen Verhaltens betrifft, gesellt sich ein zweites, das die Reaktion auf das kindliche Verhalten anbelangt. Allgemein gesagt, zeigen Eltern antisozialer Kinder eine Unfähigkeit, kontingent auf deren Verhalten zu reagieren. Dazu gehört, dass die Eltern ihren Kindern wenig positive Verstärkung geben. Dazu gehört auch, dass ihre Strafpraxis - wie wir gesehen haben - inkonsequent und nicht kontingent erfolgt. Wie wir gesehen haben, strafen Eltern aggressiver Kinder falsch.

Ein drittes Defizit liegt in der hohen Rate aversiver Reaktionen in Familien antisozialer Kinder. Dabei zeigt sich eine Auswirkung des ersten Defizits. In Untersuchungen von Patterson wurde festgestellt, dass Mütter antisozialer Kinder oft auch dann aversiv reagieren, wenn sich das Problemkind neutral oder sogar positiv verhält. Offenbar sind die Mütter nicht (mehr) fähig, abweichendes von nicht-abweichendem Verhalten zu unterscheiden und neigen dazu, generalisiert ablehnend zu reagieren.

Schliesslich gibt es noch ein viertes Defizit, das im wesentlichen darin besteht, dass in Familien mit antisozialen Kindern kaum Regeln bestehen, sei es bezüglich des Verhaltens der einzelnen Familienmitglieder, sei es bezüglich gemeinsamer Aktivitäten. Somit ist nicht klar, was erlaubt ist und was nicht, wie ein Tagesablauf strukturiert ist, was die Rechte und Pflichten der Familienmitglieder sind etc.

Zusammengefasst liegen die Defizite der elterlichen Fähigkeiten darin, dass Eltern antisozialer Kinder erstens nicht in der Lage sind, das Verhalten ihrer Kinder angemessen zu kategorisieren, das heisst abweichendes Verhalten richtig zu erkennen, zweitens, dass sie unfähig sind, prosoziales Verhalten positiv zu verstärken und antisoziales Verhalten wirksam zu bestrafen, drittens dass sie sich ihrem Kind gegenüber in einem hohen Masse aversiv verhalten, und viertens, dass sie unfähig sind, Regeln aufzustellen, die einen geordneten Ablauf der familiären Interaktionen garantieren.

Diese Defizite müssen in einer Therapie von Familien mit aggressiven Kinder behoben werden. Allerdings betont Patterson, dass es kaum je genügt, sich ausschliesslich auf "child management skills" abzustützen, da solche Familien zumeist weitere Defizite aufweisen. Der therapeutische Ansatz muss folglich breiter sein und das "Family Management" insgesamt umfassen.

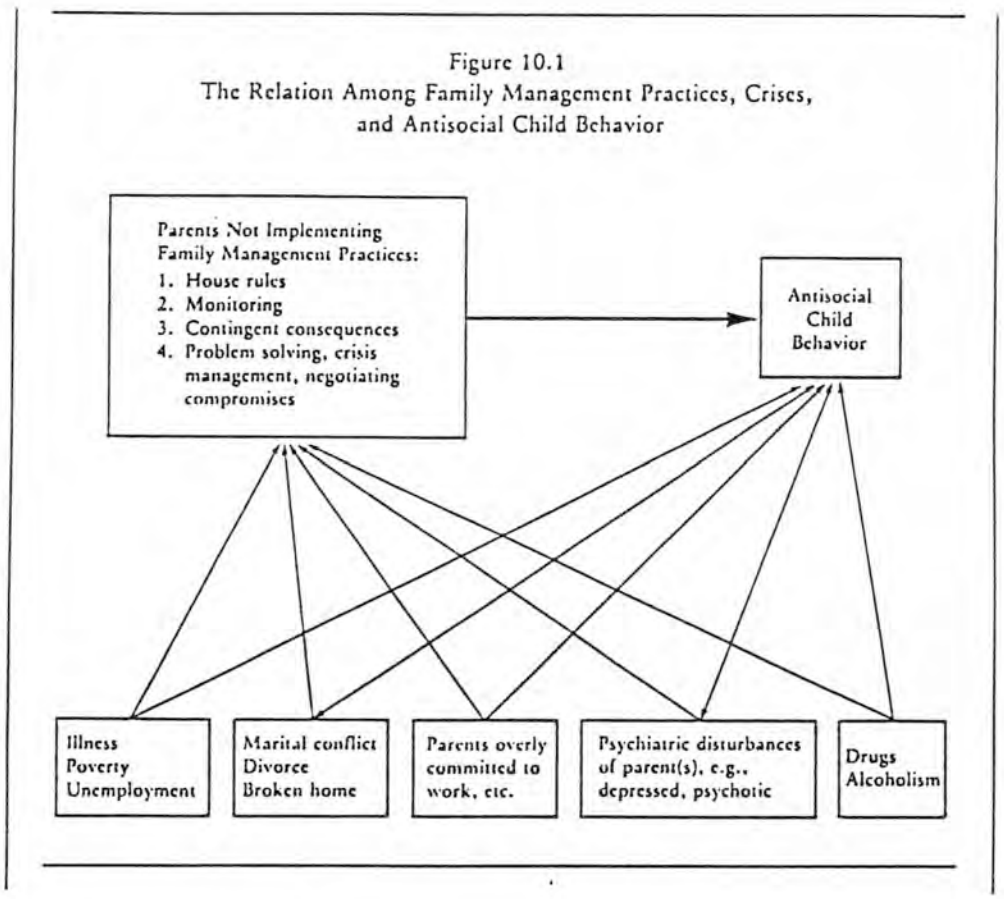
Im Buch "Coercive Family Process" von Patterson findet sich ein Kapitel über "Family Management" (Kapitel 10). Und es ist vielleicht ganz nützlich, kurz zusammenzufassen, was gemäss Patterson zu einem wirksamen Familien-Management gehört. Es gehören dazu:

1) klar formulierte Regeln,

2) elterliches Interesse und Kontrolle des kindlichen Verhaltens,

3) Konsequenzen kontingent auf das Verhalten folgen lassen und,

4) Krisenbewältigung



Die Randbedingungen, die auf der Abbildung unten angefügt sind, können darüber entscheiden, ob im Einzelfall ein Zwangsprozess ausgelöst wird oder nicht. Vor allem dann, wenn familiäre Management-Praktiken nicht oder nur partiell vorhanden sind, ist zu erwarten, dass Krisen, ausgelöst durch Krankheit, Armut, Arbeitlosigkeit, Ehekonflikte, Scheidung, psychische Störungen, Drogen- und Alkoholkonsum, den Erziehungsprozess so beeinträchtigen, dass ein Zwangsprozess zustande kommt. Die Familien-Management-Praktiken vermitteln somit zwischen den traditionellen, globalen Risiko-Faktoren für kindliches Fehlverhalten und den tatsächlich auftretenden kindlichen Aggressionen.

Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Eine kürzlich veröffentlichte Studie des statistischen Bundesamtes in Washington zeigt deutlich, dass *Armut* die Zerrüttung der Familie fördert. Jedes 7. Ehepaar unter der Armutsgrenze hat sich während der zweijährigen Beobachtungszeit der

Studie getrennt, verglichen mit jedem 13. Ehepaar mit höherem Einkommen. Bedenklich ist, dass jedes 5. Kind in den USA und jede 6. Frau arm sind, und 17% aller von einer alleinerziehenden Frau geleiteten Familien in Armut leben - meist als Folge einer Scheidung. "Die Studie des statistischen Bundesamtes veranschaulicht auch den dramatischen Wandel im Gefüge der amerikanischen Familie in den letzten zwanzig Jahren. 1970 wurde nur jede zehnte Familie von einem alleinerziehenden Elternteil geleitet. Heute ist es jede vierte Familie, wobei meist die Mutter das Familienoberhaupt ist. Auf diese veränderten Bedingungen aber hat die Gesellschaft bisher ungenügend reagiert: Alleinerziehende Mütter verdienen in der Regel nicht nur zu wenig, es fehlen auch staatliche Hilfsdienste wie Kinderhorte und Sozialwohnungen" ("Tages Anzeiger" 17.2.1993, S. 64). Dabei darf nicht vergessen werden, dass Armut in den USA ein Rassenproblem ist. Heute leben 34% (1969: 22%) der Schwarzen unter der Armutsgrenze, aber nur 14% der Weissen, nur wenig mehr als 1969. Noch krasser sind die Unterschiede bei den Kindern bis 10 Jahren: Während ebenfalls 34% der schwarzen Kinder in Armut leben, sind es bei den Weissen nur 3% ("Tages Anzeiger" 5.5.1992, S. 5). Das heisst, dass schwarze Kinder in einem ausserordentlich hohen Mass in Familien aufwachsen, die zerrüttet oder vaterlos sind.

Für die Ingangsetzung eines Zwangsprozesses dürfte nicht zuletzt das Verhältnis von Vater und Mutter von Wichtigkeit sein. In seinen Untersuchungen stellte Patterson fest, dass sich die Väter kaum um die Erziehung ihrer Kinder kümmern. Dabei unterscheiden sich Väter in normalen und Väter in Problemfamilien nur wenig voneinander. Das bedeutet, dass im Falle von Problemen die Mütter letztlich die Alleinverantwortlichen sind für die Krisenbewältigung. Patterson meint, dass die am meisten zutreffende Bezeichnung für die Väter diejenige von "Gästen" sei. Sie sind zwar da und geniessen die positiven Seiten des Familienlebens. Wenn es jedoch zu Krisen kommt, entziehen sie sich der Verantwortung. Die Konsequenz ist, dass die "Opfer" des eskalierenden Zwangsprozesses im wesentlichen die Mütter sind. Tatsache ist, dass die negativen Auswirkungen des familiären Zwangsprozesses, wie Gefühle der Angst, Depression, Ärger, Irritation und Hilflosigkeit, ausschliesslich bei den Müttern beobachtet werden, während sich die Väter offenbar in ihrem Selbstwert nicht beeinträchtigen lassen. Die Last, ein abweichendes, aggressives Kind zu haben, tragen allein die Mütter. Ihnen obliegt es, die familiäre Krise zu managen.

Eine Randbedingung, die in der Abbildung nicht aufgeführt ist, die aber ebenfalls dafür verantwortlich sein kann, dass ein Zwangsprozess in Gang kommt, liegt darin, dass sich ein Kind als "schwierig" erweist, sei es aufgrund seines Temperaments, sei es aufgrund anderer Umstände, zum Bei-

spiel weil es eine Frühgeburt war oder behindert ist. In der Literatur zur Kindesmisshandlung werden solche Risikofaktoren auf seiten des Kindes ausführlich diskutiert. Der Beginn eines Zwangsprozesses kann dann im Zusammentreffen eines "schwierigen" Kindes mit Eltern, die über ungenügende elterliche Fähigkeiten verfügen, liegen. In ihren klinischen Kontakten, schreibt Patterson, seien er und seine Mitarbeiter schliesslich oft auch auf Eltern gestossen, die Kinder hatten, aber nicht Eltern sein wollten. Vor allem Eltern stehlender Kinder scheinen nicht gewillt zu sein, die Elternrolle wirklich zu übernehmen.

Soviel zu den Randbedingungen der Beziehung zwischen "Family Management Practices" und antisozialem Verhalten von Kindern. Gehen wir kurz auf die einzelnen Aspekte des Familienmanagements ein.

ad 1) Setzen von Regeln. Das Aufstellen von Hausregeln soll zwar mit den Kindern diskutiert werden, jedoch ist es die Verantwortung der Eltern, dafür zu sorgen, dass solche Regeln aufgestellt werden. Das Fehlen von Hausregeln scheint typisch für Familien mit antisozialen Kindern zu sein. Das gilt zum Beispiel für die Essenszeiten, den Ort, wo gegessen wird, die Frage, wer kocht, was gekocht wird, wer beim Kochen, Tischen und Abwaschen hilft etc. Es gilt auch für das Zubettgehen der Kinder, für das Übernehmen von Hausarbeiten, für die Zeiten gemeinsamer Aktivitäten etc. Was immer die Hausregeln sind, sie setzen Grenzen und bestimmen den Punkt, wo eingegriffen und u.U. bestraft wird, weil das Kind eine Grenze überschritten hat. Für manche Eltern, meint Patterson, sei das Fehlen expliziter Regeln kein Zufall, das sie unangenehmen Konfrontationen mit den Kindern ausweichen wollten.

ad 2) Elterliches Interesse und Kontrolle kindlichen Verhaltens. Grundsätzlich geht es dabei um eine Kenntnis darüber, wo das Kind ist, was es macht, mit wem es sich trifft, wann es nach Hause kommt etc. Wiederum zeigt sich bei der Untersuchung von Familien antisozialer Kinder, dass deren Eltern ein begrenztes Wissen darüber haben, wo ihre Kinder sind, mit wem sie gerade zusammen sind und was sie machen. Interesse und Kontrolle bedeuten auch, sich die Zeit nehmen und überprüfen, ob das Kind seine Pflichten im Haushalt erfüllt, seine Hausaufgaben erledigt etc. Zur Kontrolle gehört auch, dass man sich erkundigt, was das Kind gemacht hat, zum Beispiel in der Schule. "Kontrolle" ist hier allerdings das falsche Wort. Es geht mehr um ein gegenseitiges Interesse der Familienmitglieder an ihren Aktivitäten. Es geht um eine Zeit des Gedanken- und Informationsaustausches. Dabei ist es wesentlich, dass die Eltern dem Kind auch tatsächlich zuhören. Und ebenso wesentlich ist es, dass sie ihm zuhören, ohne es zu kritisieren. Nur so kann ein Gespräch überhaupt zustande kommen.

Zum Bereich Interesse und Kontrolle gehört auch eine klare Wahrnehmung und Beurteilung abweichenden Verhaltens des Kindes. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Eltern antisozialer Kinder zwei Defizite aufzuweisen scheinen. Erstens nehmen sie abweichendes Verhalten, wie zum Beispiel Stehlen, nicht als solches wahr. Sie wollen nicht wahrhaben, dass ihr Kind so etwas getan hat, oder glauben vielleicht selbst nicht, dass das Verhalten unrechtmässig war. Zweitens reagieren Eltern antisozialer Kinder - genau umgekehrt - oftmals unverhältnismässig auf kleine, unbedeutende Verfehlungen ihrer Kinder oder deuten unklares Verhalten in einem negativen, abweichenden Sinn. In einem Experiment von Lorber wurden die Reaktionen von Eltern normaler und antisozialer Kinder auf Videofilme, in denen familiäre Interaktionen dargestellt waren, untersucht. Die Eltern hatten einen Knopf zu drücken, wenn sie eine antisoziale Handlung wahrnahmen und einen anderen Knopf, wenn sie eine prosoziale Handlung erkannten. Es zeigte sich, dass Eltern von Problemkindern signifikant mehr antisoziale Handlungen registrierten als Eltern normaler Kinder und ebenfalls signifikant weniger prosoziale Handlungen. Es genügt daher nicht, wenn Eltern klare Regeln für ihre Kinder setzen. Sie müssen auch fähig sein, möglichst objektiv festzustellen, wann eine Regel gebrochen wird. Dabei kann man sich offensichtlich an abweichendes Verhalten auch gewöhnen. Lorber führte eine andere Studie durch, in der er feststellte, dass die Konfrontation mit hohen Raten aggressiven Verhaltens die Fähigkeit reduzierte, abweichendes Verhalten von Kindern adäquat zu identifizieren. Die Gewöhnung an ein hohes Mass an Aggression kann dazu führen, dass Aggressionen nicht mehr als solche erkannt werden.

ad 3) Sanktionen. Der hauptsächliche Fehler von Eltern antisozialer Kinder liegt gemäss Patterson darin, dass sie nicht angemessen strafen, das heisst insbesondere, dass ihr Strafverhalten zeitlich falsch erfolgt, nämlich nicht unmittelbar (kontingent) auf das kindliche Fehlverhalten. Wir haben diesen Punkt bereits diskutiert. Umgekehrt folgt auch ihr Lob nicht kontingent auf das erwünschte prosoziale Verhalten des Kindes. Die Eltern sind nicht kontingent sowohl in der Verwendung positiver Verstärker für prosoziales als auch im effektiven Strafen abweichenden Verhaltens. Sie "vergessen" zu loben und zu strafen. Darüber hinaus vermeiden sie offenbar generell die Konfrontation mit dem Kind. Dabei vermutet Patterson, dass viele Eltern Angst haben vor einer solchen Konfrontation und sie deshalb vermeiden. Das mag für den Beginn des Zwangsprozesses gültig sein. Später dürfte ganz einfach die gegenseitige Konditionierung von Mutter/Vater und Kind dazu führen, dass beide füreinander zu aversiven Reizen werden. Aversiven Reizen aber wird mit Möglichkeit ausgewichen.

Wie wir bei früherer Gelegenheit schon gesehen haben, wird das Verhalten der Eltern antisozialer Kinder eher situativ gesteuert von ihren eigenen

momentanen Bedürfnissen. Ihr eigenes Wohlsein steht im Vordergrund. Dabei aber übergehen sie die Langzeiteffekte ihres Verhaltens, die genau gegenteilig zu dem sind, was situativ wirksam ist. Wenn man davon ausgeht, dass Eltern antisozialer Kinder nicht kontingent loben und strafen, dann ist es kein Widerspruch festzustellen, dass sie häufiger strafen als Eltern normaler Kinder. Sie strafen häufiger und leichter, aber sie strafen falsch. Dazu kommt, dass sie oft Strafen verbal androhen, aber nicht konsequent ausführen. Eltern antisozialer Kinder sind in ihrem Strafverhalten nicht konsequent und nicht kontingent. "Be contingent" ist daher die Empfehlung Pattersons an die Adresse von Eltern aggressiver Kinder.

ad 4) Krisenbewältigung. Eltern antisozialer Kinder sind schlechter im Lösen familiärer Probleme als Eltern normaler Kinder. Ungelöste Konflikte stauen sich an, bis den Familienmitgliedern das Wasser am Hals steht (wie der folgende Cartoon illustriert).

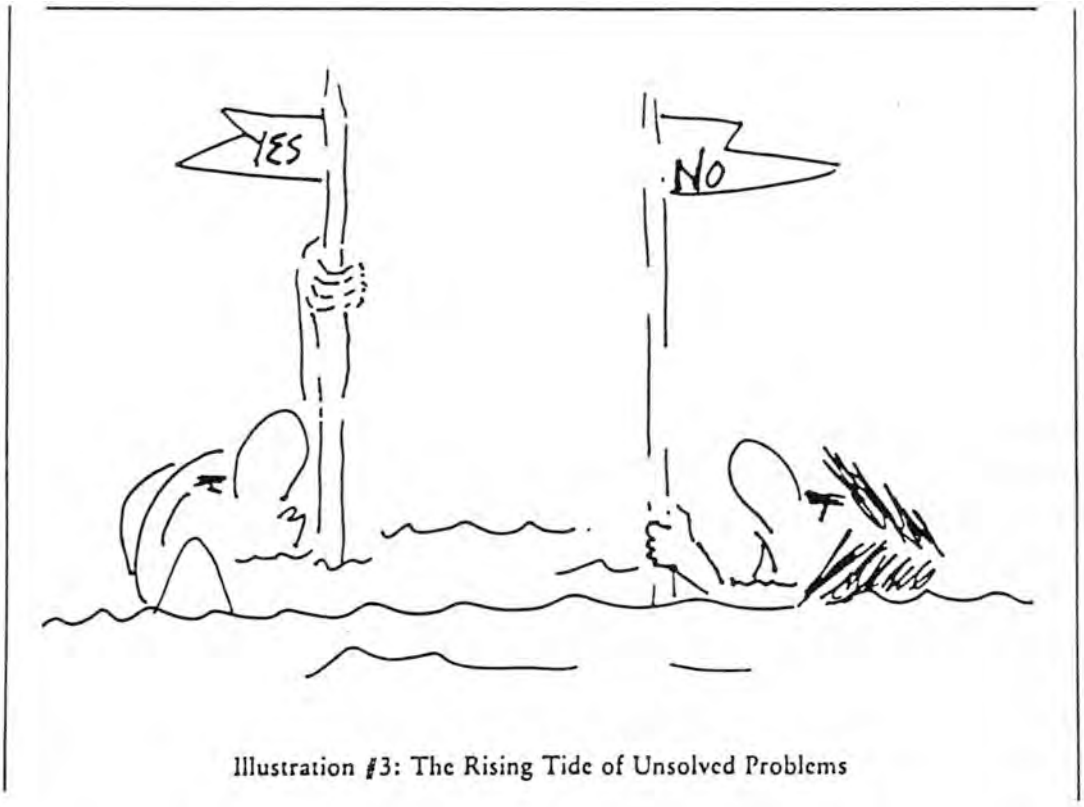
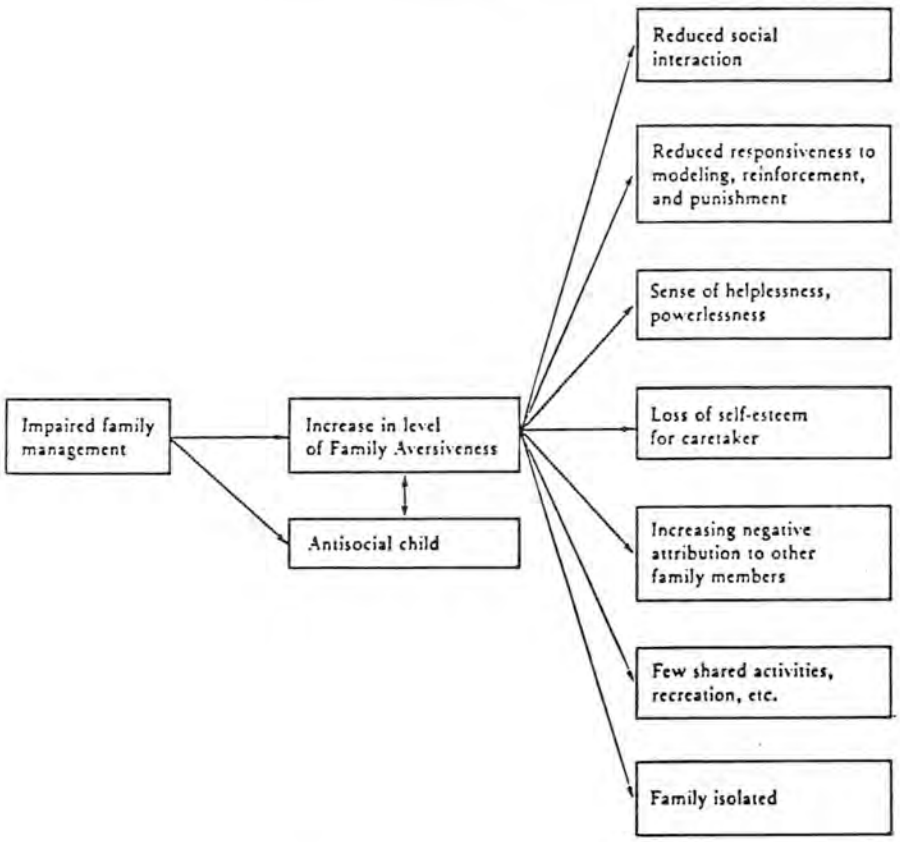


Illustration #3: The Rising Tide of Unsolved Problems

Dabei fehlt diesen Familien oft ein Unterstützungssystem, das ihnen bei der Problemlösung behilflich sein könnte. Die Folge ist eine Reihe von Defiziten, wie die nächste Darstellung zeigt.

Figure 10.4
Outcomes for Disrupted Family Management Practices



Die Defizite bestehen vor allem in einer Reduktion der Interaktionsdichte innerhalb und ausserhalb der Familie. Die Familienmitglieder weichen einander gegenseitig aus. Und zwar deshalb, weil aus jeder Begegnung ein Kampf wird. Selbst Besucher werden in den Konflikt der Familienmitglieder einbezogen, und es gibt keine Situation mehr, in der a priori keine aversive Auseinandersetzung stattfinden könnte. Es ist offensichtlich, dass eine Familie in diesem Zustand erzieherische Funktionen nicht mehr wahrnehmen kann. Die Tatsache der sozialen Isolierung ist im übrigen ein Charakteristikum, das bei misshandelnden Familien schon oft festgestellt worden ist. Als Nettoeffekt von allen diesen Auswirkungen gestörter familiärer Management-Praktiken nennt Patterson das reduzierte Selbstwertgefühl der Person, die für die Erziehung des Kindes die Hauptverantwortung trägt.

Schulpädagogische Konsequenzen

Damit kommen wir langsam zum Schluss unserer Auseinandersetzung mit Patterson. Was ich noch tun möchte, ist, einige Konsequenten für die Prä-

vention von Aggression an Schulen zu ziehen. Patterson hat seinen Ansatz im Bereich der *Familie* entwickelt und überprüft. Zwar äussert er sich auch gelegentlich zur Schule, jedoch nur selten und am Rande. Es ist jedoch offensichtlich, dass die Theorie der Zwangsprozesse für die Analyse schulischer Interaktionen genauso tauglich ist wie für die Analyse familiärer Interaktionsprozesse. Auch an Schulen kann es zu eskalierenden Zwangsprozessen kommen, in die Schüler untereinander oder Schüler und Lehrer verwickelt sind. Der Grund liegt auch hier darin, dass aversive Verhaltenskontrolle so leicht provoziert werden kann, dass Strafe kurzfristig so effektiv ist und dass positive Verstärkung ein so mühsames Verfahren der Beeinflussung von Verhalten ist. Lehrerinnen und Lehrer können durch den Verlust der Kontrolle über einzelne Schüler oder eine ganze Klasse genauso irritiert werden und in einen Zustand der Hilflosigkeit geraten wie Eltern im Falle von aggressiven Kindern. Der Kontrollverlust signalisiert einen Kompetenzverlust, das heisst die Unfähigkeit der Lehrperson, ihre Rolle angemessen auszuführen. Damit dürften auch der Lehrer und die Lehrerin durch antisoziales Verhalten von Schülern in ihrem Selbstwert bedroht werden. Selbstwertverlust aber kann bedeuten, dass die Ausübung des Berufs zur unerträglichen Belastung wird und der Schuldienst u.U. quittiert wird. Es ist zumindest plausibel, dass der Ansatz von Patterson zur Erklärung solcher negativer Berufskarrieren von Lehrpersonen einiges beitragen kann. Dabei möchte ich, bevor ich auf schulpädagogische Konsequenzen von Pattersons Ansatz eingehe, eine grundsätzliche Bemerkung anfügen. Patterson meint, dass vergleichsweise viele Familien in eine Situation der aversiven Interaktion abgleiten. Bereits der berühmte Robert Fred Bales stellte bei seinen ausgedehnten Studien von Gruppenprozessen fest, dass Familien weit aversiver in ihrem Interaktionsverhalten sind als die meisten anderen Gruppen, die er untersucht hat. Andere stellten fest, dass Ehepaare miteinander aversiver umgehen als mit Fremden. Und Mütter sind fünfmal aversiver im Umgang mit ihren eigenen als im Umgang mit fremden Kindern. Das ist eine erstaunliche Beobachtung einer Institution wie der Familie, deren Basis doch eigentlich die Liebe sein sollte!

Doch Patterson berichtet auch im Falle von Schulen ähnliche Ergebnisse. Aufgrund der Auswertung von 16 Beobachtungsstudien an Schulen kommt White (1975) zum Ergebnis, dass bis zur zweiten Klasse Missfallensbekundungen von Lehrern in etwa mit Äusserungen von Billigung im Gleichgewicht stehen. Jedoch ab diesem Zeitpunkt verwenden Lehrer Bestrafung weit häufiger als positive Rückmeldungen. Interessanterweise weist White darauf hin, dass es auch dieser Zeitpunkt sei, ab dem die meisten Personen davon berichten, dass sie die Freude an der Schule verloren hätten. Natürlich handelt es sich bei diesen Ergebnissen um Erkenntnisse aus Studien an amerikanischen Schulen. Des weiteren handelt es sich um bereits etwas äl-

tere Untersuchungen. Trotzdem bleibt die grundsätzliche Frage bestehen, wie weit unsere Erziehungsinstitutionen von Lieblosigkeit im Umgang der Generationen gezeichnet sind. Patterson spricht von seinem persönlichen Eindruck, der dahin geht, dass Erwachsene eine reiche Quelle von Vorbildern und positiver Verstärkung für Kleinkinder und Vorschulkinder bieten, dass aber mit dem Schulalter positive Verstärkungen dürftig werden. Er rechnet mit der Möglichkeit, dass für die Sozialisation älterer Kinder aversive Kontrolltechniken eine ebenso grosse Rolle spielen wie positive Verstärkung. Der Grund dafür scheint in der Tatsache zu liegen, dass Bestrafung (scheinbar) so gut funktioniert. Aversive Ereignisse - wir haben es gesehen - bewirken zumeist unmittelbare Verhaltensänderungen. Dies im Gegensatz zu den schmerzlich langsamen Veränderungen, wie sie durch positive Verstärkung zustande kommen. Deshalb wohl erliegen Mütter und Väter, Lehrerinnen und Lehrer so leicht der Versuchung, das Verhalten von Kindern eher aversiv zu kontrollieren als mittels positiver Verstärkung.

Diese Beobachtung ist von grundsätzlicher Bedeutung und kann Basis einer Strategie werden, die darin besteht, das erwünschte Verhalten von Kindern - gleich ob in der Schule oder zu Hause - vermehrt positiv zu verstärken. Offensichtlich sind wir alle, die wir es mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, in Gefahr, auf Erziehungsmethoden zu verfallen, die aversiv sind. Damit aber sind wir immer auch in Gefahr, in jenen Zwangsprozess verwickelt zu werden, an dessen Ende Aggression und Gewalt überhandnehmen. Eine grundsätzliche Strategie gegen die Gewalt an Schulen muss daher sein, den Schülerinnen und Schülern mehr positive Erfahrungen zu ermöglichen, sich ihnen mehr positiv zuzuwenden und sie vermehrt positiv zu verstärken. Das ist gleichsam die grundsätzliche Empfehlung, die uns Pattersons "Coercion Theory" geben kann.

Was konkret die Gewalt an Schulen anbelangt, so meine ich, dass sich - in etwas lockerer Orientierung an Pattersons Ausführungen zu den "Family Management Practices" - folgende Vorschläge zur Prävention machen lassen.

Als erstes gilt es, klar formulierte Regeln und Verbote aufzustellen. Jedes Kind muss wissen, was in einer Schule erlaubt ist und was nicht. Dabei können wir der Aufforderung Pattersons Folge leisten, die Kinder in den Prozess der Formulierung der Regeln mit einzubeziehen, auch wenn die Verantwortung für die Aufstellung und Durchsetzung der Regeln bei den Lehrerinnen und Lehrern liegen soll.

Die Hausordnung sollte nicht verordnet werden, das Thema Gewalt nicht von Einzelnen bearbeitet werden, sondern alle haben sich verantwortlich damit auseinanderzusetzen. Das Thema Gewalt soll auch nicht Spezialisten überlassen werden, Schulpsychologen beispielsweise oder Erziehungsbe-

ratern. Die Lehrerinnen und Lehrer selbst müssen sich mit dem Thema auseinandersetzen, denn sie sind auch diejenigen, die direkt davon betroffen sind. Es gilt, dass die Lehrerschaft eine offensive Rolle spielt in dieser Angelegenheit. Dies nicht zuletzt auch deshalb, damit die Eltern sehen, dass das Problem an den Schulen ernstgenommen wird. Die Kooperation zwischen Schule und Elternhaus spielt gerade beim Thema Gewalt eine wesentliche Rolle. Die Eltern sollten so früh wie möglich informiert werden und wenn möglich in den Diskussionsprozess der Lehrerschaft einbezogen werden. Auf jeden Fall müssen die Eltern, sobald eine Hausordnung formuliert ist und Regeln für aggressives Verhalten an der Schule getroffen worden sind, darüber ausführlich orientiert werden. Sie müssen wissen, was sich ihre Kinder in Sachen Gewalt erlauben können und was nicht. Und sie müssen wissen, wie sich die Lehrerinnen und Lehrer im Falle von Gewalttätigkeit von Schülern zu verhalten gedenken.

Nebst den Lehrern, den Schülern und den Eltern sollte auch der Hauswart mit in die Auseinandersetzung um das Thema Gewalt einbezogen werden. Denn auch er wird von der Gewalt an der Schule direkt betroffen. Er sollte aber auch einbezogen werden in die Aufgabe des "Monitoring", das heisst der Überwachung der Einhaltung der Schulordnung.

All dies sollte geschehen möglichst bevor Gewalttätigkeit zu einem virulenten Problem geworden ist. Es gilt, vorbeugend über Massnahmen nachzudenken. Das Ergebnis dieses Nachdenkens sollte sein, dass an der Schule allen Lehrern und Schülern, dem Hauswart und den Eltern unmissverständlich klar ist, welche Art von Aggressionen akzeptiert werden und welche nicht. Den Schülern werden diese Regeln am besten in einer separaten Unterrichtsstunde bekanntgegeben, den Eltern vielleicht anlässlich eines Elternabends.

Ein zweiter Punkt betrifft das "Monitoring", das heisst die Überwachung und Kontrolle der Schülerinnen und Schüler im Hinblick auf die Hausordnung. Dabei kann man Verschiedenes empfehlen. Zunächst einmal gilt es, auf Lehrerseite eine gewisse Sensibilität für Gewaltphänomene auszubilden. Gewalt findet meist nicht unter Augen des Lehrers oder der Lehrerin statt. Das ist das eine. Das andere ist, dass die Gewaltopfer oft schweigen, sei es, weil sie vom Täter unter Druck gesetzt werden, oder sei es, weil sie sich schämen. Auch werden die Zeichen von Gewaltanwendung verborgen. Es braucht daher eine Sensibilität auf Lehrerseite, um die Tatsache der Gewalt an Schulen zu erkennen. So können beispielsweise plötzlich abfallende Leistungen, vorgetäuschte Krankheit, Absonderung von der Gruppe oder Anlehnung an Erwachsene darauf hinweisen, dass ein Schüler oder eine Schülerin zum Opfer von Gewalt geworden ist. In jedem Fall sollte dann das Gespräch gesucht werden.

Zur Kontrolle gehört auch das Interesse der Lehrer an den Schülern. So banal es klingen mag, die Suche nach Gesprächen mit den Schülern, und zwar auch ausserhalb des Unterrichts, kann ein wirksames Mittel sein, um der Gewalt an Schulen vorzubeugen. Interesse an den Schülern kann sich auch darin äussern, dass ein Lehrer oder eine Lehrerin die Schülerinnen und Schüler an seiner Schule beim Namen kennt, und nicht nur dann, wenn sie zu ihm oder ihr in den Unterricht kommen.

Zum "Monitoring" gehört natürlich auch die eigentliche Kontrolle der Schülerinnen und Schüler, zum Beispiel während der Pausen, auf dem Pausenplatz, aber auch auf dem Schulweg, in den Gängen der Schule, auf dem WC etc., wobei es in den letzteren Fällen genügen dürfte, wenn gelegentlich solche Kontrollgänge vorgenommen werden. Die Präsenz von Lehrpersonen auch ausserhalb der Unterrichtszeiten bedeutet zwar eine zusätzliche Belastung, ist aber eine jener Methoden, die sich längerfristig positiv auf das Verhalten der Schüler auswirken.

Der dritte Punkt betrifft die kontingente Reaktion auf das Schülerverhalten. Über das bereits erwähnte Grundsätzliche, nämlich die vermehrte positive Verstärkung von Schülern, hinaus, geht es hier um die richtige Reaktion auf aggressives Verhalten. Dabei können Lehrerinnen und Lehrer verschiedene Fehler machen. Zum Beispiel können sie ungewollt aggressives Verhalten durch Zuwendung verstärken. Oder sie können auf aggressives Verhalten zu spät reagieren. Oder sie können die falsche Person bestrafen. Oder sie können ihrerseits mit Gewalt reagieren. Etc. Alle diese Reaktionen sind, folgen wir dem Paradigma der operanten Konditionierung, falsch.

Eine richtige Strategie, auf Gewalttätigkeit von Schülern zu reagieren, könnte folgendermassen aussehen:

1) Auf keinen Fall mit Gegengewalt reagieren, das heisst nicht mit Aggression und körperlich strafen.

2) Im Falle eines Vorfalls sofort reagieren, das heisst nicht etwa warten, bis die Lektion vorbei ist oder zuerst Rücksprache nehmen mit einem Kollegen, auch nicht die Eltern zur Strafe anhalten, sondern sofort und selber handeln.

3) Sich um Täter und Opfer gleichermassen kümmern, das heisst nicht etwa nur den Täter beachten, sondern sich auch des Opfers annehmen. Wenn schon eher das Opfer und nicht den Täter in den Vordergrund rücken.

4) Sinnvoll kann es sein, den Vorfall aus der Perspektive von Täter und Opfer darstellen zu lassen, am besten so, dass beide einen schriftlichen Bericht über die Ereignisse geben. Dabei sollten beide, Täter und Opfer, angeben, welche Strafe sie für den Täter für angemessen halten.

5) Das weitere Vorgehen kann die folgenden Schritte umfassen:

- Entschuldigung des Täters beim Opfer.
- Getrennte Gespräche des Lehrers mit Täter und Opfer; dabei werden Protokolle der Gespräche angefertigt.
- Gespräche mit den Eltern von Täter und Opfer; dabei werden den Eltern Kopien der Protokolle von Täter, Opfer und Lehrer abgeben. Die Eltern sollen zum Vorfall und auch zum Vorgehen des Lehrers Stellung nehmen.
- Die verschiedenen Protokolle werden bei den Akten der Kinder aufbewahrt (und nach deren Austritt aus der Schule vernichtet).
- Falls nötig, wird dem Opfer Hilfe gewährt bzw. vermittelt.

Zum vierten Punkt, dem Krisen-Management, gibt es vermutlich keine direkte Analogie zur Familie, weil die Schule von professionellen Pädagogen geführt wird, die per definitionem in ihrer erzieherischen Kompetenz nicht defizitär sein sollten. Trotzdem kann es natürlich auch hier sinnvoll sein, für eventuell vorhandene Defizite von Lehrerinnen und Lehrern Massnahmen bereitzuhalten. Empfehlenswert ist der Ausbau eines Dienstes von Beratungslehrern, von Junglehrerberatern, von Fortbildungskursen im Bereich Gewalt an Schulen etc. Eine sinnvolle Strategie könnte es sein, den Umgang von Lehrerinnen und Lehrern mit Konflikten zu verbessern, die Zuwendung zu eigenen Aggressionen zu erleichtern, die Integrationsfähigkeit des Unterrichts zu erhöhen etc. Auch auf Seiten der Schülerinnen und Schüler wäre dies eine sinnvolle Zielsetzung, das heisst deren Konfliktfähigkeit zu verbessern, ihre Fähigkeit, sich vor aggressiven Angriffen zu schützen, zu erweitern etc. Das würde heissen, dass man Schülerinnen und Schüler in Methoden ausbildet, die es ihnen ermöglichen, sich der Opferrolle, in die sie gedrängt werden, zu erwehren. Dadurch könnte der Entwicklung von Zwangsprozessen zwischen Schülern vorgebeugt werden.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Was man schliesslich als weiteren Punkt, ausserhalb der Äusserungen Pattersons zum Krisenmanagement, beachten sollte, ist die Norm der Reziprozität. In Problemfamilien ist die Norm der Reziprozität vor allem in ihrer negativen Form wirksam, als Vergeltungsnorm. Wer attackiert wird, reagiert mit einer Gegenattacke, wer angeschrien wird, schreit zurück. Damit eskalieren aggressive Interaktionen sehr schnell auf ein Niveau höchster Intensität. Als Erzieherin oder Erzieher ist man von dieser recht tiefsitzenden Norm sozialen Verhaltens nicht frei. Und die Gefahr besteht im Falle von aggressivem Verhalten, dass man dazu neigt zurückzugeben. Die meisten Ohrfeigen und Tätlichkeiten von Lehrpersonen und Eltern kommen wohl dadurch zustande, dass nach einer Eskalation der Auseinandersetzung schliesslich nurmehr die Möglichkeit gesehen wird, dem vermeintlichen Provokateur in gleicher Münze zurückzuzahlen.

> Die Norm der Reziprozität hat eine einfache pädagogische Implikation. Ein positives Interaktionsklima in einer Schulklasse wird am besten dadurch geschaffen, dass sich die Lehrperson den Schülerinnen und Schülern positiv zuwendet. Bandura berichtet von einer Untersuchung von Raush, in der sich zeigte, dass in sozialen Interaktionen die unmittelbar vorhergehende Handlung der einen Person die bedeutsamste Determinante des Verhaltens der anderen Person ist. "In annähernd 75 Prozent aller Fälle rief feindseliges Verhalten unfreundliche Reaktionen hervor, wohingegen freundliche Verhaltensweisen dies selten taten. Aggressive Kinder schufen so durch ihre Verhaltensweisen eine feindselige Umwelt, wohingegen Kinder, die freundliche zwischenmenschliche Reaktionsformen zeigten, ein freundschaftliches soziales Milieu erzeugten. Ohne viel Mühe konnte man rasch die Personen identifizieren, die voraussagbar überall negative soziale Atmosphären schufen. Menschen spielen also dadurch eine aktive Rolle bei der Gestaltung ihrer eigenen Verstärkungskontingenzen, dass sie in charakteristischer Weise reagieren." Natürlich spielen Fragen der Persönlichkeit und des Charakters eine wichtige Rolle. Und man kann einen Lehrer oder eine Lehrerin nicht dazu verpflichten, sich den Schülern gegenüber aufgeschlossen, freundlich, initiativ etc. zu verhalten. Trotzdem kann man das Klima in einer Klasse und an einer Schule wesentlich dadurch beeinflussen, dass man sich im Sinne der positiven Variante der Norm der Reziprozität verhält. Wer anderen gegenüber freundlich und aufgeschlossen ist, darf in den meisten Fällen damit rechnen, dass ihm auf gleiche Art und Weise begegnet wird.

Damit schliesse ich meine Auseinandersetzung mit Patterson und dem operanten Ansatz der Analyse aggressiven Verhaltens ab. Ich möchte es aber nicht unterlassen, noch auf zwei Schwachpunkte der Theorie hinzuweisen. Der erste Hinweis wird etwas ausführlicher sein. Der zweite wird überleiten zur Diskussion der "sozialen Lerntheorie" von Albert Bandurra.

Ein erster Schwachpunkt der Theorie Pattersons liegt in der mangelnden Berücksichtigung entwicklungspsychologischer Tatsachen. Patterson argumentiert durchwegs lerntheoretisch. Damit kann er nicht in Rechnung stellen, dass Verhaltensweisen eines Kindes altersabhängig unterschiedliche Bedeutung haben können. So ist es unter Umständen problematisch, das Schreien eines Kleinkindes als Vorläufer potentiellen aggressiven Verhaltens zu deuten. Die Zuwendung auf Schreien braucht nicht notwendigerweise das Schreien zu verstärken, wenn das Schreien ein Zeichen unbefriedigter Bedürfnisse ist. Als Zeichen wird das Schreien, sobald das Kind grösser ist und sprechen kann, problemlos substituiert werden. Schreien ist damit kein Vorläufer von Aggression, sondern ein Kommunikationsmittel, das aufgegeben wird, sobald bessere Kommunikationsmög-

lichkeiten bestehen. Folglich kommt es in der frühen Phase der kindlichen Entwicklung eher darauf an, die Zustände der Bedürftigkeit durch Zuwendung und Trost zu beenden als das aversive Verhalten des Kindes durch Nicht-Beachtung zu übergehen. Untersuchungen zeigen auch, dass Säuglinge, die diese Form der Zuwendung erfahren, im Verlauf des ersten Lebensjahres nicht etwa mehr, sondern zunehmend weniger schreien. Erst gegen Ende des ersten Lebensjahres scheint es notwendig zu sein, dass Eltern dem Kind Grenzen setzen und sich nicht mehr total seinen Bedürfnissen unterordnen.

Worum es geht, möchte ich mit einem Zitat von Franz Kafka illustrieren. Es handelt sich um einen Auszug aus einem Brief, den Kafka 1919 an seinen Vater schrieb. Darin umreisst der Sohn die Grundfragen des Kampfes, den er sein Leben lang mit seinem Vater geführt hatte. Im ersten Teil des Briefes wendet sich Kafka direkt an den Vater und erklärt aus seiner Perspektive, warum ihr Verhältnis immer so schlecht war. Dabei berichtet Kafka eine Kindheitserinnerung, die ich Ihnen nun vorlesen möchte. Kafka schreibt:

> "Direkt erinnere ich mich nur an einen Vorfall aus den ersten Jahren. Du erinnerst Dich vielleicht auch daran. Ich winselte einmal in der Nacht immerfort um Wasser, gewiss nicht aus Durst, sondern wahrscheinlich teils um zu ärgern, teils um mich zu unterhalten. Nachdem einige starke Drohungen nicht geholfen hatten, nahmst Du mich aus dem Bett, trugst mich auf die Pawlatsche und liessest mich dort allein vor der geschlossenen Tür ein Weilchen im Hemd stehen. Ich will nicht sagen, dass das unrichtig war, vielleicht war damals die Nachtruhe auf andere Weise wirklich nicht zu verschaffen, ich will aber damit Deine Erziehungsmittel und ihre Wirkung auf mich charakterisieren. Ich war damals nachher wohl schon folgsam, aber ich hatte einen inneren Schaden davon. Das für mich Selbstverständliche des sinnlosen Ums-Wasser-Bitten und das ausserordentlich Schreckliche des Hinausgetragenwerdens konnte ich meiner Natur nach niemals in die richtige Verbindung bringen. Noch nach Jahren litt ich unter der quälenden Vorstellung, dass der riesige Mann, mein Vater, die letzte Instanz, fast ohne Grund kommen und mich in der Nacht aus dem Bett auf die Pawlatsche tragen konnte, und dass ich also ein solches Nichts für ihn war."

Es ist nicht anzunehmen, dass dieses Beispiel eines strafenden elterlichen Verhaltens von Patterson toleriert würde. Man könnte meinen, es handle sich um einen Fall von "time-out", insofern der Vater den Sohn vor die Tür stellt und ihn dort - im geradezu wörtlichen Sinne - abkühlen lässt. Doch dieser Vorgang ist nicht "time-out" im Sinne von Patterson, da er als Strafe aggressiv ist. Die Frage, die sich angesichts des Textes von Kafka stellt, ist auch nicht diejenige nach dem "time-out", sondern nach der Angemessen-

heit der Reaktion des Vaters. Kafka räumt ein, dass sein Verhalten, sein Ums-Wasser-Winseln aversiv war, wenn er sagt, er hätte sich so verhalten, "teilweise um zu ärgern". Doch die Reaktion des Vaters war ihm unfassbar. Sein winselndes Verhalten und das "ausserordentlich Schreckliche des Hinausgetragenwerdens" konnte er - wie er sagt - seiner "Natur nach" niemals in die richtige Verbindung bringen. Wir können "der Natur nach" vielleicht übersetzen mit "dem Alter nach". Die Reaktion des Vaters konnte Kafka in seinem frühkindlichen Alter nicht verstehen und empfand sie als tiefe Kränkung.

Kafka glaubt, einen "inneren Schaden" davongetragen zu haben, und zwar deshalb wohl, weil es sich vom Vater "als ein solches Nichts" behandelt fühlte. Der Vater verletzte den Sohn in seinem Selbstwertgefühl. Und damit stossen wir auf ein Konzept, das bei Patterson ebenfalls fehlt: das Selbst. Kinder, auch aggressive, verhalten sich nicht einfach zu ihrer dinglichen und sozialen Umwelt, sondern stehen auch in einem Verhältnis zu sich selbst. Verhalten, jedenfalls menschliches Verhalten, ist immer auch Verhalten zu sich selbst. Auch dieses Selbstverhalten ist einem Entwicklungsprozess unterworfen. So kann man sagen, dass bei Patterson generell eine entwicklungspsychologische Perspektive fehlt, und dass seine Theorie der Aggression insbesondere die Selbstbeziehung als Entwicklungsmoment übergeht. Eine bloss verhaltenstheoretische Analyse von Aggression ist in Gefahr, diese wesentliche Seite der condition humana zu missachten. Gerade das Selbst und das Selbstwertgefühl spielen eine wichtige Rolle in der Dynamik der Entstehung von aggressivem Verhalten[19].

Damit sind wir auch schon zum zweiten Schwachpunkt der Theorie Pattersons vorgestossen. Man kann diesen Schwachpunkt die Missachtung "innerer" Prozesse im Verursachungsgefüge von Aggressionen nennen. Das Selbst ist ein solcher "innerer" Prozess, aber auch kognitive Prozesse gehören dazu.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Patterson steht in der Tradition der behavioristischen Psychologie, die menschliches Verhalten über die Analyse seiner Reiz- und Verstärkungsbedingungen zu erklären versucht. Diese Bedingungen liegen "ausserhalb" des Lebewesens, was die Thematisierung von "inneren" Prozessen und Prozessen der Selbststeuerung verunmöglicht. Es liegt hier eine Schwäche der Theorie vor, die mit den Grundannahmen des Behaviorismus über eine wissenschaftlich angemessene Psychologie zusammenhängen.

Auf diese Schwäche von Pattersons Ansatz möchte ich nicht gesondert eingehen, weil wir nun einen Ansatz kennenlernen werden, der zwar ebenfalls

---

[19] Dies ist u.a. das Thema meiner Vorlesung vom Sommersemester 1993.

lerntheoretisch ist, aber kognitive Prozesse genauso wie das Selbst in die Theorie mit einbezieht. Die Rede ist vom lerntheoretischen Ansatz von Albert Bandura.

Lerntheorien der Aggression III: Albert Bandura

Bandura nennt seinen Ansatz schon früh eine Theorie des "sozialen Lernens" und spricht von einem "sozio-behavioristischen Ansatz" ("socio-behavioristic approach"). Es geht ihm mehr als anderen Lernpsychologen um die Aufklärung der *sozialen* Bedingungen des Lernens. Dabei kommt schon in den frühen Arbeiten Banduras eine besondere Lernform zur Sprache, nämlich das sogenannte Beobachtungslernen bzw. Imitationslernen bzw. Lernen am Modell. Es sollte aber bereits an dieser Stelle festgehalten werden, dass die Aggressionstheorie von Bandura und sein Ansatz generell nicht auf den Bereich des Beobachtungslernens eingegrenzt sind. Im wesentlichen versucht Bandura, das Paradigma der operanten Konditionierung mit dem Ansatz des Beobachtungslernens zu verknüpfen. Dabei wird das Verstärkungsparadigma neu verstanden, nämlich beruhend auf kognitiv vermittelten und Selbstverstärkungsprozessen.

Eine kognitivistische Handlungstheorie

Bandura ist kein strikter Behaviorist. Behavioristen gehen davon aus, dass psychologische Prozesse auf der Verhaltensebene stattfinden oder zumindest auf dieser Ebene zu erklären sind. Auch Aggressionen sind im Lichte des Behaviorismus Verhaltensweisen, und diese stehen nicht unter der Kontrolle von "inneren" Faktoren wie Kognitionen, Emotionen oder Volitionen, sondern von äusseren Ereignissen, nämlich Reizen in der Umwelt des Lebewesens. Jedes beliebige Verhalten - so das Credo des Behaviorismus - kann danach untersucht werden, welche äusseren Reizbedingungen es sind, die das Verhalten aktivieren und welche äusseren Verstärker dafür verantwortlich sind, dass das Verhalten aufrechterhalten wird. Im Prinzip genügen die Prinzipien des klassischen und des instrumentellen Konditionierens, um eine solche behavioristische Verhaltensanalyse vorzunehmen.

Wie wir vor allem bei Patterson gesehen haben, kann ein solcher Ansatz sehr wohl zu interessanten und nicht immer erwarteten Aussagen über die Bedingungen von menschlicher Aggression führen. Viele Psychologen haben aus dem Erfolg der operanten Verhaltensanalyse den Schluss gezogen, dass "innere" Determinanten des Verhaltens überhaupt nicht von Bedeutung sind. Das Innere - wir haben es bei Skinner gesehen - gilt ihnen als Mythologie, als Zeichen einer vorwissenschaftlichen Betrachtungsweise und als Ausflucht für eine Disziplin, die faktisch nur beschränkt in der La-

ge ist, menschliches Verhalten zu erklären. Wenn aber alle ursächlichen Faktoren der Umwelt zugeteilt werden, dann wird das sich verhaltende Individuum zum Spielball der externen Kräfte, die auf es einwirken. Der Mensch wird zum passiven, erleidenden Opfer der Einflüsse der Umweltereignisse, denen er ausgesetzt ist. Die Kritik am strikten Behaviorismus erfolgt daher oft im Namen eines aktiven Verständnisses des Menschen. So erscheint in den Handlungstheorien der Mensch als ein aktives Wesen, das sein Leben planen kann und damit auch seine Umwelt zu beeinflussen vermag. Handeln ist zukunftsgerichtet, so dass nicht allein die Ereignisse der Vergangenheit über das Schicksal eines Menschen entscheiden, sondern auch Ereignisse, die noch nicht faktischer Natur sind, da sie erst *Möglichkeiten* menschlichen Seins darstellen. Zukunftsbezug bedeutet Vorstellungsvermögen, Denken, Kreativität und andere kognitive Kompetenzen, das heisst "innere" Grössen, die von einer behavioristischen Psychologie entweder ignoriert oder auf Verhaltensprozesse reduziert werden.

Im Lichte der Unterscheidung in eine Verhaltens- und eine Handlungstheorie ist Bandura als Handlungstheoretiker zu bezeichnen, obwohl er sich selbst nicht so nennt. Bandura betrachtet den Menschen weder als ein von aussen determiniertes noch als ein von innen getriebenes Wesen. Aus seiner Sicht wirken innere und äussere Faktoren zusammen. "Es trifft zu, dass Verhalten von Kontingenzen reguliert wird, aber die Kontingenzen werden teilweise von der Person selbst geschaffen. Durch ihre Handlungen bestimmen Menschen wesentlich mit, welche Verstärkungskontingenzen auf sie wirken. Das Verhalten schafft also teilweise die Umwelt, und die Umwelt beeinflusst das Verhalten in einer reziproken Weise. Der oft wiederholte Satz: Verändere die Kontingenzen und du veränderst das Verhalten, sollte reziprok ergänzt werden: Verändere das Verhalten und du veränderst die Kontingenzen." Dieser Ansatz vermag gerade auch für das Verständnis aggressiven Verhaltens interessante Perspektiven zu erschliessen. Wenn menschliches Verhalten nicht nur unter Umweltkontrolle, sondern auch unter persönlicher Kontrolle steht, dann gilt, dass Menschen die Umwelt selegieren, durch die sie beeinflusst werden. Konkret aktualisieren aggressive Menschen eine aggressive Umwelt und werden dadurch in ihrer Aggressivität bestärkt. Vor allem zwischenmenschliche Beziehungen funktionieren nicht einfach nach dem Modell von Reaktionsauslösung und operanter Verstärkung. Was zwischen Menschen vorgeht, sind Prozesse des *Austauschs*. Austauschprozesse werden von Erwartungen und normativen Mustern gesteuert. So ist die Norm der Reziprozität ein solches normatives Muster. Sie beinhaltet die Erwartung, dass der Austausch von Gütern und Leistungen zwischen egalitären Partnern langfristig gleichgewichtig erfolgt. Wenn man nun Aggressionen als (negative) Güter betrachtet, so folgt

aus der Norm der Reziprozität, dass unter gleichen Bedingungen eine aggressive Attacke durch eine Gegenattacke beantwortet wird.

Wir haben diesen Gedanken schon bei Patterson gefunden. Allerdings spielt er dort eine eher marginale Rolle. Und zwar wohl deshalb, weil die Steuerung von Handlungen durch Normen ein kognitiver Prozess ist. Banduras Position ist daher im weitesten Sinne des Wortes kognitivistisch. Zwar steht auch Bandura in der Tradition der behavioristischen Lerntheorien. Aber er hat seine Position etwa seit den frühen 70er Jahren liberalisiert, das heisst zu einer "sozial-kognitiven Lerntheorie" erweitert. Er kritisiert den Automatismus, der in den Konditionierungsparadigmen unterstellt wird. Konditionierung erfolgt nicht automatisch, sondern wird kognitiv vermittelt. "Selbst wenn Erfahrungen wiederholt paarweise auftreten, lernen Menschen erst, wenn sie erkennen, dass die Ereignisse miteinander korrelieren ... Sogenannte konditionierte Reaktionen werden weitgehend durch erlernte Erwartungen selbst aktiviert und nicht automatisch ausgelöst. Der entscheidende Faktor ist ... nicht in der Tatsache zu sehen, dass Ereignisse sich in zeitlicher Nähe zueinander ereignen, sondern darin, dass Menschen lernen, sie vorherzusagen und angemessene antizipatorische Reaktionen abzurufen."

Ähnliches gilt für die operante Konditionierung. "Es ist ausreichend belegt, dass Verhalten grossenteils von seinen Konsequenzen beeinflusst wird. Die Vorstellung vom Menschen, die sich aus diesem Prinzip ergibt, hängt davon ab, welche Arten von Konsequenzen berücksichtigt werden, und wie man ihre Funktionsweise versteht. In Theorien, die nur die Rolle der unmittelbaren externen Konsequenzen anerkennen und behaupten, dass diese das Verhalten automatisch formten, erscheinen die Menschen als mechanische Puppen, die von Umweltkräften gelenkt werden." Doch auch hier gilt gemäss Bandura, dass das Verhalten von seinen Konsequenzen kaum beeinflusst wird, wenn dem Individuum nicht bewusst wird, was verstärkt wird. Das bedeutet, dass die Beziehungen zwischen Reizen und Reaktionen nicht automatisch sind, sondern *informativ*. Die Verstärkung wird als ein informativer und motivierender Einfluss auf das Verhalten verstanden und nicht als ein mechanischer Stabilisierungsfaktor. Information muss verarbeitet werden; sie setzt ein kognitives System voraus.

Bandura distanziert sich von der radikal-behavioristischen Auffassung, dass alles Verhalten auf Umweltkontrolle zurückgeführt werden kann. "Zu Recht", meint er, "wird an einem extremen situationsbezogenen Determinismus kritisiert, dass er um jeden Preis die Existenz innerer Ursachen abstreite und damit auch Determinanten menschlichen Verhaltens negiere, die sich aus seinem kognitiven Funktionsniveau ergeben. Der Mensch ist ein denkender Organismus, der Fähigkeiten besitzt, die ihn mit einem gewissen Selbststeuerungsvermögen versehen. Menschen können äussere

Einflüsse symbolisch repräsentieren und derartige Repräsentationen später verwenden, um ihre Handlungsweisen zu steuern; sie können Probleme auf der Vorstellungsebene lösen, ohne die verschiedenen Alternativen in die Tat umsetzen zu müssen; und sie können die wahrscheinlichen Konsequenzen der verschiedenen Handlungsweisen voraussehen und ihr Verhalten dementsprechend ändern. Diese höheren geistigen Prozesse erlauben sowohl einsichtsvolles als auch voraussehendes Verhalten. Indem Menschen die Stimulusdeterminanten bestimmter Verhaltensweisen lenken und Konsequenzen für ihre eigenen Handlungsweisen bewirken, sind sie in der Lage, ihr eigenes Verhalten bis zu einem gewissen Grade zu kontrollieren." "Information" ist das Stichwort. "Die menschliche Fähigkeit, Informationsprozesse zu steuern, liefert die Basis für intelligentes Verhalten. Ihre Fähigkeit, durch antizipatorisches Denken weit entfernte Konsequenzen auf ein gegenwärtiges Verhalten zu beziehen, ermöglicht vorausschauendes Handeln." "Antizipation" ist also ein weiteres Stichwort. Unser Verhalten steht nicht unter der Kontrolle von vergangenen Ereignissen, wie dies etwa Skinner behauptet. Nicht das Ausmass, in dem eine Verhaltensweise in früheren Situationen verstärkt worden ist, erklärt ihr aktuelles Auftreten, sondern die Antizipation der künftigen Konsequenzen des Verhaltens tut dies. "Unsere Handlungsentscheidungen stehen weitgehend unter antizipatorischer Kontrolle. Das weithin akzeptierte Diktum, demzufolge der Mensch von Reaktionskonsequenzen regiert wird, trifft ... besser auf antizipierte als auf aktuelle Konsequenzen zu." Durch diese Bezugnahme auf künftige Ereignisse wird aus der (behavioristischen) Verhaltenstheorie eine (kognitivistische) Handlungstheorie.

Bandura geht nun aber nicht so weit wie die meisten kognitiven Psychologen, die das Kind mit dem Bade ausschütten und behaupten, psychologisch von Bedeutung seien allein die kognitiven Prozesse. Der Vorzug einer Handlungstheorie liegt darin, dass sie dem Bereich der Kognition nicht vom Verhalten abkoppelt. In diesem Sinne betont Bandura: "Behavioristische Theorien haben sich zu sehr mit der Ausführung beschäftigt, aber die Bedeutung interner Determinanten sehr vernachlässigt, während die kognitiven Theorien das Denken zwar intensiv betrachteten, doch das Verhalten vergassen. In einer vollständigen Erklärung menschlichen Verhaltens müssen die internen Prozesse nach Möglichkeit mit dem Handeln verbunden werden. Solche Erklärung muss folglich nicht nur erfassen, wie Information in erlernte Ausführung mündet, sondern auch berücksichtigen, wie Verhalten organisiert und reguliert wird. Das theoretische Bezugssystem des sozialen Lernens schliesst sowohl die internen Prozesse des Organismus ein, wie auch ausführungsrelevante Determinanten." Dieses "Bezugssystem des sozialen Lernens" ist der Analyserahmen, den Bandura verwendet.

Bandura nennt seine Theorie - wie erwähnt - eine "Theorie des sozialen Lernens". Im Lichte dieser Theorie sind drei Regulationssysteme zu beachten, wenn es darum geht, menschliches Verhalten zu analysieren. Psychologische Prozesse hängen ab "... von den vorausgehenden Verhaltensanlässen, von den auf das Verhalten folgenden Feedbackwirkungen und von kognitiven Prozessen, die Aktivitäten steuern und regulieren. Aggressives Verhalten des Menschen ist ein gelerntes Verhalten, das, wie andere Formen sozialen Verhaltens auch, unter Stimulus-, Bekräftigungs- und kognitiver Kontrolle steht." Bandura unterscheidet also Stimuluskontrolle, Verstärkungskontrolle und kognitive Kontrolle. Die ersten beiden Kontrollsysteme sind für uns nichts Neues; sie finden sich auch in den Konditionierungsparadigmen. Allerdings versteht Bandura - wie erwähnt - Stimuli nicht als mechanische Auslöser von Verhalten, sondern als eine Informationsbasis. Im Falle der Verstärkungskontrolle postuliert er über die Fremdverstärkung hinaus Prozesse der Selbstbekräftigung. Individuen können sich selbst Massstäbe setzen und auf ihr Verhalten gemäss selbstauferlegten Forderungen reagieren. Dieses Selbstverstärkungssystem kann gerade auch im Falle von Aggressionen funktionieren. Menschen können Gefühle der Wut oder der Erniedrigung aktiv reproduzieren, indem sie sie innerlich wiederholen. Indem man über vergangene Ereignisse nachgrübelt, kann man sich selbst - lange nachdem die ursprüngliche Reaktion abgeklungen ist - wieder in Wut hineinsteigern. In der Tatsache, dass die soziale Lerntheorie die Fähigkeit der Selbststeuerung anerkennt, sieht Bandura eine Abkehr vom Prinzip, nach dem alles Verhalten ausschliesslich auf Umweltkontrolle zurückgeführt werden kann.

Beobachtungslernen

Was nun das Lernen anbelangt, so geht Bandura davon aus, dass Lernen durch direkte Erfahrung eine in seiner Bedeutung eingeschränkte Form von Lernen ist. Grundsätzlich geht er davon aus, dass Menschen als soziale Wesen das Verhalten anderer beobachten und daraus indirekte Erfahrungen machen können. "Nur unglaublich langsam drang die Erkenntnis in unsere Theorien ein, dass der Mensch durch Beobachtung genauso gut wie durch unmittelbare Erfahrung lernen kann." Der Grund für diese verzögerte Erkenntnis liegt zumindest teilweise in der favorisierten Methodologie des Experiments. In der experimentellen Forschung können die Bedingungen des Lernens so weit kontrolliert werden, dass Fehlverhalten keine tödlichen Konsequenzen hat. Wollten wir jedoch im ausserexperimentellen Alltag alles Verhalten durch Versuch und Irrtum lernen, so wären wir tot, lange bevor wir das Erwachsenenalter erreicht hätten. Weit mehr als durch klassisches und operantes Konditionieren lernen wir im Alltag durch die schlichte Beobachtung des Verhaltens anderer.

Für das Phänomen des Lernens durch Beobachtung gibt es verschiedene Bezeichnungen und auch Theorien, die beanspruchen, das Phänomen zu erklären. Es ist die Rede von "Nachahmung", "Identifikation", "Introjektion", "Mimikry", "Ansteckung", "Modellierung", "Imitation" etc. Bandura favorisiert den Begriff der Modellierung. Das Lernen durch die Beobachtung von Modellen wird stellvertretendes Lernen, Beobachtungslernen, Imitationslernen oder Lernen am Modell genannt. Dieses Lernen erfolgt - und darauf insistiert Bandura -, ohne dass das damit verbundene *Verhalten* aktuell ausgeführt wird. Sowohl beim klassischen wie beim instrumentellen Konditionieren müssen die Verhaltensweisen, die verändert werden, aktuell ausgeführt werden. Nur so können sie mit Reizen assoziiert oder durch Verstärker gefestigt werden. Beobachtungslernen dagegen erfolgt rein kognitiv. Bandura nimmt an, "... dass Verhalten vor allem durch zentrale Integrationsmechanismen, die der motorischen Ausführung vorgeschaltet sind, gelernt und organisiert wird. Wenn ein Individuum ein Modell des gewünschten Verhaltens beobachtet, gewinnt es eine Vorstellung davon, wie die Reaktionselemente kombiniert und in welche zeitliche Abfolge sie gebracht werden müssen, damit das neue Verhaltensschema entsteht. Mit anderen Worten: Verhalten nach bestimmten Mustern wird mehr durch symbolische Repräsentation gesteuert und weniger durch Ausführung und deren Verstärkung geformt." Das bedeutet, dass Menschen Verhaltensweisen erwerben können, ohne dass sie diese jemals ausgeführt haben. Das ist nicht zuletzt mit Blick auf aggressives Verhalten von Bedeutung. Offensichtlich kann aggressives Verhalten gelernt werden, ohne dass das Individuum beim Erwerb des aggressiven Verhaltens aggressiv ist. Menschen lernen durch Modellierung Verhalten, das sie eventuell gar nie in ihrem Leben ausführen. Und sie sind fähig, Verhaltensweisen zu lernen, die sie zum Zweck des Lernens nicht ausführen müssen. "Die Fähigkeit, modellierte Aktivitäten symbolisch zu repräsentieren, befähigt den Menschen, neue Verhaltensweisen auf dem Wege der Beobachtung zu erwerben, ohne dass ihre Umsetzung in die Tat verstärkt worden wäre." Bandura sprach in einer Arbeit aus dem Jahre 1965 von "no-trial learning", das heisst einem Lernen ohne Versuch bzw. ohne Ausführung.

Natürlich kann es faktisch eine Erleichterung sein, ein beobachtetes Verhalten auch auszuführen. Denn das Lernen durch Beobachtung setzt voraus, dass die beobachtete Verhaltensweise symbolisch, das heisst kognitiv erfasst und "innerlich" repräsentiert werden kann. Wo eine solche symbolische Repräsentation nicht oder nur unvollständig gelingt, da kann die tatsächliche Ausführung der Verhaltensweise den Lernprozess befördern. Das gilt vor allem für schwierige Verhaltensweisen, die durch feinmotorische Prozesse reguliert werden und durch blosses Beobachten nicht erfasst werden können. Als Beispiel können Sie eine Verhaltensweise wie das Singen

eines Liedes nehmen. Wenn Sie nicht selbst schon gesungen haben und damit aus innerer Erfahrung wissen, wie man das konkret macht, ein Lied singen, dürfte die blosse Beobachtung eines Operntenors nicht ausreichen, das Singen einer Arie zu imitieren.

Gerade im Falle von aggressivem Verhalten gilt jedoch nicht, dass es sich dabei um "schwierige" Verhaltensweisen handelt. Aggressives Verhalten beruht oft auf einer Variation alltäglich eingeübter Verhaltensweisen, so dass der Erwerb von aggressiven Kompetenzen kaum Schwierigkeiten macht und durch blosse Beobachtung von Modellen zustande kommen kann. Wenn wir daran denken, dass Aggression oft eine Frage der Intensität ist, mit der eine Verhaltensweise ausgeführt wird, dann erweist sich die Imitation von aggressiven Modellen als leichte Angelegenheit. Viele Verhaltensweisen, die wir für konstruktive Zwecke einsetzen, werden aggressiv, wenn wir sie ganz einfach heftiger ausführen, mit mehr Kraft und Intensität. Etwas gewaltsam tun, kann heissen, etwas, das wir auch friedlich tun können, auf eine bestimmte Art und Weise, eben: eine gewaltsame Art und Weise tun. So ist es denn nicht schwierig zu lernen, wie man sich aggressiv verhält.

Beobachtungslernen erfolgt nicht mechanisch. Entsprechend seiner kognitivistischen Grundüberzeugung geht Bandura davon aus, "... dass Modellierungseinflüssen hauptsächlich informative Funktion zukommt und dass Beobachter eher symbolische Repräsentationen modellierter Ereignisse aufnehmen als eigentliche Reiz-Reaktions-Assoziationen." Oder, wie es an anderer Stelle heisst: "In der Theorie des sozialen Lernens werden die Modellierungsreize nicht so sehr als mechanische Konditionierungsreize angesehen, sondern eher als Informationsquellen. Beobachter verarbeiten die Modellereignisse ebenso sehr mit Hilfe von Transformations- und Organisationsprozessen, wie sie von Assoziationsprozessen abhängen." Wie Bandura jedoch betont, gehen von Modellen auch starke Emotionen und Wertungen aus, so dass ein rein kognitiver Ansatz nicht ausreichend ist, um Modellierungseinflüssen gerecht zu werden.

Ein weiteres Merkmal des Beobachtungslernens liegt darin, dass es ohne Verstärkung auskommt. Wir können durch Beobachtung eines Modells lernen - einfach so, ohne dass wir für den Lernvorgang belohnt werden. Das ist an sich ein interessantes Phänomen, auch wenn es in alltäglicher Perspektive trivial erscheinen mag. Wir können lernen, was wir sehen oder hören, ohne dass etwas weiteres geschieht. Verstärkungen scheinen überflüssig zu sein. Das heisst natürlich nicht, dass Verstärkungen das Beobachtungslernen nicht verbessern können. Jedoch geht Bandura davon aus, dass Verstärkungen beim Lernen am Modell eher eine förderliche als eine notwendige Bedingung darstellen. Was unsere Aufmerksamkeit steuert, das ist zugleich Bedingung des Lernens von Beobachtetem. Wie Ban-

dura lapidar schreibt: "Man braucht nicht verstärkt zu werden, um zwingende auditive Reize zu hören, um sich auffallende visuelle Vorgänge anzusehen oder ins Auge fallende Schönheiten wahrzunehmen." Was uns zu fesseln vermag, ist von intrinsischer Bedeutung und braucht nicht sekundär verstärkt zu werden. Wie wesentlich dieser Punkt gerade in pädagogischer Hinsicht ist, kann die umgekehrte Frage zeigen: Wie könnten wir es erreichen, dass Menschen etwas *nicht* lernen, das sie sehen und von dem sie fasziniert sind? Kann man Menschen, zum Beispiel Kinder, daran hindern zu lernen, was sie sehen? Man kann es wohl nur, wenn man ihnen die Modelle entzieht, von denen sie unwillentlich lernen. Ich meine, dass dies nicht zuletzt deshalb eine pädagogisch interessante Frage ist, weil das Beobachtungslernen offensichtlich eine Lernform ist, die ihre Motivation in sich selbst trägt. Lernen durch Beobachtung ist nicht auf "Zuckerbrot und Peitsche", nicht auf Lohn und Strafe angewiesen; es kann von allein geschehen.

Natürlich nicht in jedem Fall. Es braucht das *Interesse* am Modell, damit es imitiert wird. Menschen zeigen sich selektiv hinsichtlich der Verhaltensweisen, die sie von anderen übernehmen. Gemäss Bandura gibt es Belege in Hülle und Fülle dafür, "... dass Modelle, die mit Prestige, Macht, Intelligenz und Fähigkeiten ausgestattet sind, in beträchtlich höherem Masse nachgeahmt werden, als Modelle von niedrigerer Position." Eine Bedingung für Nachbildungsverhalten kann auch die wahrgenommene Verstärkung des Modells sein. Beobachter sehen, ob ein Modell Erfolg hat mit seinem Verhalten oder nicht. Erfolgreiches Verhalten wird eher imitiert als erfolgloses. Bandura spricht von "stellvertretender Verstärkung". Dieser Terminus wird auf jene Fälle angewandt, "... wo Beobachter ihr Verhalten verändern, weil sie gesehen haben, wie die Handlungen eines Modells belohnt oder bestraft wurden."

In seinen frühen Arbeiten zum Modellernen hat Bandura grosses Gewicht auf den Mechanismus der "stellvertretenden Verstärkung" gelegt. Untersucht wurde, wie Versuchspersonen das Verhalten von Modellen und dessen Verhaltenskonsequenzen beobachten und imitieren. Bandura ging davon aus, dass die Beobachter das Verhalten des Modells innerlich nachvollziehen. Damit vollziehen sie auch die Verstärkung des Modells innerlich nach. Bandura glaubt, die Beobachter würden die beobachtete Verstärkung des Modells stellvertretend miterfahren. Ein Experiment kann die Argumentation Banduras illustrieren. Versuchspersonen waren 40 Knaben und 40 Mädchen im Alter zwischen 38 und 63 Monaten. Als Modelle dienten zwei männliche Erwachsene, die die Kinder in 5-minütigen Filmsequenzen auf einem Fernsehmonitor zu sehen bekamen. Die Kinder wurden zufällig einer von vier Versuchsbedingungen zugeteilt: Experimentalgruppe 1 beobachtete ein erwachsenes Modell, das sich aggressiv verhielt und

für seine Aggressionen verstärkt wurde; Experimentalgruppe 2 beobachtete dasselbe erwachsene Modell, das sich ebenfalls aggressiv verhielt, für seine Aggressionen jedoch bestraft wurde; Kontrollgruppe 1 beobachtete wiederum ein erwachsenes Modell, das sich aber nicht-aggressiv, wenn auch sehr ausdrucksstark verhielt; Kontrollgruppe 2 schliesslich bekam kein Modell zu sehen. Untersucht wurde das Ausmass, in dem die Kinder unter den verschiedenen Versuchsbedingungen das beobachtete Modellverhalten nachahmten.

Es zeigte sich, "... dass Kinder, die zusahen, wie ein Modell für aggressives Verhalten belohnt wurde, signifikant mehr imitatives Aggressionsverhalten zeigten als die Kinder der anderen drei Gruppen, die sich in dieser Hinsicht nicht voneinander unterschieden." Interessanterweise zeigten Interviews, die nach der Untersuchung mit den Kindern durchgeführt wurden, dass die Beobachter des erfolgreichen Aggressors sagten, sie wollten diesem gerne nacheifern, während die Beobachter des nicht-erfolgreichen Aggressors keine Präferenz zeigten, ihrem Modell nachzueifern. Noch interessanter ist die Beobachtung, "... dass ausnahmslos alle Kinder, die bei ihrer Präferenzangabe dem belohnten aggressiven Modell den Vorzug als Imitationsobjekt gegeben hatten, die Verhaltensweisen dieses Modells mit stark negativ wertenden Äusserungen bedachten, wie zum Beispiel 'Rocky ist grob, ich bin genauso grob wie er', 'grob und herrschsüchtig', 'gemein', 'böse', 'er haut Leute'. Ähnliche Missbilligung zeigten diese Kinder auch während der Filmvorführung. Wie die Antworten auf Zusatzfragen über Rockys Verhalten erkennen liessen, war der Hauptgrund für die Attraktivität des aggressiven Verhaltens nicht das innere Bedürfnis nach einem solchen Verhalten, wie es vom Modell gezeigt wurde, sondern der Erfolg dieses Verhaltens, Belohnungen zu erhalten und über sie zu verfügen." Es scheint also, dass die untersuchten Kinder (im Alter von drei bis fünf Jahren) tatsächlich den Erfolg des beobachteten Modells zum Anlass ihres imitativen Verhaltens machten, ganz gleich, ob sie das betreffende Verhalten missbilligten oder nicht. Insofern konnte die Hypothese Banduras bestätigt werden, dass Kinder, die beobachten, wie ein Modell für sein aggressives Verhalten verstärkt wird, eher imitieren, als Kinder, die erleben, dass das Modell für sein Verhalten bestraft wird.

Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass Imitationslernen stattfindet, ohne dass "stellvertretende Verstärkung" beobachtet wird, kann diese den Lernprozess offensichtlich deutlich beeinflussen. Die Verstärkung, die das Verhalten eines Modells erfährt, ist ein Faktor, der die Aufmerksamkeit des Beobachters lenkt. Wenn solche "stellvertretende Verstärkung" nicht beobachtet werden kann, dann finden andere Merkmale des Modells Aufmerksamkeit, wie seine Kleidung, sein Sprechstil, seine allgemeine Erscheinung, sein Alter, sein Geschlecht, die Art und Weise, wie

es sich verhält etc. Bandura meint, dass solche Charakteristika des Modells dann den grössten Einfluss auf die Nachahmung ausüben, wenn die Beobachter nur das Verhalten des Modells, nicht aber dessen Konsequenzen wahrnehmen können.

Zum Aggressionsbegriff

Soweit meine grundsätzlichen Bemerkungen zum Ansatz des sozialen Lernens. Man kann wohl ohne zu übertreiben festhalten, dass das Thema des Lernens durch Beobachtung, das um die letzte Jahrhundertwende durchaus von Interesse war, durch den Siegeszug des Behaviorismus seit Anfang des 20. Jahrhunderts tabuisiert wurde. Erst Anfang der 40er Jahre wagten es einige Forscher erneut, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, jedoch beschränkt auf den Horizont der theoretischen Vorgaben des Behaviorismus. Dazu gehörten im übrigen zwei der Autoren, die mitverantwortlich zeichneten für die Frustrations-Aggressions-Theorie, nämlich Neal Miller und John Dollard (vgl. deren "Social Learning and Imitation" von 1941). Später versuchte auch Skinner, Imitationslernen im Rahmen seines operanten Ansatzes zu erklären (in "Science and Human Behavior" aus dem Jahre 1953). Auch O.H. Mowrer, ein anderer Mitautor des Buches "Frustration and Aggression" legte 1960 einen Erklärungsversuch für Nachahmungsverhalten vor (in seinem Buch "Learning Theory and Behavior"). Aber erst Bandura gelang es, sich vom Korsett des behavioristischen Denkens zu befreien und einen Neuansatz für die Erklärung von Imitationsverhalten zu versuchen. Seit Anfang der 60er Jahre legte Bandura mit einer Vielzahl von Untersuchungen und theoretischen Arbeiten die Basis für die soziale Lerntheorie, in deren Rahmen er sich auch dem Phänomen *Aggression* zuwandte. Und zwar in einem 1973 veröffentlichten Buch "Aggression - A Social Learning Analysis" (dt. "Aggression: Eine sozial-lerntheoretische Analyse" aus dem Jahre 1979), einem Buch, dem eine Reihe experimenteller Studien zum Beobachtungslernen von Aggression vorausgegangen ist. Dieses Buch ist bereits geprägt von der Abkehr Banduras von seiner früheren behavioristischen Position, eine Abkehr, die sich in der zweiten Hälfte der 60er Jahre anbahnte. Bandura findet zu einem Verständnis des Menschen, das aktivistisch und kognitivistisch geprägt ist. Das Beobachtungslernen - so heisst es in einem Aufsatz aus dem Jahre 1974 - erweist sich "... nicht so sehr als Prozess mechanischen Kopierens, sondern eher als ein aktives, auf das Urteil gegründetes und konstruktives Verhalten."

Nach der Darstellung der allgemeinen theoretischen Grundlagen des Ansatzes von Albert Bandura wende ich mich nun seiner Analyse aggressiven Verhaltens zu. Dabei werden einige der bereits angesprochenen Prinzipien des Modellernens nochmals aufgegriffen und präzisiert. Doch vorgängig

möchte ich kurz auf Banduras Verständnis des Aggressionsbegriffs eingehen.

Bandura bringt bezüglich der Identifikation von Aggression einen wichtigen Gedanken ins Spiel. Zunächst einmal betont er grundsätzlich, dass aggressives Verhalten sozial etikettiert wird. "Das gleiche verletzende Verhalten kann als aggressiv oder auch als non-aggressiv etikettiert werden, je nachdem, ob es vom Geschädigten als vorsätzlich oder als unbeabsichtigt empfunden wird, oder ob es sozial sanktioniert ist oder nicht ..." Diesen Punkt habe ich bereits im Vorspann zu meiner Auseinandersetzung mit dem "Waffeneffekt" diskutiert: Was aggressiv ist und was nicht, hängt davon ab, wie ein bestimmtes Verhalten sozial bzw. kulturell eingebettet ist, das heisst ob es durch eine Regel oder Norm als akzeptabel oder nicht ausgewiesen wird. Nur wenn ein Bezug - im negativen oder im positiven - auf eine Regel oder Norm hergestellt werden kann, lässt sich ein Verhalten als "aggressiv" oder nicht identifizieren.

Zu dieser Beurteilung kommen weitere Wahrnehmungsprozesse hinzu. Bandura betont insbesondere die Wahrnehmung der Intensität einer Verhaltensweise. Diesen Punkt haben wir vorhin bereits kurz andiskutiert. Häufig wird eine intensive Reaktion allein ihrer Intensität wegen als aggressiv wahrgenommen. "Verhaltensweisen von grosser Heftigkeit, selbst relativ akzeptable, wie z.B. jemanden laut anreden, Tätigkeiten ausführen, die das Toleranzniveau von anderen übersteigen, und beinahe jede Handlung, die impulsiv ausgeführt wird, tendieren dazu, als aggressiv interpretiert zu werden." Dabei besteht die Gefahr der Fehlklassifikation. Nicht jedes impulsive Verhalten ist tatsächlich ein aggressives Verhalten. Das gilt etwa für leidenschaftliches Verhalten, etwa leidenschaftliche Liebe. Eines der grossen Themen der dramatischen und Roman-Literatur ist das Verhältnis von Liebe, Gewalt und Tod, das wohl daraus seine Dramatik gewinnt, dass beides - Liebe und Gewalt - auf intensiven Gefühlen bzw. intensivem Verhalten beruht. Auch der gemeinsame Liebestod, der ja nicht nur in literarischen Fiktionen vorkommt, gehört - psychologisch gesehen - in diesen Bereich. Erotische oder sexuelle Intensität kann gesteigert werden durch physischen Schmerz, was möglicherweise auch pathologische Formen von Sexualdelikten erklären lässt.

Ich kann auf diesen Punkt nicht näher eingehen. Es muss bei der Beobachtung bleiben, dass die Intensität einer Verhaltensweise zur Verwechslung mit Aggression verleiten kann. Und auch, dass der Wunsch nach Steigerung von Intensität zum Mittel der Aggression greifen kann.

Ein zweiter Punkt, der die Etikettierung aggressiven Verhaltens beeinflussen kann, ist der Ausdruck von Schmerz. So lange wir bei einer Balgerei keine Äusserung von Schmerz wahrnehmen, gehen wir wohl davon aus,

dass keine Aggression im Spiel ist. Andererseits werden Balgereien wahrscheinlich dann als aggressiv bezeichnet, wenn einer der Beteiligten schreit oder auf andere Weise den Eindruck erweckt, dass er verletzt worden ist. Es ist hier vielleicht die Grenze, wo ein zunächst bloss intensives, ausgelassenes Verhalten in unserer Wahrnehmung in ein aggressives übergeht. Auf jeden Fall spielt die Wahrnehmung und Etikettierung von Verhalten eine wesentliche Rolle bei seiner Klassifikation als "aggressiv".

Ein dritter Punkt, den Bandura betont, ist das Geschlecht des Aggressors. Hier erwarten wir Unterschiedliches von einer Frau und von einem Mann. Das Verhalten einer Frau erscheint sehr viel eher als aggressiv, als *dasselbe* Verhalten, wenn es von einem Mann gezeigt wird. Körperliches Durchsetzungsvermögen beispielsweise wird viel eher als Aggression gesehen, "... wenn es von einer Frau als wenn es von einem Mann gezeigt wird, weil derartiges Verhalten weit von der üblichen Erwartung in bezug auf angemessenes weibliches Verhalten abweicht." Auch hier kann es daher leicht zu Fehlklassifikationen führen. Was dem Beobachter so scheint, ist in der Perspektive des beobachteten Individuums eventuell nicht so gemeint.

Dabei können wir nochmals auf das vorhin diskutierte Experiment von Bandura zurückkommen. Es zeigte sich nämlich, dass die Wirkung der Vorbilder unter den vier Experimentalbedingungen auf die beiden Geschlechter verschieden war. Die Knaben neigten zu mehr Aggressionshemmung, wenn sie beobachteten, wie das Modell *bestraft* wurde, oder wenn sie überhaupt kein Modell beobachteten. Umgekehrt verstärkte die Beobachtung des *belohnten* aggressiven Modells oder die Beobachtung des ausdrucksstarken, nicht-aggressiven Modells die imitierte Aggression bei den Knaben stark. Bei den Mädchen dagegen ist generell festzustellen, dass die Wirkung der aggressiven Modelle eher gering war. Eine erhöhte Nachahmung des Modells ist eigentlich nur unter der Bedingung der Belohnung aggressiven Verhaltens festzustellen. Andererseits führt die Konfrontation mit dem nicht-aggressiven Modell bei den Mädchen zu einer Abnahme aggressiver Reaktionen. Dieser Geschlechtseffekt ist etwas, was uns bei Bandura erstmals etwas deutlicher wird. Wir werden darauf zurückkommen müssen. Zunächst jedoch möchte ich nun mit der Darstellung der Aggressionstheorie von Bandura beginnen.

Lernen von aggressivem Verhalten

Was ist die Aufgabe einer Aggressionstheorie? Eine "vollständige Aggressionstheorie" - so Bandura - muss erklären, wie aggressive Verhaltensmuster entwickelt werden, was Menschen dazu bewegt, sich aggressiv zu verhalten und was ihre aggressive Verhaltensweisen aufrechterhält. Es gibt also drei Bereiche, in denen eine Aggressionstheorie Erklärungen anbieten

muss: Entstehung von Aggression, Veranlassung zu aggressivem Verhaltens und Regulation von Aggression.

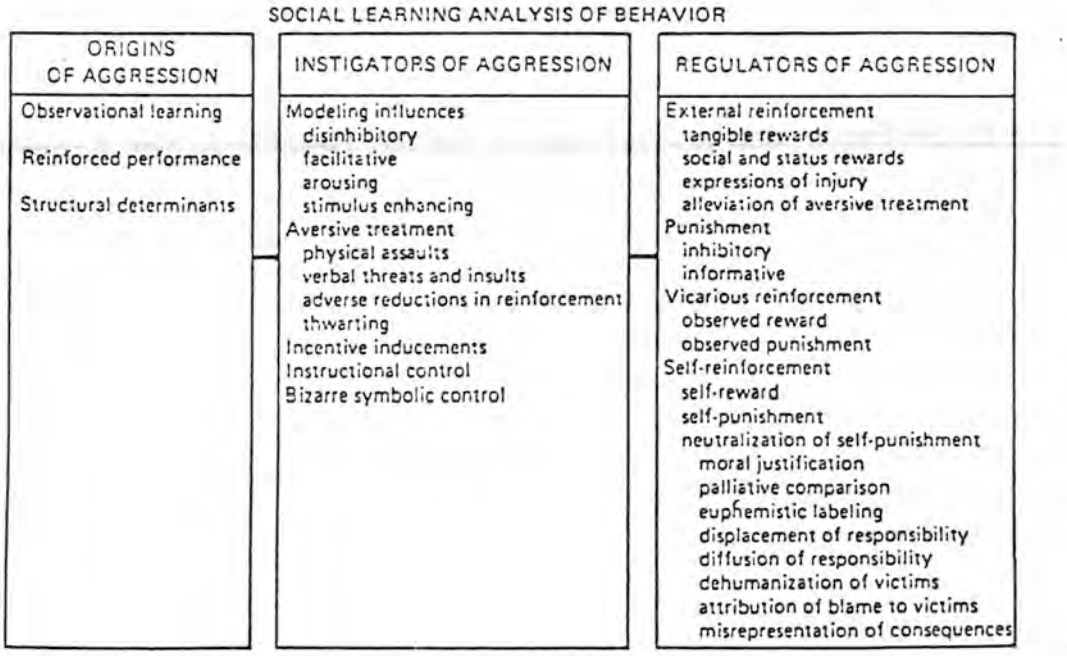


FIG. 9–1. *Schematic outline of the origins, instigators, and regulators of aggressive behavior in social learning theory.*

Diskutieren wir zunächst den *Erwerb* von aggressivem Verhalten. Bandura anerkennt den möglichen Einfluss biologischer ("structural") Faktoren. "Die biologische Struktur setzt offensichtlich Grenzen in bezug auf die Arten aggressiver Reaktionen, die erfolgreich vervollkommnet werden können, und die genetische Ausstattung beeinflusst das Ausmass, in dem das Lernen voranschreitet." Doch die Bedeutung biologischer Faktoren wird als eher gering veranschlagt. Wenn man die Theorie des sozialen Lernens bewerten will, dann kann man sagen, dass sie ein optimistisches Bild des Menschen und seiner Aggressionen zeichnet. Für Bandura ist aggressives Verhalten "... nicht ein unvermeidlicher oder unveränderlicher Aspekt des Menschen, sondern ein Produkt aggressionsfördernder Bedingungen ..., die innerhalb einer Gesellschaft wirksam sind." Folglich hat der Mensch die "Macht, sein Aggressivitätsniveau zu reduzieren".

Menschliche Aggression ist im wesentlichen gelernt: "Die Theorie des sozialen Lernens menschlichen Aggressionsverhaltens nimmt den Standpunkt ein, dass der Mensch mit neurophysiologischen Mechanismen ausgestattet ist, die ihn in die Lage versetzen, sich aggressiv zu verhalten; die Aktivierung dieser Mechanismen ist jedoch auf geeignete Stimulation angewiesen und ist abhängig von kortikaler Kontrolle. Deshalb werden die spezifischen

Formen, die aggressives Verhalten annimmt, die Häufigkeit, mit der es zum Ausdruck gebracht wird, und die spezifischen Zielobjekte, die für den Angriff ausgewählt werden, weitgehend durch soziale Erfahrung bestimmt." Es ist "... nicht notwendig ..., einen Aggressionstrieb anzunehmen, um menschliches Aggressionsverhalten zu erklären." An anderer Stelle heisst es: "Menschen werden nicht mit einem vorgeformten Repertoire aggressiver Verhaltensweisen geboren; sie müssen sie auf irgendeine Art und Weise lernen." Und: "Aus der Perspektive des sozialen Lernens erscheint die Natur des Menschen als breites Spektrum von Potentialen, aus dem durch soziale Einflüsse eine Vielzahl von Formen gestaltet werden kann." Entscheidend sind also die Lernprozesse. Dabei geht Bandura von der simplen Tatsache aus, dass wir lernen können, indem wir das Verhalten anderer beobachten. Es braucht nicht zu sein, dass wir selbst - am eigenen Leibe - eine Erfahrung machen; wir lernen durch die Beobachtung des Verhaltens anderer. Dabei lernen wir sogar wirklich *neue* Verhaltensweisen. Wie wir gesehen haben, kann weder das respondente noch das operante Konditionieren erklären, wie neue Verhaltensweisen erworben werden, da in beiden Fällen nur Assoziationen zwischen bereits vorhandenen Reizen bzw. Reaktionen verändert werden. Wer jedoch beobachtet, wie sich eine andere Person verhält, der kann wirklich neues Verhalten lernen.

Bandura geht also davon aus, dass wir auf zwei Arten lernen: durch unmittelbare Erfahrung und durch Beobachtung des Verhaltens anderer. Beide Arten von Lernen sind wesentlich für den Erwerb aggressiven Verhaltens. Bandura betont keineswegs nur die Seite des Beobachtungslernens. Immer wieder weist er darauf hin, dass aggressives Verhalten deshalb ausgeführt wird, weil es einen funktionalen Wert für das Individuum hat. Menschen sind vielfach deshalb aggressiv, weil ihre Aggressionen gewünschte Ergebnisse bringen, die mit nicht-aggressiven Mitteln nicht so leicht erzielt werden können. Dies ist letztlich auch die Grundidee, die Pattersons Ansatz der operanten Analyse aggressiven Verhaltens zugrunde liegt. Der Hinweis auf den funktionalen Wert von Aggressionen hat daher auch nichts mit Beobachtungslernen zu tun, sondern entspricht der instrumentellen Denkweise des operanten Paradigmas. Mit ihrem Verhalten erreichen Menschen bestimmte Ziele. Je wertvoller ein Ziel ist und je weniger ein Individuum über alternative Mittel verfügt, um das Ziel zu erreichen, desto eher wird es ein aggressives Verhalten einsetzen und beibehalten. Bandura neigt daher dazu, alles aggressive Verhalten als *instrumentell* zu bezeichnen.

Lernen am Modell und Lernen durch Verstärkung wirken gemeinsam im alltäglichen Prozess des Erwerbs von Aggressionen. Menschliches Verhalten, so Bandura, lässt sich besser aus dem gemeinsamen Einfluss beobachteter und unmittelbarer Konsequenzen erklären als durch einen der beiden

Faktoren allein. Aggressive Stile werden im wesentlichen durch Beobachtung gelernt und durch Verstärkung verfeinert.

Modellernen und Aggression

Im Vordergrund von Banduras eigenen Arbeiten steht das Lernen am Modell. Und darauf wollen wir uns nun etwas ausführlicher einlassen. Das Besondere des Beobachtungslernens liegt darin, dass durch die Beobachtung eines Modells nicht nur neue Verhaltensweisen erworben werden können, sondern auch, dass auf diese Weise *umfassende* Verhaltensmuster übernommen werden können, ohne dass das betreffende Verhalten in Elemente zerlegt und Schritt um Schritt geformt werden muss. Beobachtungslernen ist eine Art ganzheitlichen Lernens, obwohl Bandura darin einen Unterschied zum Konzept der Identifizierung sieht, dass beim Beobachtungslernen nicht eine Gleichsetzung mit der ganzen Person des Vorbildes stattfindet. Beobachtungslernen beinhaltet auch nicht die völlig passive Widerspiegelung des Modellverhaltens. Das nachahmende Individuum kann durchaus selektiv vorgehen und nur einzelne Elemente des vorgelebten Verhaltens übernehmen. Darin liegt der aktive Anteil des Beobachters am Erwerb beobachteten Verhaltens. Natürlich können auch Verhaltensweisen von verschiedenen Vorbildern übernommen und zu einer eigenständigen Integration verbunden werden.

Das Beobachtungslernen beruht auf grundlegenden psychischen Subprozessen, wie Wahrnehmung, kognitive Funktionen und Behalten. Bandura unterscheidet im einzelnen vier solcher Subprozesse. Dabei handelt es sich im Grunde genommen um triviale Bedingungen des Beobachtungslernens, nämlich 1) Aufmerksamkeitsprozesse, 2) Gedächtnisprozesse, 3) motorische Reproduktionsprozesse und 4) Verstärkungs- und Motivationsprozesse. In den Worten von Bandura: "Lernen durch Beobachtung wird von vier Teilprozessen gesteuert: a) Aufmerksamkeitsfunktionen regulieren die sensorische Eingabe und Wahrnehmung modellierter Handlungen; b) durch Kodierung und symbolische Wiederholung werden transitorische Erfahrungen zur Gedächtnisrepräsentation in stabile Anweisungen für ihre Ausführung umgeformt; c) motorische Reproduktionsprozesse steuern die Integration konstituierender Akte in neue Reaktionsmuster; und d) anspornende oder motivierende Prozesse entscheiden darüber, ob Reaktionen, die durch Beobachtungen erworben wurden, ausgeführt werden." Von diesen vier aufeinander bezogenen Subprozessen hängt es ab, ob die Beobachtung eines Modells überdauernde Verhaltenseffekte hat oder nicht. Diskutieren wir die vier Subprozesse im einzelnen.

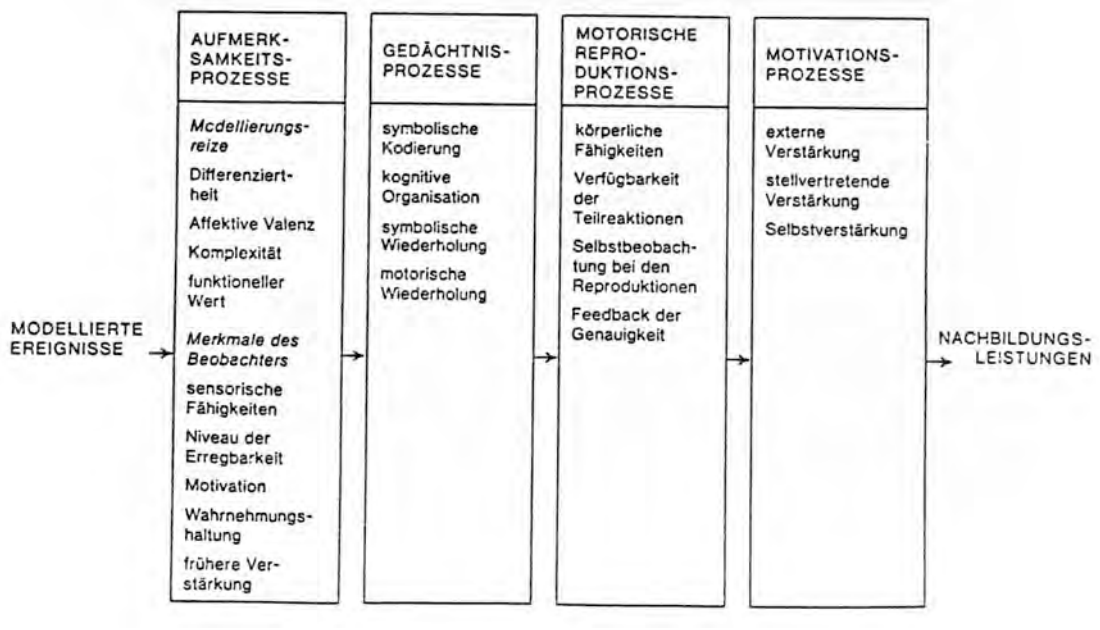
ad 1) Aufmerksamkeitsprozesse. "Eine der wichtigsten Funktionen des Beobachtungslernens übernehmen die Aufmerksamkeitsprozesse. Wenn man Menschen die modellierten Reaktionen lediglich vorführt, garantiert dies

allein noch nicht, dass sie ihnen ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden, aus dem Gesamtkomplex der gebotenen Reize die relevantesten Ereignisse auswählen und die Hinweisreize genau wahrnehmen, denen sie sich zuwenden sollen." Es bedarf der aufmerksamen Zuwendung zum Modell, soll dieses lernwirksam werden. Faktoren, die die Aufmerksamkeit steuern, sind die Attraktivität des Modells, das Interesse, das es erweckt, seine Differenziertheit, seine Macht, sein Prestige, seine Kompetenz, seine Ausstrahlungskraft etc. "Modelle, die interessante und gewinnende Eigenschaften besitzen, werden aktiv aufgesucht, wohingegen solche, denen attraktive Merkmale fehlen, eher ignoriert oder aktiv zurückgewiesen werden, selbst wenn sie andere Vorzüge haben." Von Bedeutung sind auch Freundschaftspräferenzen oder allgemein emotionale Faktoren. George Herbert Mead sprach in ähnlichem Zusammenhang vom "signifikanten anderen", dem gegenüber "role taking" praktiziert wird. Wir neigen eher dazu, Modelle zu imitieren, die wir mögen, als solche, die wir ablehnen. Allerdings gibt es auch das psychoanalytische Konzept der "Identifikation mit dem Angreifer", das meint, dass eine Identifikation mit einer Person stattfinden kann, vor der wir Angst empfinden. Durch Übernahme der Attribute des drohenden Vorbildes - so die psychoanalytische Idee - können die Angstgefühle überwunden werden. Bandura ist allerdings der Ansicht, dass die "Identifikation mit dem Aggressor" nicht auf der Basis einer Angstbeziehung zum beobachteten Modell stattfindet. Aufgrund seiner Untersuchungen neigt er dazu, die Frage, ob das Verhalten eines Modells *erfolgreich* ist, als den entscheidenden Faktor bei der Übernahme des Modell-Verhaltens durch den Beobachter anzunehmen. Wenn Modell-Lerneffekte auf der Basis von beobachteten Verhaltenskonsequenzen zustande kommen, dann ist eher anzunehmen, dass die Furcht vor Bestrafung oder Bedrohung irrelevant für den Identifikationsprozess ist.

ad 2) Gedächtnisprozesse. "Eine Person", schreibt Bandura, "kann durch das Verhalten eines Modells nicht stark beeinflusst werden, wenn sie kein Gedächtnis dafür hat." Die beobachteten Ereignisse müssen behalten werden. Bandura nimmt an, dass dies in symbolischer Form geschieht, das heisst in Form von Bildern oder sprachlichen Zeichen. "Nach der Theorie des sozialen Lernens üben die Beobachter eine höchst aktive Funktion aus, indem sie die Modellierungsreize in leicht erinnerliche Schemata umformen, klassifizieren und organisieren. Sie sind beileibe nicht regungslose Kameras oder Tonbänder, die einfach isomorphe Repräsentationen der modellierten Ereignisse aufnehmen." Zusätzlich zur Leistung der Registrierung nimmt Bandura an, dass das beobachtete Verhalten dadurch innerlich verfestigt wird, dass es vom Individuum aktiv reproduziert und wiederholt wird. Dabei können beobachtete Ereignisse reorganisiert und neu kodiert werden.

ad 3) Motorische Reproduktionsprozesse. Dabei geht es um die verhaltensmässige Ausführung dessen, was man gelernt hat. Es genügt nicht, ein Verhalten zu beobachten und im Gedächtnis zu speichern. Das Individuum muss auch die Kompetenz haben, das modellierte Verhalten motorisch auszuführen. Allerdings ist schon hier anzumerken, dass Bandura zu dieser Komponente seiner Theorie wenig Aussagen macht. Wie genau Beobachtung und "Speicherung" des beobachteten Verhaltens wirksam werden, bleibt ziemlich dunkel.

ad 4) Verstärkungs- und Motivationsprozesse. Ein Individuum kann die Fähigkeit zur Ausführung einer modellierten Verhaltensweise erworben haben und trotzdem das Verhalten nicht ausführen, da eine entsprechende Motivation fehlt, zum Beispiel weil es negative Sanktionen antizipiert oder sich keinen Erfolg verspricht. Sobald die motivationalen Bedingungen gegeben sind, wird das Verhalten ausgeführt. Zusammenfassend ergibt sich das folgende Schema der vier Subprozesse des Modellernens:



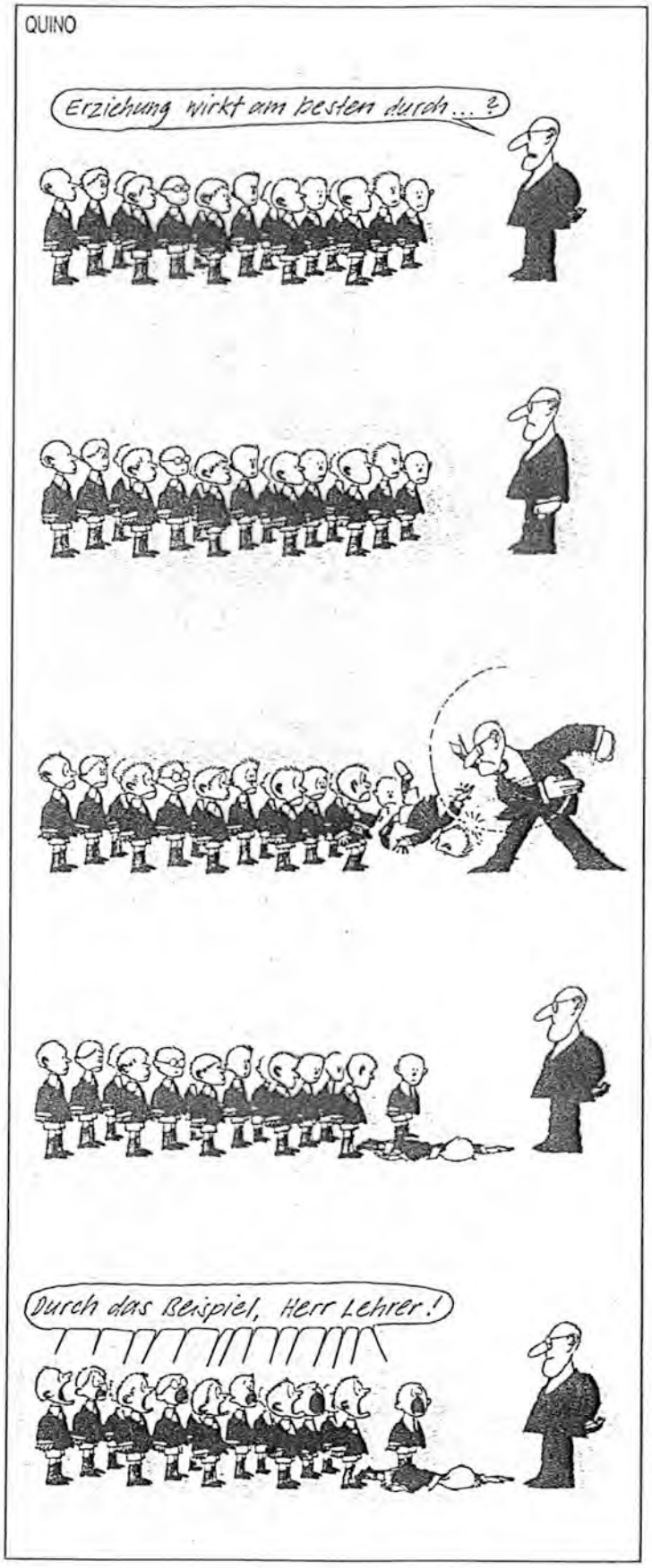
Wo findet Modellernen von Aggression statt? Bandura sieht in einer modernen Gesellschaft drei entsprechende Lerngelegenheiten: die Familie, die Subkultur und die Medien. Kinder lernen aggressives Verhalten von ihren Eltern und anderen Familienmitgliedern, von anderen Angehörigen der Kultur, in der sie aufwachsen, und von den symbolischen Modellen in den Massenmedien. Im letzteren Fall spielt das *Fernsehen* eine wesentliche Rolle. Was die *Familie* anbelangt, sind insbesondere die Erziehungspraktiken der Eltern von ausschlaggebender Bedeutung. In einer Untersuchung von Hoffman zeigte sich, "... dass Mütter, die die Befolgung ihrer Forderungen mithilfe tyrannischer Methoden erzwangen, die verbale und körper-

liche Aggressionen beinhalteten, Kinder hatten, die ähnliche aggressive Taktiken anwandten, um das Verhalten ihrer gleichaltrigen Spielkameraden zu kontrollieren. In vielen Fällen ist die Modellierung, die Disziplinierungsmassnahmen bewirken, mit den Effekten unmittelbarer 'Lektionen' nicht konsistent und steht daher im Widerspruch dazu. Wenn beispielsweise ein Elternteil sein Kind schlägt, weil es einen Spielkameraden geschlagen hat, so liegt das beabsichtigte Ziel der Bestrafung darin, dass das Kind es unterlassen sollte, andere zu schlagen. Gleichzeitig mit der beabsichtigten Lektion stellt der Elternteil jedoch unbeabsichtigt genau das Verhalten beispielhaft dar, das er zu eliminieren versucht. Aus Furcht vor Vergeltung werden die Kinder mit grosser Wahrscheinlichkeit keine Gegenaggressionen gegenüber ihren Eltern zeigen, aber der Einfluss des elterlichen Vorbildes kann stärker sein als elterliche Gebote, die das Verhalten in ausserfamiliären Situationen steuern sollen." Das gilt vergleichbar auch für die Schule (wie der Cartoon auf S. 217 zeigt).

Wer andere schlägt, mit der Absicht, sie von aggressivem Verhalten abzuhalten, gibt selbst ein Beispiel für aggressives Verhalten und darf sich nicht wundern, wenn er auf ganz andere Art und Weise wirksam ist als er sich dies vorgestellt hat.

Was die *Subkultur* anbelangt, so kann auch sie eine Fülle von Vorbildern aggressiven Verhaltens geben. Bandura schreibt: "Die höchsten Quoten aggressiven Verhaltens findet man in Umgebungen, in denen aggressive Modelle reichlich vorhanden sind und in denen Aggressivität als eine hochbewertete Eigenschaft angesehen wird. In diesen delinquenten Subkulturen ... erlangt man Status in erster Linie durch kämpferische Verwegenheit. Deshalb sind gute Aggressoren die angesehenen Modelle, nach denen die anderen ihr Verhalten ausrichten. Die Kombination von angesehener aggressiver Modellierung und positiver Verstärkung von Kampfverhalten und von anderen deutlichen Anzeichen für Härte bringt die wirksamsten Bedingungen für die Weiterentwicklung von Aggressivität hervor. Die schwierigste Frage lautet eigentlich nicht, warum Menschen, die in einem aggressionserzeugenden Milieu leben, aggressive Reaktionsformen entwickeln, sondern, warum es auch solche Menschen gibt, die in der gleichen Umgebung einen ausgesprochen anderen Lebensstil entwickeln."

Was schliesslich die *Medien* anbelangt, so macht Bandura deutlich, dass Menschen aggressives Verhalten lernen können, auch wenn in der Familie oder in der Subkultur keine entsprechenden Vorbilder vorhanden sind, und zwar über die Modelle, die das *Fernsehen* zur Verfügung stellt. "Es liegt genügend empirisches Beweismaterial dafür vor ..., dass Kinder wie Erwachsene Einstellungen, emotionale Reaktionen und komplexe Verhaltensmuster erwerben, wenn man sie bildhaft präsentierten Modellen aussetzt. Hält man sich vor Augen, wie wirksam bildhafte Modellierung ist


QUINO
Erziehung wirkt am besten durch...?
Durch das Beispiel, Herr Lehrer!

und wieviel Zeit Menschen damit zubringen, Fernseh-Produktionen zu betrachten, kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Massenmedien eine wichtige Rolle bei der Ausbildung des Verhaltens und der sozialen Einstellungen spielen." Auf die Situation in den USA bezogen, konnte die Forschung - so Bandura - mehrfach zeigen, dass das Fernsehen eine reiche Quelle von Gewalt ist. Das Problem der Gewaltdarstellung im Fernsehen liegt seiner Ansicht nach im wesentlichen darin, dass die Botschaft der Fernsehgewalt verwerflich ist. Dargestellt werden Helden - im allgemeinen männlichen Geschlechts -, die durch Anwendung von körperlicher Gewalt Kontrolle über Weideland, Gold, Minen, Schlachtvieh, Nachtlokale, attraktive Schönheiten, über die Polizei, über Aktiengesellschaften und prominente Persönlichkeiten erlangen. "Die Aggressoren werden gewöhnlich bis zum Ende des Programms nicht bestraft und dann nur einmal - nachdem sich ihre antisozialen Lebensstile über einen ausgedehnten Zeitraum hinweg als höchst vorteilhaft erwiesen hatten. Die darin enthaltene Mitteilung lautet also nicht, dass Verbrechen sich nicht lohnt, sondern vielmehr, dass der Lohn der Gewalt nicht schlecht ist, abgesehen von einer gelegentlichen Panne."

Bandura meint nicht, die Massenmedien seien für das Gewaltniveau in einer Gesellschaft allein verantwortlich. Die Verteidiger des Fernsehens stützen sich auf das zweifellos richtige Argument, aggressives Verhalten sei multipel determiniert und lasse sich nicht aus irgendeiner einzelnen Quelle erklären. Doch dieses Argument ist trivial. Jedes Verhalten, auch friedfertiges, ist multipel determiniert. Die These Banduras ist daher nicht, das Fernsehen allein sei schuld an der Gewalt in einer Gesellschaft. Tatsächlich könnte mit gleichem Recht behauptet werden, "... zerrüttete Elternhäuser, abweisende Eltern, Verarmung, Unterdrückung und polizeiliche Provokation seien für sich genommen nicht die einzigen und unveränderlichen Ursachen aggressiven Verhaltens. Man verbessert das Verständnis der Wirkungen der Medien nicht, indem man unsinnige kausale Behauptungen aufstellt, die dann negativ beantwortet werden; Platitüden wie diejenigen, Fernseheinflüsse wirkten durch eine Vielzahl von vermittelnden Faktoren, werden in der Literatur zu diesem Thema oft und gern als prägnante Kausalanalysen verkauft. Natürlich ist die Darstellung gewaltsamer Methoden weder eine hinreichende noch eine notwendige Bedingung für aggressives Verhalten. Dasselbe kann für jede andere Determinante aggressiven Verhaltens behauptet werden." Man kann daher nicht die Gewalt im Fernsehen für die Gewalt in einer Gesellschaft allein verantwortlich machen. Das wäre genauso falsch, wie wenn man irgendeinen anderen singulären Faktor, wie beispielsweise das Ausmass an Frustration in einer Gesellschaft, für die Gewaltbereitschaft von Menschen verantwortlich machen wollte. Doch wenn man diese simple monokausale These verwirft, dann folgt daraus

nicht, dass das Fernsehen nicht *mitverantwortlich* ist an der Gewalt in einer Gesellschaft.

Entsprechend der Unterscheidung von Kompetenz und Performanz, liegt die Wirksamkeit von Gewaltdarstellungen im Fernsehen im wesentlichen im Kompetenzbereich. "Das Fernsehen hat keinen direkten Einfluss auf die Aggressionsauslöser, die von seinen Zuschauern erlebt werden, oder die Bekräftigungen, die ihre Umgebung für derartiges Verhalten bereitstellt. Vielmehr beeinflusst es ihre aggressiven Tendenzen in erster Linie, indem es ihnen beibringt, wie man sich aggressiv verhält, und durch die Art und Weise, in der es den funktionellen Wert gewaltsamen Verhaltens schildert." Ob dann diese durch Beobachtung gelernte aggressive Kompetenz auch angewandt, das heisst in Performanz umgesetzt wird, ist eine Frage der Auslösebedingungen von aggressivem Verhalten. Und diese Bedingungen werden nicht unmittelbar vom Fernsehen bestimmt. Bandura äussert sich wie folgt: "In Anbetracht der reichlich vorhandenen Daten für das Beobachtungslernen gibt es nicht mehr länger irgendeine Berechtigung für zweideutige Aussagen darüber, ob Kinder oder Erwachsene Aggressionstechniken von Fernsehmodellen lernen. Menschen, die kommerzielles Fernsehen eine Zeitlang ansehen, lernen eine Menge aggressiver Taktiken und zahllose Mordmethoden. Das Fernsehen ist ein ausge-zeichneter Lehrer. Die Menschen führen natürlich nicht all das aus, was sie lernen. Bisher wurde schon ein beträchtlicher Fortschritt dabei erzielt, einige der Faktoren zu identifizieren, die mit den Modellierungseinflüssen interagieren, um aggressive Verhaltensweisen zu fördern oder einzuschränken. Individuen, denen Gewaltdarstellungen dargeboten werden, werden mit grösserer Wahrscheinlichkeit und mit grösserer Intensität aggressiv handeln als jene, die solche Darstellungen nicht gesehen haben, wenn sie (1) einer Provokation oder emotionaler Erregung ausgesetzt werden, wenn sie (2) vorher aggressive Verhaltensweisen eingeübt haben, wenn ihnen (3) eine adäquate Rechtfertigung für aggressives Verhalten geliefert wird, wenn (4) die Bedrohung durch Vergeltung reduziert wird, wenn (5) die schädlichen Konsequenzen der Aggressionen nicht völlig offensichtlich sind, und wenn (6) aggressives Verhalten einen funktionellen Wert dabei hat, materielle Belohnungen, soziale Anerkennung, eine Erhöhung der Selbstachtung oder erfolgreiche Vergeltung gegenüber unliebsamen Gegnern zu garantieren." Da die meisten Verhaltensweisen unter der multiplen Kontrolle interagierender Einflüsse stehen, spielt das Fernsehen bei der Verursachung aggressiven Verhaltens lediglich eine partielle Rolle. Diese aber ist bedeutend genug, um in Frage gestellt zu werden. "Die Macht des Vorbildes", so Bandura, "ist erwiesenermassen gross: Also müssen die Nachrichtenmedien Vorsicht üben, wenn sie detaillierte Aggressionstechniken und deren un-

mittelbare Belohnungen darstellen; sonst fördern sie gerade das, worüber sie berichten."

Bei seiner Auseinandersetzung mit den Wirkungen aggressiver Vorbilder in den Massenmedien geht Bandura von der Annahme aus, dass Verhalten gelernt werden kann, ohne dass es notwendigerweise angewandt wird. Es gibt einen Unterschied zwischen Kompetenz und Performanz, wie wir anlässlich unserer Auseinandersetzung mit Patterson erstmals festgestellt haben. Dieser Unterschied ist für Bandura im übrigen auch für die Unterschiede im aggressiven Verhalten zwischen den Geschlechtern verantwortlich. Beides - Fernsehen und Geschlecht - wird in dem folgenden Zitat von Bandura zueinander in Beziehung gesetzt: Man muss die Lerneffekte der Fernsehgewalt von den Effekten der Ausführung von Gewalt unterscheiden. "Offensichtlich muss man nicht emotional gestört oder überaggressiv sein, um aggressive Taktiken durch Beobachtung zu lernen. Sanfte Kinder lernen genauso viel von einem aggressiven Vorbild wie aggressive Kinder. Mädchen, die gewöhnlich weniger zu körperlichem Aggressionsverhalten disponiert sind als Jungen, lernen aggressive Verhaltensmuster ebenso gut, auch wenn sie weniger dazu neigen, sie in die Tat umzusetzen - sofern sie nicht dazu gereizt werden. In dem Ausmass, in dem aggressive Menschen mehr Zeit darauf verwenden, Gewalt im Fernsehen anzusehen, haben sie mehr Gelegenheit, davon beeinflusst zu werden."

Der Unterschied zwischen aggressiver Kompetenz und aggressiver Performanz ist von Bandura auch experimentell untersucht worden. Ich werde darauf zurückkommen, möchte Ihnen aber vorgängig ein weiteres Experiment vorstellen, das Bandura zur Untersuchung des Beobachtungslernens durchgeführt hat. In dem Experiment wurden Kinder mit aggressiven und nicht-aggressiven erwachsenen Vorbildern zusammengebracht und dann in einer neuen Situation - in Abwesenheit des Vorbildes - auf das Ausmass des Imitationslernens hin getestet. Die Versuchsanlage entspricht weitgehend derjenigen des Experimentes, das wir bereits diskutiert haben. Die Vorhersage von Bandura und seinen Mitarbeitern lautete, dass Versuchspersonen, die aggressive Vorbilder gesehen haben, aggressive Handlungen nachahmen, die denen ihrer Vorbilder ähneln, und sich in dieser Hinsicht sowohl von Versuchspersonen, die nicht-aggressive Vorbilder beobachtet haben, unterscheiden, als auch von Versuchspersonen, die zuvor kein Vorbild beobachtet haben. Eine weitere Hypothese war, dass die Beobachtung disziplinierter, nicht-aggressiver Vorbilder auf das spätere Verhalten eine hemmende Wirkung hat, das heisst, Kinder, die ein Vorbild beobachten, das nicht-aggressiv und diszipliniert ist, werden dieses Verhalten ebenso imitieren wie sie unter den anderen Bedingungen aggressives Verhalten imitieren. Die explizite Formulierung dieser Hypothese ist deshalb wichtig, weil Bandura damit darauf aufmerksam macht, dass er die Nachahmung

nicht nur im Falle von abweichenden, sondern auch im Falle von konformem Verhalten für einen relevanten Lernmechanismus hält. Es wurde auch erwartet, dass ein Geschlechtseffekt besteht, das heisst die Kinder werden das Verhalten des Vorbildes ihres Geschlechts in höherem Masse imitieren als das Verhalten des Vorbildes des anderen Geschlechts. Das bedeutet, dass in diesem Experiment sowohl mit männlichen wie mit weiblichen Modellen gearbeitet worden ist. In diesem Punkt besteht eine zentrale Differenz zum Experiment, das wir bereits diskutiert haben, bei dem als Vorbilder ausschliesslich männliche Erwachsene fungierten.

Versuchspersonen waren 36 Knaben und 36 Mädchen aus dem Kindergarten der Stanford University. Ihr Alter reichte von 37 bis 69 Monaten. Wie gesagt, dienten zwei Erwachsene, einer männlichen und eine weiblichen Geschlechts als Vorbilder, und eine Versuchsleiterin führte die Untersuchung bei allen 72 Kindern durch. Der Versuchsplan gestaltete sich wie folgt: "Die Vpn wurden in acht Versuchsgruppen mit je 6 Vpn und in eine Kontrollgruppe mit 24 Personen eingeteilt. Die eine Hälfte der Vpn der Experimentalgruppe wurde mit aggressiven Vorbildern konfrontiert, die andere Hälfte mit Vorbildern, die in ihrem Verhalten diszipliniert und nichtaggressiv waren. Diese Gruppen wurden weiter in Gruppen männlicher und weiblicher Vpn unterteilt. Die Hälfte der Vpn der 'aggressiven' und der 'nichtaggressiven' Bedingung hatten Vorbilder desselben Geschlechts zu beobachten, die übrigen Vpn jeder Gruppe beobachteten Vorbilder des jeweils anderen Geschlechts. Die Kontrollgruppe wurde vorher mit keinen erwachsenen Vorbildern konfrontiert und wurde nur in der 'Generalisierungssituation' getestet." Wir haben also folgende Versuchsanordnung:

<table>
<tr><td colspan="5">72 Kinder zwischen 37 und 69 Monaten</td></tr>
<tr><td colspan="4">Experimentalgruppe</td><td>Kontrollgruppe</td></tr>
<tr><td colspan="2">24 Kinder mit aggressivem Vorbild</td><td colspan="2">24 Kinder mit nicht-aggressivem Vorbild</td><td>24 Kinder ohne Vorbild</td></tr>
<tr><td>12 Knaben</td><td>12 Mädchen</td><td>12 Knaben</td><td>12 Mädchen</td><td rowspan="3"></td></tr>
<tr><td>6 Knaben mit männlichem Vorbild</td><td>6 Mädchen mit männlichem Vorbild</td><td>6 Knaben mit männlichem Vorbild</td><td>6 Mädchen mit männlichem Vorbild</td></tr>
<tr><td>6 Knaben mit weiblichem Vorbild</td><td>6 Mädchen mit weiblichem Vorbild</td><td>6 Knaben mit weiblichem Vorbild</td><td>6 Mädchen mit weiblichem Vorbild</td></tr>
</table>

Das Experiment ging folgendermassen vor sich: "Zunächst wurden die Vpn einzeln von der Vl in den Versuchsraum gebracht, und das Vorbild, das auf dem Gang vor dem Zimmer wartete, wurde von der Vl gebeten, hereinzukommen und bei dem Spiel mitzumachen. Die Vl führte die Vp dann in eine Ecke des Zimmers, die als Spielbereich der Vp eingerichtet war. Die Vl liess das Kind an einem kleinen Tisch Platz nehmen und zeigte dann, wie die Vp mit den vorhandenen Kartoffelstempeln und Bildaufklebern Bilder machen könne. Die Kartoffelstempel hatten eine Vielzahl geometrischer Formen, die Aufkleber waren ansprechende farbige Bilder von Tieren, Blumen und Wildwestfiguren, die auf eine Weidelandschaft geklebt werden konnten. Diese Aktivitäten waren ausgesucht worden, da man in früheren Untersuchungen im Kindergarten festgestellt hatte, dass die Kinder ihnen grosses Interesse entgegenbrachten.

Nachdem die Vl die Vp in ihre Ecke gebracht hatte, begleitete sie das Vorbild zur gegenüberliegenden Ecke des Zimmers, wo sich ein kleiner Tisch und ein Stuhl befand, ein Satz Holzspielzeug zum Zusammensetzen, ein Schlagholz und eine 1,50m grosse, aufblasbare Bobo-Puppe. Die Vl erklärte, dies sei das Spielzeug, mit dem das Vorbild spielen könne, und verliess den Raum, nachdem sich das Vorbild gesetzt hatte.

Bei Vpn unter der *nichtaggressiven Bedingung* setzte das Vorbild das Holzspielzeug ruhig und diszipliniert zusammen und ignorierte die Bobo-Puppe völlig. Im Gegensatz dazu begann das Vorbild bei Vpn unter der *aggressiven Bedingung* zwar damit, das Holzspielzeug zusammenzusetzen, aber nach ungefähr einer Minute wandte sich das Vorbild der Bobo-Puppe zu und zeigte in der restlichen Zeit aggressives Verhalten der Puppe gegenüber." Das Vorbild zeigte verschiedene Arten aggressiven Verhaltens und äusserte sich auch verbal aggressiv gegenüber der Puppe.

Nach zehn Minuten betrat die Versuchsleiterin den Raum, sagte zur Versuchsperson, dass sie nun in einen anderen Raum gehen würde, und verabschiedete sich von dem Vorbild.

Das Ausmass des Imitationslernens wurde in einem anderen Raum getestet. Vor dem Imitationstest wurden jedoch alle Versuchspersonen einer leichten Erregung von Aggression unterworfen, um sicher zu stellen, dass ein gewisses Mass an Anregung zu Aggression entstanden war. Diese Erregung bestand in einer Frustration der Kinder, denen attraktives Spielzeug angeboten wurde, mit dem sie aber nicht spielen durften.

Das Imitationsverhalten wurde folgendermassen erfasst: "Der Versuchsraum enthielt eine Vielfalt von Spielsachen, darunter einige, die bei imitierter oder nicht imitierter Aggression benutzt werden konnten, und andere, die wohl vorwiegend nichtaggressive Verhaltensformen auslösen dürften. Die aggressiven Spielsachen waren eine ca. ein Meter grosse Bobo-Puppe,

ein Schlagholz samt Brett mit Pflöcken, zwei Pfeilgewehre und ein Ball mit einem aufgemalten Gesicht, der an einem Seil von der Decke herabhing. Die nichtaggressiven Spielsachen dagegen bestanden aus einem Teeservice, Malstiften und buntem Papier, einem Ball, zwei Puppen, drei Bären, Autos, Lastwagen und Plastikhaustieren. ... Die Vp verbrachte 20 Minuten in diesem Versuchsraum. In dieser Zeit wurde ihr Verhalten nach vorher festgelegten Reaktionskategorien durch Bewerter eingestuft, die die Sitzung durch eine Einwegscheibe vom angrenzenden Beobachtungsraum aus beobachteten." Registriert wurden die imitierte Aggression des Modells, und zwar physische und verbale Aggression gleichermassen. Registriert wurde auch die Imitation von nicht-aggressiven Verhaltensweisen. Dann wurde auch auf nicht-imitiertes Verhalten geachtet, sowohl aggressives wie nicht-aggressives.

Zu den Ergebnissen: Die Versuchspersonen der Aggressionsbedingung wiederholten ein beträchtliches Ausmass an physischem und verbalem aggressivem Verhalten, das dem des Vorbildes ähnelte, und ihre Mittelwerte unterschieden sich deutlich von denen der Versuchspersonen der nicht-aggressiven Bedingung und der Kontrollgruppe, die praktisch keine imitierte Aggression zeigten. Die Vorhersage, dass die Beobachtung aggressiver Vorbilder die Wahrscheinlichkeit aggressiven Verhaltens bei den Versuchspersonen erhöht, wurde somit bestätigt. Die Imitation beschränkte sich nicht auf die aggressiven Reaktionen des Vorbildes. Ungefähr ein Drittel der Versuchspersonen der aggressiven Bedingung gaben auch die nicht-aggressiven verbalen Reaktionen des Vorbildes wieder, während keine der Versuchspersonen weder in der nicht-aggressiven Gruppe noch in der Kontrollgruppe solche Bemerkungen machte. Der Effekt geht praktisch ausschliesslich zulasten der Aggression von Versuchspersonen, die aggressive Vorbilder beobachteten. Zwischen der Gruppe mit nicht-aggressivem Vorbild und der Kontrollgruppe besteht kein signifikanter Unterschied.

Interessant sind die Ergebnisse bezüglich des Geschlechts des Vorbildes. Es zeigte sich nicht, dass die Knaben generell mehr Aggression imitieren als die Mädchen. Lediglich physische Aggression wird von den Knaben statistisch signifikant häufiger imitiert als von den Mädchen. Mädchen und Knaben unterscheiden sich dagegen nicht in der Imitation verbaler Aggression. Darüber hinaus scheint das männliche aggressive Vorbild auf Knaben eine stärkere Wirkung zu haben als auf Mädchen, das heisst Knaben zeigen mehr aggressives Verhalten nach Imitation des männlichen Vorbilds als Mädchen. Im Gegensatz dazu äusserten Mädchen, die das weibliche Vorbild beobachtet hatten, mehr imitierte verbale Aggression und zeigten mehr nicht-imitierte Aggression als Knaben. Es scheint, dass das männliche Vorbild das Verhalten der Versuchspersonen in höherem Masse beeinflusste als dies für das weibliche Vorbild zutraf. Das gilt auch für die Imi-

tation nicht-aggressiven Verhaltens. Versuchspersonen, die das nicht-aggressive männliche Vorbild beobachteten, zeigten weniger aggressives Verhalten als Versuchspersonen der Kontrollgruppe, während entsprechende Vergleiche beim weiblichen Vorbild durchgängig nicht signifikant waren.

Die Erklärung für diesen Geschlechtseffekt sieht Bandura in der Wirksamkeit von Geschlechterstereotypen. "Bei einem in hohem Masse typisch 'maskulinen' Verhalten, wie physische Aggression, besteht eine Tendenz bei männlichen wie auch weiblichen Vpn, das männliche Vorbild in stärkerem Masse zu imitieren als das weibliche. Andererseits kommt es im Fall verbaler Aggression, die weniger deutlich an das Geschlecht gebunden ist, am stärksten zur Imitation bei einem Vorbild des gleichen Geschlechts. Diese Trends und das Ergebnis, dass Jungen im Verhältnis zu Mädchen im allgemeinen physische Aggression stärker imitieren, sich aber bezüglich der Imitation verbaler Aggression nicht von ihnen unterscheiden, weist darauf hin, dass Vpn je nach Geschlecht des Vorbildes möglicherweise unterschiedlich beeinflusst werden ..."

Bandura und seine Mitarbeiter haben eine Reihe ähnlicher Experimente durchgeführt, die alle mit Deutlichkeit belegen, dass Aggression durch Beobachtung von Modellen gelernt werden kann. Dabei ist u.a. auch der Einfluss anderer Darbietungsmedien untersucht worden, das heisst statt der realen Präsenz eines Modells dessen symbolische Darstellung, zum Beispiel in einem Film, in einem Zeichentrickfilm oder in einem Text. Dabei zeigte sich, dass nicht nur die reale Präsenz eines Modells Beobachtungslernen auszulösen vermag, sondern auch dessen Darstellung in symbolischen Medien, vorausgesetzt jedenfalls, die wichtigsten Merkmale seines Verhaltens werden entweder bildlich oder sprachlich genau dargestellt. Dabei zeigte sich in einem der Experimente, dass der Zeichentrickfilm für das Lernen aggressiver Reaktionen nicht besonders wirksam, jedoch hinsichtlich des Abbaus von Hemmungen, die bereits gelerntes Verhalten zurückbinden, besonders effektiv war. Diese Experimente zeigen, dass es vielfältige Modellierungsformen für aggressives Verhalten gibt. Bandura schreibt: "In technologisch entwickelten Gesellschaften wird Verhalten gewöhnlich in einer Vielfalt von Formen modelliert. Viele soziale Lernprozesse werden durch Vorbilder gefördert, die die Leute im Alltag geben. Menschen gestalten ihr Verhalten aber auch nach symbolischen Modellen, von denen sie lesen oder die sie in audiovisuellen Vorführungen beobachten. Sobald Menschen lesen und schreiben können, dienen auch schriftliche Darstellungen, die Handlungen und Erfolge anderer beschreiben, als Anhaltspunkte für neue Verhaltensformen. Eine weitere einflussreiche Quelle sozialen Lernens auf allen Altersstufen ist die reichlich vorhandene und mannigfaltige Modellierung im Fernsehen. Sowohl Kinder als auch Erwach-

sene können Einstellungen, emotionale Reaktionen und komplexe Verhaltensmuster durch das Erleben bildlich dargestellter Modelle erwerben. Vergleichende Untersuchungen ... haben gezeigt, dass Menschen die gleiche Informationsmenge aus Verhaltensdemonstrationen, bildhaften Repräsentationen von Verhaltensweisen und verbalen Beschreibungen entnehmen können, sofern diese dieselbe Menge an Reaktionsinformationen vermitteln und die Aufmerksamkeit gleich stark fesseln, und sofern die Lernenden fähig sind, die Informationen hinlänglich zu verarbeiten, die durch diese alternativen Repräsentationsformen übermittelt werden."

Man könnte gegen die Experimente von Bandura und seinen Mitarbeitern den Einwand erheben, sie seien künstlich und würden nicht reale Aggressivität, wie sie gegen Menschen ausgeübt wird, erfassen. Das mag auf den ersten Blick ein berechtigter Einwand sein. Tatsächlich wird Aggression gegenüber einer Bobo-Puppe eher symbolisch dargestellt als real ausgeführt. Es sind aber nicht nur forschungsethische Bedenken, die die Untersuchung von realer Aggression ausschliessen. Bandura stellt m.E. zu Recht die Frage, ob denn Aggression im täglichen Leben nicht genauso gelernt wird wie in seinen Experimenten, nämlich am Beispiel fiktiver Aggression und nicht anhand realer aggressiver Vorbilder. Das gilt beispielsweise für die Ausbildung von Rekruten, die das Töten auch nicht an wirklichen Opfern erlernen, sondern in fiktiven Situationen. Wir lernen aggressives und gewalttätiges Verhalten im wesentlichen im Medium symbolischer Aggressionen und nicht oder nur selten am konkreten Beispiel. Es geht bei dieser Art von Experimenten, wie sie Bandura und seine Mitarbeiter durchgeführt haben, um den Erwerb von aggressiver Kompetenz, nicht um die Frage, ob diese Kompetenz auch genutzt wird. Bandura unterscheidet - wie wir gesehen haben - klar die zwei Bereiche des *Erwerbs* eines aggressiven Verhaltenpotentials und der *Anwendung* des Potentials in konkreten Situationen. Man kann aggressives Verhalten lernen, ohne dass man das Gelernte tatsächlich anwendet. Vieles, was wir lernen, wenden wir nicht an. Menschen können die Fähigkeit erwerben, einen anderen Menschen zu töten oder zu verletzen, aber sie wenden diese Fähigkeit nicht an, da sie keinen funktionalen Wert hat für den betreffenden Menschen oder weil sie aus Angst vor Sanktionen nicht genutzt wird. Im Unterschied zu Patterson, der eine Performanztheorie der Aggression entwickelt hat, die über die Bedingungen Auskunft gibt, unter denen sich Menschen aggressiv *verhalten*, hat Bandura eine Kompetenztheorie formuliert, die Auskunft darüber gibt, wie Menschen die *Fähigkeit* erwerben, sich aggressiv zu verhalten.

Erwerb versus Ausführung von Aggressionen

Dass sich Lernsituation und Anwendungssituation von Aggressionen voneinander unterscheiden, auch das hat Bandura experimentell demonstriert.

In einem von Banduras Experimenten beobachteten Kinder ein Filmmodell, das sich auf eine für sie neuartige körperlich und verbal aggressive Weise verhielt. "Bei einer Bedingung wurde das Modell bestraft, wenn es das aggressive Verhalten zeigte; bei der zweiten Bedingung wurde das Modell für seine Handlungsweisen gelobt und belohnt; und bei der dritten Bedingung erlebte das Modell keine evidenten Konsequenzen. Verglichen mit Kindern, die beobachteten, dass die modellierte Aggression bestraft wurde, führten diejenigen, die sahen, dass aggressives Verhalten entweder belohnt wurde oder aber ohne Konsequenzen blieb, spontan eine grössere Anzahl imitativ aggressiver Reaktionen aus. Darüber hinaus reproduzierten die Jungen beträchtlich mehr vom Verhalten des Modells als die Mädchen; diese Unterschiede waren dann besonders auffällig, wenn die Aggressivität des Modells bestraft wurde."

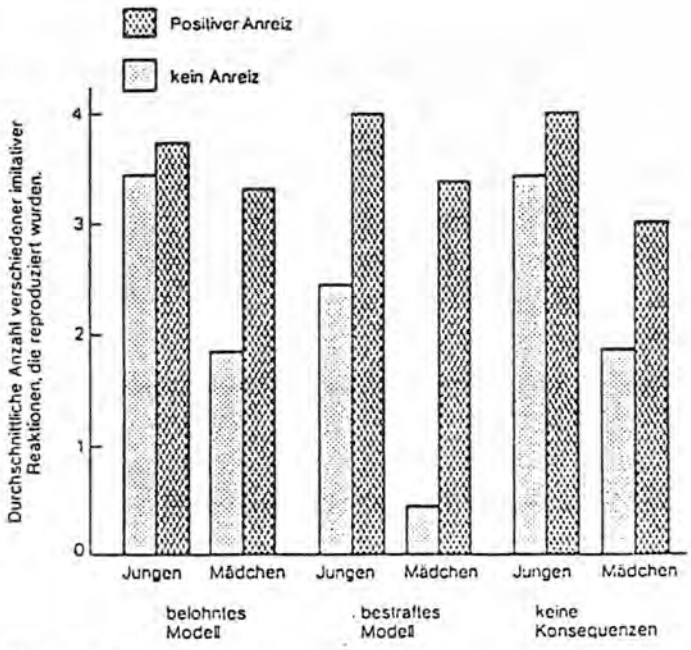


Abbildung 2.1
Durchschnittliche Anzahl verschiedener aggressiver Reaktionsweisen, die von den Kindern übernommen wurden, als Funktion der Reaktionskonsequenzen, die das Modell erlebte, und der positiven Anreizbedingungen, die den Kindern geboten wurden. Die positiven Anreizbedingungen sollten die Kinder veranlassen, alle die aggressiven Verhaltensweisen zu zeigen, die sie gelernt hatten (Bandura, 1965a).

Beachten Sie bei Abbildung 2.1 die hellen Balken (= reproduziertes aggressives Verhalten der Kinder). Dieses ist grösser, wenn im Modellfilm das aggressive Verhalten des Modells belohnt wird oder wenn ihm keine Konsequenzen folgen. Es ist geringer, wenn Aggression im Film bestraft wird. Beachten Sie die Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen. Diese sind am grössten im Falle der Bestrafung des Modells.

Die eben herausgestrichenen Ergebnisse beziehen sich auf die freie Reproduktion des beobachteten Verhaltens durch die Kinder. In einem nächsten Schritt des Experiments wurde die Reproduktion des beobachteten Modellverhaltens unterstützt. Und zwar wurden den Kindern in allen drei Gruppen für jede modellierte Reaktion, die sie genau reproduzieren konnten, Belohnungen angeboten, damit sie alle Verhaltensweisen, die sie durch Beobachtung erworben hatten, auch in tatsächliches Verhalten umsetzten. Wie in Abbildung 2.1 dargestellt, eliminierten die Belohnungen die vorher vorhandenen Unterschiede in der Ausführung der Verhaltensweisen vollständig. Beachten Sie die dunklen Balken, die nun praktisch in allen Fällen gleich hoch sind. Es stellte sich heraus, "... dass alle Kinder letztlich gleich viel gelernt hatten, unabhängig davon, wie auf das aggressive Verhalten des Modells reagiert worden war. Der anfänglich grosse Geschlechtsunterschied - was das tatsächlich gezeigte aggressive Verhalten betrifft - wurde praktisch ebenfalls eliminiert, wenn für die Mädchen positive Anreize dafür bereitgestellt wurden, sich aggressiv zu verhalten.

Betrachtet man die Ergebnisse im Zusammenhang, so zeigen sie, dass Jungen, die allgemein ermuntert wurden, grosse Leistungen im Bereich körperlicher Verwegenheit nachzuahmen, spontan all das, was sie gelernt hatten, ausführten, als sie sahen, dass aggressives Verhalten gut aufgenommen wurde. Wenn die Modelle für ihre aggressiven Handlungsweisen bestraft wurden, führten die Jungen weniger aus, als sie gelernt hatten, aber sie zeigten später prompt weitere imitative Reaktionen, wenn diese lohnende Ergebnisse hervorriefen. Im Gegensatz dazu behielten die Mädchen, bei denen körperliches Aggressionsverhalten traditionell als für ihr Geschlecht ungehörig betrachtet und deshalb negativ sanktioniert wird, viel von dem, was sie gelernt hatten, für sich, ohne Rücksicht darauf, wie auf das Verhalten des männlichen Modells reagiert wurde. Ihr Lernen manifestierte sich erst dann im Verhalten, als sie die direkte Zusicherung erhielten, dass es akzeptiert würde. Wenn man das Auftreten aggressiven Verhaltens vorhersagt, sollte man sich mehr mit prädisponierenden Bedingungen als mit prädisponierten Individuen befassen. Wenn aggressive Verhaltensformen gelernt worden sind, bestimmen im wesentlichen die sozialen Umstände, ob und wann sie ausgeführt werden."

Bandura interpretiert das Ergebnis dieser Untersuchung dahingehend, dass Mädchen und Knaben in etwa dasselbe und gleichviel gelernt haben, ihre *Kompetenz* also gleichermassen angereichert worden ist. Die Unterschiede, die sich zunächst zwischen den Geschlechtern zeigten, deutet er als Unterschiede der *Performanz*. Bei Mädchen wird aggressives Verhalten stärker tabuisiert als bei Knaben. Deshalb lernen sie zwar genau gleich wie die Knaben, sie führen das Gelernte aber nicht im gleichen Masse aus. "Diese Schlussfolgerung wird durch die Ergebnisse anderer Untersuchungen ge-

stützt, die zeigen, dass die geringe aggressive Modellierung bei weiblichen Personen eher differentielle Hemmung als differentielles Lernen aggressiver Verhaltensweisen widerspiegelt ... Mit wenigen Ausnahmen führen Jungen spontan wesentlich mehr imitative Aggressionen aus als Mädchen; Überprüfungen der tatsächlich erfolgten Lernprozesse ergeben jedoch geringe oder gar keine Geschlechtsunterschiede."

Verallgemeinert folgt aus diesem Experiment die Einsicht, dass sich viele Dinge, die Menschen lernen, in ihrem Verhalten nicht zeigen, "... weil entweder die geeigneten Situationen nicht auftreten oder das Rüstzeug, das benötigt wird, um das erworbene Verhaltensmuster auszuführen, fehlt. Fernsehzuschauer können beispielsweise von Western- und Kriminalfilmserien Fertigkeiten im Umgang mit einer Waffe lernen, die die Zuschauer nie anwenden, weil sie keine Schusswaffen besitzen oder, wenn sie solche doch besitzen, sich keine Gelegenheit bietet, sie zu benutzen." Halten wir fest: Bandura unterscheidet in Situationen, in denen aggressives Verhalten als Kompetenz gelernt wird, und Situationen, in denen eine bereits gelernte aggressive Kompetenz angewandt wird. Im Falle der Lernsituationen braucht es keine realen Vorbilder, damit Aggressionen gelernt werden; es genügen symbolische Modelle, entweder in Form von Filmdarstellungen oder auch in Form von textlichen Präsentationen. Dabei scheinen allerdings realistische symbolische Darstellungen den Lernprozess zu erleichtern.

Vielleicht sollten wir an dieser Stelle nochmals kurz auf die Experimente eingehen, die Bandura und seine Mitarbeiter zur Untersuchung von Modellierungseffekten durchgeführt haben. Die Experimente, die wir diskutiert haben, gleichen sich in ihrem Aufbau: Kinder werden mit Modellen konfrontiert, die sich aggressiv, prosozial oder neutral verhalten. Und sie werden anschliessend in einer Situation, die der Beobachtungssituation vergleichbar ist, auf imitatives Verhalten hin untersucht. Die Frage der Künstlichkeit der experimentellen Situation haben wir bereits diskutiert. Zweifellos macht es einen Unterschied, ob eine Puppe geschlagen wird oder ein Mensch. Doch scheint mir die Gegenkritik von Bandura gültig zu sein, die dahingehend lautet, dass wir Aggressionen eben oft am Beispiel von symbolischen Modellen lernen und dazu nicht zwingend reale Vorbilder brauchen. Gravierender ist ein anderer Einwand. Er betrifft erstens die Kurzfristigkeit der Effekte und zweitens den Aufforderungscharakter der Situation, in der die Kinder ihr imitatives Verhalten zeigen. Die Kurzfristigkeit ist zweifellos ein Kritikpunkt, der mit der experimentellen Methode generell verbunden ist. Experimente lassen keine Langzeitwirkungen untersuchen. Man könnte daher zweifeln, ob die untersuchten Kinder tatsächlich aggressives Verhalten *gelernt* haben. Vielleicht ist das Nachahmungsverhalten, das sie in den Experimenten zeigen, rein situativ bedingt. Umsomehr als man sich fragen kann, ob die Situation, in der die Kinder

beobachtet wurden, nicht geradezu zwingend zur Imitation auffordert. Immerhin wurden die Kinder in einen Raum geführt, in dem praktisch dieselben Objekte, Spielsachen etc. verfügbar waren wie in der Situation, in der sich das beobachtete Modell befand. Kinder, die sehr stark situativ reagieren, haben deshalb möglicherweise gar keine andere Wahl, als das Modellverhalten zu imitieren. Die Kinder ahmen das Modell nach, weil sie aufgrund des situativen Kontextes und seiner Hinweisreize vermuten, dass dies von ihnen erwartet wird.

Nun hat Zumkley eine Replikation der Studien von Bandura, Ross & Ross durchgeführt und dabei miteinbezogen, wie die Kinder selbst ihr Verhalten und das Verhalten des Modells deuten. Dabei kam er zu denselben Ergebnissen wie Bandura, was wohl so verstanden werden darf, dass die Kritik am experimentellen Design von Bandura zurückgenommen werden muss. Trotzdem kann dies nicht heissen, dass sämtliche Einwände gegen das Untersuchungsparadigma von Bandura ausgeräumt sind. Was allerdings die Langzeitwirkung von aggressiven Fernsehsendungen anbelangt, so gibt es mittlerweile einige Untersuchungen, die die Wirksamkeit aggressiver Modelle nachweisen konnten.

Die Experimente, die Bandura und seine Mitarbeiter durchgeführt haben, zeigen also, dass aggressives Verhalten durch die Beobachtung von Modellen gelernt werden kann. Bandura meint nun, dass nicht nur Verhalten als solches durch Beobachtung gelernt wird, sondern auch Einstellungen und Werte. Dabei ist interessant, dass sich Kinder stark von der beobachteten Wirksamkeit aggressiven Verhaltens beeinflussen lassen. Eine der Untersuchungen von Bandura, Ross und Ross, die wir bereits diskutiert haben, zeigte, dass die bewertenden Reaktionen, die Beobachter aggressiven Personen gegenüber zeigen, wenigstens zum Teil davon abhängen, welchen Erfolg deren Verhalten hat. Wie Sie sich erinnern mögen, imitierten Kinder, die beobachtet hatten, dass die Handlungsweisen des Aggressors strafende Konsequenzen herbeiführten, sein Verhalten nicht und sie wiesen ihn als Modell zurück, wenn sie gebeten wurden, die Person auszuwählen, der sie ähnlich sein möchten. Wenn das Verhalten des Aggressors dagegen erfolgreich war, um Zugang zu lohnenden Ressourcen zu gewinnen, dann wurde er von den meisten Kindern als wünschenswertes Imitationsmodell ausgewählt. Trotzdem kann man nicht sagen, die Kinder hätten bloss auf das Ergebnis des beobachteten Verhaltens geachtet. Interessanterweise zeigte die Untersuchung - wie Sie sich ebenfalls erinnern werden - dass die Kinder ohne Ausnahme die Taktiken des beobachteten Modells kritisierten und als schroff, rauh, gemein und böse charakterisierten. Das moralische Empfinden der Kinder wurde durch die Beobachtung des aggressiven Verhaltens provoziert. Allerdings diente, wie Bandura schreibt, schliesslich "... eher die Nützlichkeit des aggressiven Verhaltens und weniger seine mora-

lische Einschätzung als primäre Grundlage für die Nachahmung. Diese Ergebnisse unterstützen die Auffassung von Toch (1979), dass Verhalten häufig nicht deshalb aufgegeben wird, weil es schlecht oder falsch wäre, sondern weil es unwirksam ist. Moralische Rechtfertigungen für solche Handlungsweisen, die für denjenigen, der sie anwendet, vorteilhaft sind, können immer gefunden werden." Auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen.

Weiter schreibt Bandura: "Kinder lösten den Konflikt, der aus der Nachahmung einer Person entstand, die tadelnswerte Taktiken anwandte, indem sie das unglückliche Opfer herabsetzten, wobei sie die für den Aggressor nützlichen Angriffshandlungen rechtfertigten. Sie kritisierten das Opfer wegen seiner Unfähigkeit, den Aggressor zu bremsen, wegen seiner Weigerung, einige seiner Ressourcen abzutreten, und sie schrieben ihm erniedrigende Eigenschaften zu, die das Verhalten des Aggressors entschuldigen sollten. Diese Untersuchung veranschaulicht, wie belohnende Konsequenzen, die das Modell erhält, die Wertsysteme ausstechen können, die den Beobachtern beigebracht wurden - die Kinder nahmen die Verhaltensweisen eines erfolgreichen Aggressors an und achteten ihn sehr, selbst wenn sie seine spezifischen Handlungsweisen als anstössig und moralisch tadelnswert betrachteten." Die Taktiken, die die Kinder gebrauchten, um den Aggressor gleichsam zu legitimieren, können als Abwehrmechanismen bezeichnet werden. Sie entsprechen weitgehend den von Redl und Wineman diskutierten Strategien, die aggressive Kinder anwenden, um ihr moralisches Empfinden zu unterdrücken. Bandura diskutiert solche Strategien an anderer Stelle ausführlich. Wir werden darauf zurückkommen.

Bandura unterscheidet drei Effekte von Modellierungen, das heisst, Modellierungseinflüsse können bei den Beobachtern drei Arten von Wirkungen hervorrufen: Erstens können durch Beobachtung neue Verhaltensweisen erworben werden, das heisst eine neue Kompetenz kommt zustande. Diesen Punkt haben wir eben ausführlich diskutiert. Zweitens können Hemmungen, eine bereits erworbene Verhaltensweise auszuführen, verstärkt oder geschwächt werden. Das ist ein Performanzfaktor, der darüber befindet, ob eine Kompetenz aktiviert wird oder nicht. So kann die Beobachtung eines aggressiven Modells dazu führen, dass das betreffende Verhalten, das der Beobachter bereits beherrscht, ausgeführt wird. Drittens kann die Beobachtung anderer dazu führen, dass ähnliches Verhalten beim Beobachter häufiger auftritt. Hier geht es nicht um einen Lerneffekt, auch nicht um einen Hemmungs- oder Enthemmungseffekt, sondern um die blosse Auslösung von Verhalten durch Beobachtung ähnlichen Verhaltens. "Menschen applaudieren, wenn andere in die Hände klatschen. Sie sehen nach oben, wenn sie bemerken, dass andere in den Himmel blicken. Sie übernehmen Modeerscheinungen, die sie an anderen beobachtet haben, und

in zahllosen anderen Situationen auch wird ihr Verhalten durch das Handeln anderer ausgelöst und gelenkt. Diese *Auslösungseffekte* werden einerseits vom Beobachtungslernen unterschieden, weil keine neuen Reaktionen erworben werden, und andererseits von den Enthemmungsprozessen, weil das fragliche Verhalten gesellschaftlich sanktioniert wird und deshalb keinen Einschränkungen unterliegt."

Ausführungsbedingungen für aggressives Verhalten

Nachdem wir die Lernbedingungen aggressiven Verhaltens diskutiert haben, kommen wir nun zur Analyse der Performanzbedingungen.[20] Wann wenden Menschen ihre aggressive Kompetenz an? Bandura schreibt: "Entgegen weitverbreiteten Darstellungen, nach denen Aggressionen explosive, emotionale Reaktionen sind, wird die Ausführung schädigender Handlungen, genau wie andere soziale Verhaltensformen auch, in weitem Umfang durch Hinweisreize aus der Umgebung reguliert ... Daher muss eine Aggressionstheorie nicht nur erklären, wie sich aggressive Verhaltensmuster entwickeln, sondern auch, wie es dazu kommt, dass einige Reize Aggressionsauslöser werden, andere hingegen nicht." Grundsätzlich geht Bandura davon aus, dass auch die Äusserung von aggressivem Verhalten "in weitem Umfang durch die Handlungen anderer reguliert (wird)". Wer bereits über die Kompetenz zu aggressivem Verhalten verfügt, der kann durch die Beobachtung von aggressiven Personen dazu veranlasst werden, sich tatsächlich aggressiv zu verhalten. Aggressive Vorbilder können die Hemmungen gegenüber der Ausführung von Aggressionen abbauen. Auch dabei gilt, dass sowohl reale als auch symbolische Modelle Enthemmungseffekte haben können. Etwas allgemeiner betrachtet, gelten hier die Bedingungen, die Berkowitz im Zusammenhang mit seiner Untersuchung des "Waffeneffekts" ausgemacht hat. Unter der Bedingung von aggressiven Hinweisreizen neigen Personen eher dazu, sich aggressiv zu verhalten als wenn keine situativen Hinweise vorliegen. Dabei brauchen nicht nur materielle Hinweise vorzuliegen, auch das aggressive Verhalten anderer Personen kann die Ausführung aggressiven Verhaltens erleichtern. "Menschen", schreibt Bandura, "handeln häufig so, wie sie es bei anderen sehen." Dabei wirkt das Verhalten eines Modells als externer Anreiz, "offenbar mühelos ausführbares, ähnliches Verhalten zu zeigen".

Bandura gibt ein interessantes Beispiel für diesen "Ansteckungseffekt", wie man ihn nennen könnte. Ende der 60er Jahre nahmen Flugzeugentführungen gleichsam epidemische Ausmasse an. "In den Vereinigten Staaten gab es keine Luftpiraterie bis zum Zeitpunkt, als ein Geschäftsflugzeug im Jahre 1961 nach Havanna entführt wurde. Vor diesem Zwischenfall hat-

[20] Vgl. nochmals das Schema auf S. 211.

te es eine Flut von Entführungen kubanischer Flugzeuge nach Miami gegeben. Diesen Vorfällen folgte eine Welle von Flugzeugentführungen sowohl in den Vereinigten Staaten als auch im Ausland, eine Welle, die ihren Höhepunkt im Jahre 1969 erreichte, als insgesamt 87 Flugzeuge gekapert wurden ... Danach gingen die Entführungen in den Vereinigten Staaten zurück, breiteten sich jedoch weiterhin auf andere Länder aus, so dass die internationale Luftpiraterie eine fast alltägliche Sache wurde."

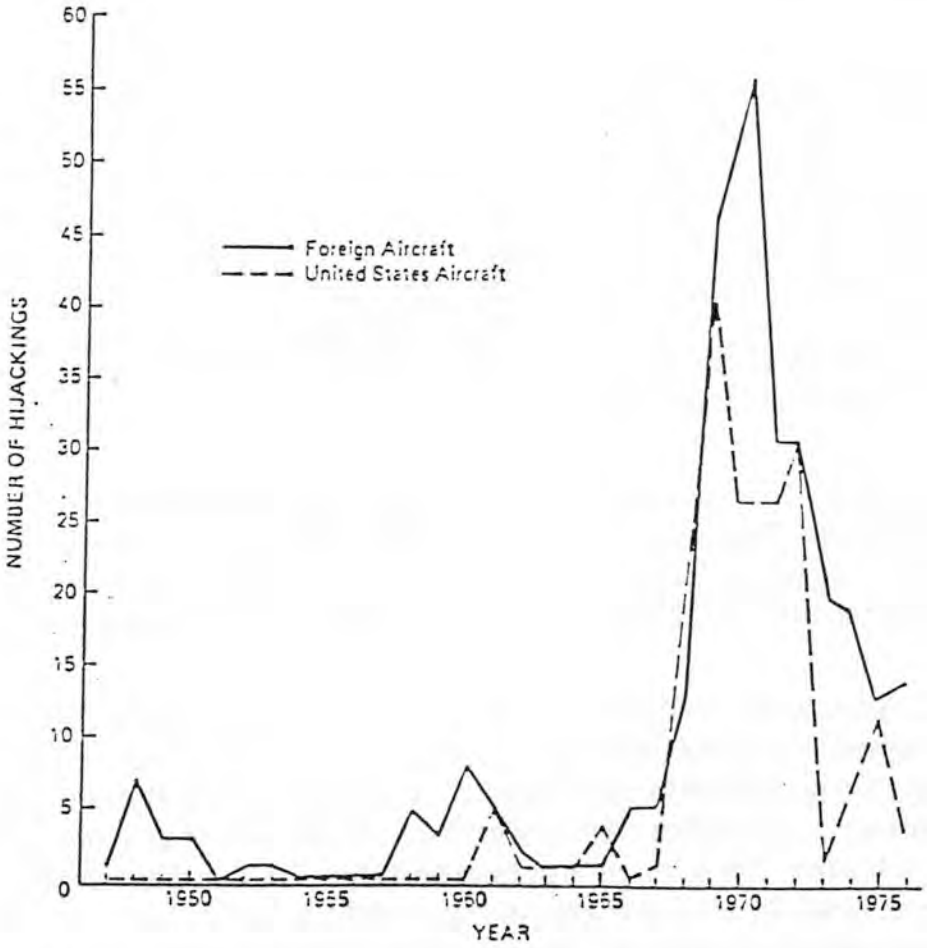


FIG. 9-2. *Incidence of hijackings over a span of thirty years. The rise in foreign hijackings during the 1948–1950 period occurred in Slavic countries during the Hungarian uprisings, and the second flare-up in 1958–1961 was comprised of almost entirely Cuban hijackings to Miami. A sudden widespread diffusion of hijackings occurred in 1969–1970; involving airliners from a total of seventy-one different countries.*

Es ist klar, dass bei diesem Beispiel, das nicht experimentell untersucht werden konnte, der Lerneffekt *und* der Anwendungseffekt von modelliertem Verhalten konfundiert sind. Das gilt auch für andere mögliche Beispiele, wie Suizidepidemien oder die "Ansteckung", die von bestimmten

kriminellen Handlungen ausgehen kann, wie zum Beispiel einem Banküberfall oder einem besonders auffälligen Verbrechen.

Bandura geht davon aus, dass die Wirksamkeit von Modellen im Bereich der Enthemmung oder Bahnung aggressiven Verhaltens im wesentlichen vom Erfolg der beobachteten Verhaltensweisen bestimmt wird. Bezeichnenderweise ging die Zahl der Flugzeugentführungen zurück, als sie nicht mehr erfolgreich ausgingen. Bandura meint, dass die Reduktion von Hemmungen dazu führt, dass das Verhalten der Person mehr kognitiv strukturiert wird. Die Person wird über mögliche positive und negative Konsequenzen ihres Handelns *nachdenken* und je nachdem sich aggressiv verhalten oder nicht.

Die Beobachtung anderer kann auch zu emotionaler Erregung führen, die ihrerseits aggressive Reaktionen erleichtert. Die Beobachtung von Menschen, die miteinander kämpfen, kann sowohl Kinder wie Erwachsene emotional erregen. So kann man vielleicht verstehen, wie auch sexuelle Stimulation aggressives Verhalten erleichtern kann. Tatsächlich gibt es einige Untersuchungen, die zeigen, dass emotionale Erregung, die *sexuell* induziert ist, vor allem dann, wenn die Ursache der Erregung nicht besonders deutlich ist, zu *aggressiven* Reaktionen führen kann. Allerdings ist die Forschungslage nicht eindeutig.

Was nun die konkreten Anlässe für aggressives Verhalten anbelangt, so unterscheidet Bandura vier Gruppen von Faktoren: 1) Adversive Instigation, 2) Instigation durch antizipierte Konsequenzen, 3) Instigation durch Instruktion bzw. Aufforderung und 4) bizarre symbolische Kontrolle.

ad 1) Adversive Instigation: Bandura widersetzt sich der Vorstellung, Frustration würde ausreichen, um aggressives Verhalten zu enthemmen. Stattdessen scheint ihm eine aversive Stimulation eine Bereitschaft zu Aggressionen zu schaffen. Adversive Stimuli können eine emotionale Erregung schaffen, die u.U. zu Aggression führt. "In der Theorie des sozialen Lernens bewirkt aversive Behandlung nicht so sehr, dass bei der angeblich frustrierten Person ein Aggressionstrieb aktiviert wird, sondern primär einen allgemeinen Zustand emotionaler Erregung. Dieser Zustand kann eine Vielfalt von Verhaltensweisen fördern, und zwar abhängig von den Reaktionsarten, die die Person gelernt hat, um mit Stress fertig zu werden, und abhängig von der relativen Wirksamkeit dieser gelernten Reaktionsarten. Einige Menschen suchen, wenn sie in Not sind, Hilfe und Unterstützung; andere steigern ihr Leistungsstreben; wieder andere ziehen sich zurück und resignieren; einige verhalten sich aggressiv; andere empfinden erhöhte somatische Aktivität; wieder andere betäuben sich selbst angesichts ihres Elends mit Drogen und Alkohol; und die meisten intensivieren ihre konstruktiven Versuche, um ihre Notlage zu überwinden." Aversive Reize

können sein körperliche Angriffe, Deprivationen, verbale Drohungen und Beleidigungen, der Entzug positiver Bekräftigungen und die Vereitelung zielgerichteter Handlungen (das heisst Frustrationen im engeren Sinn).

Was die körperlichen Angriffe anbelangt, so meint Bandura, die zuverlässigste Methode, jemanden zu Aggressionen zu provozieren, sei, die Person körperlich anzugreifen. Allerdings betont auch Bandura, dass Schmerzen als solche nicht zwingend aggressive Reaktionen auslösen. Die Ergebnisse von Experimenten mit Tieren zeigen, "... dass körperlich schmerzvolle Erfahrungen bestenfalls bahnend wirken, jedoch nicht ausreichen, um aggressives Verhalten bei Tieren auszulösen. Damit durch schmerzvolle Behandlung regelrechtes Kampfverhalten hervorgerufen wird, müssen Tiere auf engem Raum unmittelbar mit dem Zielobjekt konfrontiert werden, müssen die aversiven Reize sehr kurz sein und dürfen nicht auf Angriffsreaktionen folgen, müssen die Tiere einige Kampferfahrungen haben und müssen alle Fluchtreaktionen verhindert werden. Kampfverhalten scheint somit eher eine erzwungene als eine ursprünglich ungelernte Reaktion auf Schmerz zu sein."

Was Deprivationen als Auslöser aggressiven Verhaltens anbelangt, so bestätigt Bandura unsere Ausführungen im Zusammenhang der Frustrations-Aggressions-Theorie. Eher ist es die *relative* Deprivation als der Zustand von Deprivation als solcher, was aggressive Reaktionen auszulösen vermag. Menschen beurteilen ihre Situation relativ zu ihren Aspirationen, ihrer Vergangenheit und zur Situation anderer, mit denen sie sich vergleichen. Aus solchen Vergleichen können sich, wenn sie negativ ausfallen, Rebellion und Auflehnung ergeben, nicht aber aus dem Zustand von Deprivation an sich.

Was verbale Drohungen und Beleidigungen anbelangt, so können auch sie Gewalt heraufbeschwören. Wer in seiner Ehre verletzt wird, der kann unerbittlich sein, wenn er glaubt, sich rächen zu müssen. Wer in seiner Ehre, seinem Selbstwertgefühl, seiner Männlichkeit oder Menschlichkeit, seinem Ruf und Prestige verletzt wird, der ist nur allzu leicht zu gewalttätigen Reaktionen bereit.

Was den Entzug positiver Bekräftigungen anbelangt, so kann auch darin ein Anlass für Aggressionen liegen. "Wenn einmal Personen gewohnt sind, dass ihre Verhaltensweisen auf einem bestimmten Niveau belohnt werden, wirkt der Entzug oder die Reduktion der positiven Bekräftigung als aggressives Ereignis." Allerdings dürfte dabei eine wesentliche Rolle spielen, ob der Entzug berechtigt ist oder nicht.

Schliesslich die Durchkreuzung zielgerichteter Aktivitäten. Diesen Punkt haben wir ausführlich im Zusammenhang unserer Auseinandersetzung mit der Frustrations-Aggressions-Theorie diskutiert. Auch Bandura betont,

dass Frustration als solche nicht zwingend Aggression zur Folge hat. "Menschen werden leichter durch eine Beleidigung provoziert als dadurch, dass ihr zielgerichtetes Verhalten durchkreuzt wird."

Kommen wir nochmals auf den Fall der Deprivation zu sprechen. Bandura meint, die kritische Frage, die Sozialwissenschaftler beantworten müssten, sei nicht, warum einige Menschen, die grober Misshandlung unterworfen würden, sich aggressiv verhalten, "... sondern vielmehr die, warum eine ziemlich grosse Mehrheit von ihnen die elenden Lebensbedingungen inmitten wohlhabender Lebensstile stillschweigend hinnimmt. Wenn man sich schnell auf die Frustrations-Aggressions-Hypothese beruft, wie es gewöhnlich getan wird, so bedeutet dies, dass man die eindrucksvollen Belege ignoriert, die zeigen, dass ernsthafte Frustrationen im allgemeinen von Gefühlen der Hoffnungslosigkeit und massiver Unterwürfigkeit begleitet werden. Allgemeine Unzufriedenheit kann eine notwendige, aber offensichtlich keine hinreichende Ursache kollektiver Aggression sein.

Informelle Beobachtungen zeigen, dass Unzufriedenheit bei denjenigen kein aggressives Verhalten hervorruft, die die Hoffnung verloren haben, wohl aber bei denjenigen, deren assertive Anstrengungen für soziale und ökonomische Verbesserungen periodisch verstärkt wurden; deshalb haben sie einige Gründe zu erwarten, dass durch gewaltsame Aktionen zusätzliche soziale Veränderungen durchgesetzt werden könnten. In psychologischen Forschungsarbeiten über Bekräftigungsprozesse wurde bereits nachgewiesen, dass der Wert bestimmter Ergebnisse eher durch die Relation als durch ihre absolute Eigenschaften bestimmt wird ... Das gleiche Belohnungsniveau kann somit als belohnend oder bestrafend erlebt werden, und zwar in Abhängigkeit von der Art, der Häufigkeit und des Ausmasses vergangener Verstärkungen. Menschen vergleichen ihre gegenwärtigen Gewinne nicht nur mit denen, die sie in der Vergangenheit erzielten, sondern sie beobachten auch fortwährend die Belohnungen und Bestrafungen, die anderen zukommen. Ungünstige Diskrepanzen zwischen beobachteten und erlebten Ergebnissen führen zu Unzufriedenheit, während Individuen mit begrenzten Belohnungen zufrieden sein können, sofern sie den Belohnungen, die andere gerade erhalten, gleichwertig sind oder darüber hinausgehen.

Selektive Prozesse wirken auf die Massstäbe ein, die man anwendet, um die eigenen Verhaltensergebnisse zu bewerten. Gemäss der Theorie des sozialen Vergleichs ... tendieren die Menschen dazu, diejenigen zum Zwecke des Vergleichs auszuwählen, die ihnen selbst irgendwie ähnlich sind. Benachteiligte Menschen sind daher mit grösserer Wahrscheinlichkeit mit ihrer Lebenssituation unzufrieden, wenn einige Angehörige ihrer eigenen Gruppe aufsteigen, als wenn *alle* untergeordnet bleiben."

Ein wichtiger Faktor, der es Menschen ermöglicht, mit Situationen der Deprivation fertig zu werden, liegt in der wahrgenommenen Legitimität ihrer Situation. "Entbehrungen, die als gerechtfertigt beurteilt werden, werden im allgemeinen ohne Empörung akzeptiert, während weniger ernsthafte Unbilligkeiten, die als ungerechtfertigt angesehen werden, übelgenommen werden. Gerade die ungerechte Deprivation von Dingen, von denen die Menschen glauben, dass sie sie rechtmässig verdienen, ist aggressiven Verhaltensweisen am meisten förderlich. Sogar ungerechtfertigte Unbilligkeiten können jedoch ohne übermässigen Protest akzeptiert werden - vorausgesetzt, dass die Erwartung besteht, dass die Misshandlung entweder in absehbarer Zeit abgestellt wird oder dass Gelegenheiten geschaffen werden, die eine letztendliche Verbesserung der Lebensumstände versprechen. Hoffnung reduziert also das aggressionsfördernde Potential aversiver Entbehrungen."

So viel zu den Bemerkungen Banduras zu den aversiven Instigatoren, die aggressives Verhalten auslösen können.

ad 2) Instigation durch antizipierte Konsequenzen: Während die vorhin diskutierten Anreize ein Individuum gleichsam zu aggressiven Reaktionen treiben, gibt es auch Anreize, die in der Zukunft liegen und in antizipierten Konsequenzen von Aggressionen liegen. Das Individuum wird durch die Erwartung kommender Ereignisse zur Aggression motiviert, nicht durch den Effekt vergangener schmerzhafter oder unangenehmer Erfahrungen. Erwartungen zukünftiger positiver Ereignisse bilden sich auf der Grundlage von früheren Verstärkungen. Bandura ist der Meinung, dass die Aggressionstheorien im allgemeinen der aversiv motivierten Aggression zu viel Aufmerksamkeit schenken. "Viele aggressive Verhaltensweisen werden ausgeführt, weil sie Nutzen versprechen. In diesem Fall ist der auslösende Faktor eher die Anziehungskraft des erwarteten Erfolgs als der Druck aufgrund aversiver Behandlung." Diesen Punkt brauchen wir nicht weiter zu diskutieren. In der Betonung der antizipierten Konsequenzen aggressiven Verhaltens liegt eben eine der Besonderheiten des Ansatzes von Bandura.

ad 3) Instigation durch Instruktion: Damit ist gemeint, dass aggressives Verhalten zustande kommen kann, indem man es befiehlt. Menschen vertrauen im allgemeinen anderen Menschen, die sie eventuell als Autoritäten wahrnehmen oder denen sie sonstwie die Legitimation oder moralische Berechtigung zum Erteilen von Aufforderungen und Befehlen geben. Wo Menschen in diesem Sinne bereit sind, anderen zu gehorchen, können diese erfolgreich aggressives Verhalten in Gang setzen, wenn sie einen entsprechenden Befehl erteilen. Das gilt nicht nur für die Situation des Militärs, es gilt für jede Institution, in der Autorität eine Rolle spielt und wo Autoritäten Vertrauen entgegengebracht wird. Auch Wissenschaftler können in die-

sem Sinne erfolgreich sein, wenn sie andere Personen zu aggressiven Handlungen auffordern. Die Untersuchungen von Stanley Milgram zur Gehorsamsbereitschaft haben dies deutlich gezeigt.

Ich möchte nur ganz kurz auf die Untersuchungen von Milgram eingehen. Bei dessen ging es um die Simulierung einer Lernsituation, in der die Versuchspersonen die Rolle des Lehrers zu übernehmen hatten und ein Vertrauter des Versuchsleiters den Schüler spielte. Der "Schüler" hatte eine Reihe von Wortpaaren auswendig zu lernen und sollte vom Lehrer bei jeder falschen Antwort mittels Elektroschocks bestraft werden. Die Intensität der Elektroschocks wurde von Lernschritt zu Lernschritt, das heisst von Fehler zu Fehler, erhöht. Die Bestrafung war fiktiv, und die Reaktion des "Schülers" (Protest, Schreien, Poltern an die Wand) simuliert, was den Versuchspersonen jedoch verborgen blieb.

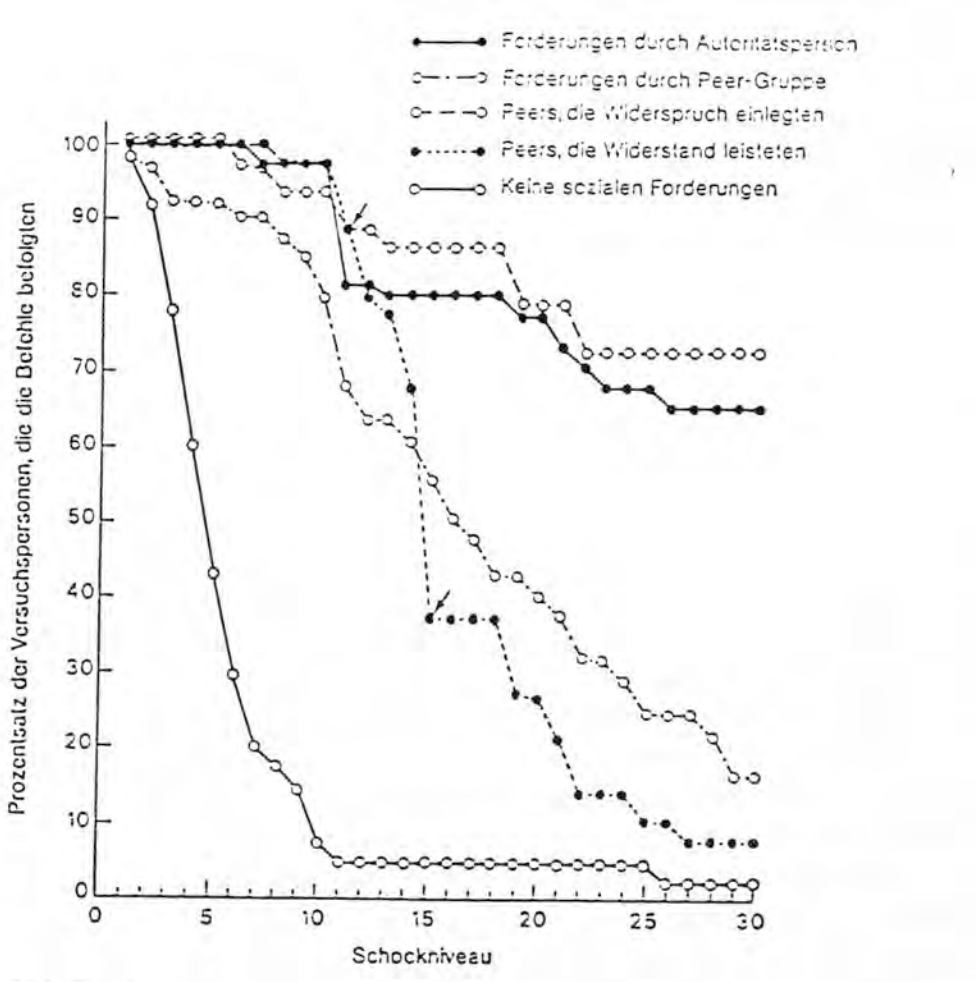


Abbildung 3.8
Prozentsatz der Versuchspersonen, die sich bei verschiedenen Schockniveaus willfährig aggressiv verhielten. Die Pfeile am Graphen der Peer-Gruppe, deren Angehörige Widerstand leisteten, bezeichnen die Punkte, an denen jeder der Peers den Befehl der Autoritätsperson verweigerte, das Opfer heftiger zu schocken. (Graphisch dargestellt nach Daten von Milgram, 1963, 1964, 1965a.)

In unserem Zusammenhang möchte ich lediglich auf zwei Ergebnisse dieser Untersuchungen hinweisen. Erstens stand die Gehorsamsbereitschaft der Versuchspersonen in direkter Beziehung zur Autorität des Versuchsleiters. War der Versuchsleiter ein Psychologe, ausgestattet mit den Insignien wissenschaftlicher Kompetenz, gehorchten rund 70% der Versuchspersonen seinen Instruktionen und gingen bis zu den höchsten, als "gefährlich" und mit "XXX" bezeichneten Intensitäten der Elektroschocks. War der Versuchsleiter dagegen ein "gewöhnlicher Mensch", so zeigte sich eine drastische Abnahme der Gefügigkeit. Zweitens beeinflusste die Peer-Gruppe das Verhalten der Versuchspersonen massgeblich. Ohne Gruppeneinfluss versetzten die Versuchspersonen nur schwache Schocks. Unter dem Druck der Gruppe, die immer schmerzvollere Aktionen verlangte, bestraften die Versuchspersonen das Opfer mit zunehmender Härte. Wenn jedoch andere Mitglieder der Peer-Gruppe sich den Anordnungen des Experimentators widersetzten, dann waren auch viele der Versuchspersonen nicht mehr bereit zu gehorchen. Autorität kann also sowohl ein wirksamer Faktor sein, der Aggression auslöst als auch einer, der Aggression hemmt.

ad 4) Bizarre symbolische Kontrolle: Hier diskutiert Bandura Fälle pathologischer Motivation aggressiven Handelns, die bedingt werden durch bizarre Überzeugungen des Täters. Es gibt Täter, die einer inneren, vermeintlich göttlichen Stimme folgen, es gibt andere, die aufgrund eines paranoiden Bedrohungswahns glauben, sich selbst verteidigen zu müssen. Und es gibt weitere abstruse Gründe für gewalttätiges Verhalten.

In diesem Zusammenhang muss ich auf ein Beispiel zurückkommen, das ich in der Einleitung zu dieser Vorlesung verwendet habe.[21] Die Rede war von einem Elektromonteur-Lehrling, der eines Morgens in Kampfmontur, mit Helm, Tornister und Notproviant seinem Chef abpasste und ihn mit einer Kalaschnikow-Maschinenpistole kaltblütig erschoss. Mittlerweile hat sich herausgestellt, dass der Jugendliche unter Wahnvorstellungen litt. Er ist das Opfer einer schleichend verlaufenden Jugendschizophrenie, wie es heisst, und wurde aufgrund eines psychiatrischen Gutachtens für die Zeit der Tat wegen eines "akuten psychotischen Schubs" für unzurechnungsfähig erklärt ("Sonntags-Zeitung" 13.12.92, S. 11). Der Fall ist somit ein Beispiel für Banduras Kategorie der bizarren symbolischen Kontrolle von Aggression.

Aufrechterhaltung aggressiven Verhaltens

Diskutieren wir nun den dritten Bereich, in dem eine Aggressionstheorie nach Bandura Erklärungen anzubieten hat, nämlich die Bedingungen der

---

[21] Vgl. S. 7.

Aufrechterhaltung aggressiver Verhaltensweisen.[22] Bei dieser Frage argumentiert Bandura im wesentlichen im Rahmen der Verstärkungstheorie. "Die Beibehaltung einer Verhaltensweise hängt zu einem grossen Teil von den massgebenden Bekräftigungsbedingungen ab. Der Grundsatz, dass Verhalten in grossem Masse durch seine Konsequenzen kontrolliert werde, gilt gleichermassen für Aggressionen. Aggressive Verhaltensweisen, die belohnt werden, werden eher wiederholt als solche, die nicht belohnt oder die sogar bestraft werden; diese werden im allgemeinen aufgegeben. Somit können aggressive Reaktionsmodi, wie andere Formen sozialen Verhaltens auch, hervorgerufen, eliminiert und wiederhergestellt werden, indem die Wirkungen, die sie erzielen, verändert werden." Bandura geht davon aus, dass menschliches Verhalten nur dann adäquat verstanden werden kann, "wenn der regulative Einfluss von Verstärkung untersucht wird." Dabei werden in der sozialen Lerntheorie drei Formen von Verstärkung unterschieden: unmittelbare externe Verstärkung, stellvertretende oder beobachtete Verstärkung und Selbstbekräftigung.

Was die *externe* Verstärkung anbelangt, so betont Bandura, dass aggressive Verhaltensweisen häufig deshalb wiederholt werden, "weil sie, wenn sie geschickt ausgeführt werden, als effektive Mittel dienen, um sich erwünschte greifbare Belohnungen zu sichern." Darin liegt die Instrumentalität von Aggressionen: sie sind Mittel zu Zwecken. Diese Betrachtungsweise haben wir bei Patterson ausführlich kennengelernt. Wer über keine bessere Alternative verfügt, der wird aggressives Verhalten für die Erreichung erwünschter Ziele einsetzen und auch nicht leicht aufgeben. Dabei kommt der Art von Verstärkung eine besondere Rolle zu. Es ist recht gut bekannt, dass eine Verhaltensweise besonders beharrlich aufrechterhalten wird, wenn sie nur gelegentlich positiv verstärkt wird, wenn sie also nicht jedes Mal, wenn sie auftritt, Erfolg hat. Man spricht von "intermittierender Verstärkung".

Bandura berichtet von einer Untersuchung, die die Wirksamkeit verschiedener Verstärkungspläne auf aggressives Verhalten überprüft hat. "Cowan und Walters belohnten Jungen dann mit Murmeln, wenn sie einen mechanischen Clown schlugen. Sie wurden nach jedem Schlag, nach jedem dritten Schlag oder nach jedem sechsten Schlag belohnt. Die materiellen Belohnungen wurden dann nicht mehr weiter gegeben, um zu sehen, wie lange die Kinder mit ihrem aggressiven Verhalten fortfahren. Während dieser Löschungsphase verhielten sich die Jungen, die kontinuierlich belohnt worden waren, am wenigsten aggressiv, während diejenigen, die sechs aggressive Reaktionen ausführen mussten, um eine Belohnung zu erhalten, die höchste Anzahl von Schlagattacken zeigten. ... Intermittierend verstärkte

---

[22] Vgl. nochmals das Schema auf S. 211.

aggressive Reaktionen sind nicht nur beharrlicher, sondern sie werden auch leichter auf neue Situationen übertragen. Walters und Brown (1963) belohnten einige Jungen mit Murmeln, wenn sie den mechanischen Clown schlugen - nach einem kontinuierlichen Plan oder nach jedem sechsten Schlag -; einige belohnten sie für das Schlagverhalten nicht. Nach der Einübung des aggressiven Verhaltens machten die Kinder unter jeder Bedingung frustrierende oder erfreuliche Erlebnisse durch, und dann wurde ihre körperliche Aggressivität gegenüber einem anderen Kind sowohl bei Wettkampfspielen als auch in Situationen mit freien Reaktionsmöglichkeiten gemessen. Jungen, die während der Einübungsphase für aggressives Verhalten nur gelegentlich belohnt wurden, waren im zwischenmenschlichen Bereich ungefähr zweimal so angriffslustig, wie Jungen, die kontinuierlich belohnt wurden, niemals belohnt wurden oder gar kein Aggressionstraining erhielten."

Eine andere Untersuchung, von der Bandura berichtet, verstärkte Kinder für Schlagreaktionen. Dabei zeigte sich, dass jene Kinder, die für Schlagreaktionen konsistent belohnt worden waren, derartiges Verhalten später, wenn es entweder nicht beachtet oder nicht konsistent bestraft wurde, stärker reduzierten, als es Kinder taten, deren aggressives Verhalten vorher inkonsequent behandelt worden war, indem es belohnt oder bestraft bzw. belohnt oder nicht beachtet wurde. "Ein Vergleich der langfristigen Wirkungen der beiden gemischten Verstärkungsmuster zeigte, dass die Fortdauer der aggressiven Reaktionsbereitschaft unter ungünstigen Bekräftigungsbedingungen hauptsächlich auf die frühere Belohnungsgeschichte zurückzuführen war. Kinder, die dazu gekommen waren zu erwarten, dass ihr aggressives Verhalten immer belohnt werden würde, gaben derartige Verhaltensweisen sehr schnell auf, wenn sie sich nicht mehr länger auszahlten. Im Vergleich dazu wurden Kinder, die gelernt hatten, dass man die Vorteile der Aggression nur erreicht, wenn man einige Risiken eingeht, durch Nichtbelohnung oder Kritik nicht so leicht entmutigt."

Die Kenntnis der Wirkungen intermittierender Verstärkung ist nicht zuletzt auch dann wichtig, wenn aggressives Verhalten abgebaut werden soll. Eine naheliegende Methode, Aggressionen zu unterbinden, liegt darin, sie nicht weiter zu verstärken, das heisst dem aggressiven Verhalten die Verstärkungen zu entziehen. Was dann aber geschieht, ist oft, dass die Aggressionen im ersten Moment nicht zurückgehen, sondern zunehmen. Denn nun versucht der vom Verstärkungsentzug Betroffene, die früheren Vorteile zurückzugewinnen, und dies mit Hilfe seiner bislang bewährten Methode aggressiven Verhaltens. Wenn in dieser Phase scheinbarer Erfolglosigkeit der Lehrer oder Therapeut nachgibt, dann verschlimmert er die Situation, statt sie zu verbessern. Denn der Aggressor wird durch das Nachgeben nicht nur dafür belohnt, dass er extremere Massnahmen anwendet, sondern er lernt

auch, dass sich Beharrlichkeit schliesslich bezahlt macht, wodurch die Löschungsresistenz des aggressiven Verhaltens gesteigert wird.

Aggressives Verhalten kann bei Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen verschiedene Ziele haben. Ein solches Ziel ist der Erwerb oder die Bestätigung von sozialem Status in einer Gruppe. Menschen machen vieles, um von Ihresgleichen anerkannt zu werden. Beides können starke Motive sein, um sich aggressiv zu verhalten: das Bedürfnis, von anderen anerkannt zu werden und das Bedürfnis, von den anderen nicht blossgestellt zu werden. Die Frage ist allenfalls, wie jemand Mitglied einer Gruppe wird, in der Gewalt und Aggression positive Werte darstellen. Für das Mitglied der Gruppe aber hat die geäusserte Aggression instrumentelle Funktion, nämlich Bestätigung der Gruppenmitgliedschaft zu erzielen. In einer delinquenten Gruppe gelten andere Normen und Werte. Diese müssen von den Gruppenmitgliedern anerkannt werden. Und das zeigen die Gruppenmitglieder am besten dadurch, dass sie sich den abweichenden Normen entsprechend verhalten.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Erinnern wir uns nochmals an die Ausführungen zur "negativen Identität" (Erikson) im Zusammenhang unserer Diskussion der "Kinder, die hassen". Die Anerkennung in einer Gruppe mit abweichenden Normen bedeutet, jemand zu sein, das heisst eine Identität, wenn auch eine negative, zu haben. Illustrativ für diese Konstellation sind die Äusserungen eines 16jährigen Home Boy: "'Ein Home', sagt Ronnie, 'lebt in einer Bande, ist in der Regel total verwahrlost und hat überall ein Puff. Er denkt anders als die anderen, nimmt Drogen und ist ständig in Schlägereien verwickelt.' Für Ronnie sind diese stumpfsinnigen Eigenschaften Zeugnis dafür, dass man 'etwas auf dem Kasten hat'. Wer nicht dreinschlägt, klaut und Haschisch kifft, 'wird in der Szene auch nicht akzeptiert und ist ein Sucker' - zu deutsch Schlappschwanz" ("Tages Anzeiger" 19.12.91, S. 17). Ronnie war Mitglied einer Gang, die mehrheitlich aus Ausländerkindern aus sozial schwachen Arbeiterfamilien bestand. Nur die wenigsten Mitglieder waren in der Schweiz geboren, und sie fühlten sich weder in Zürich noch sonstwo zu Hause. Gewalt und Kriminalität wurden so zu Attributen ihrer Identität, Aggression zum Mittel, um sich der Zugehörigkeit zur Gruppe zu versichern.

Ähnlich wie Patterson betont auch Bandura, dass Aggressionen dadurch bekräftigt werden können, dass sie eine unangenehme (aversive) Situation beenden. Viele Tätigkeiten, die Menschen ausüben, meint Bandura, werden durch den Wert aufrechterhalten, den sie haben, um Ärger und Unbehagen zu eliminieren. In einer gewalttätigen Umgebung wird derjenige bekräftigt, der etwas gewalttätiger ist als die anderen, weil es ihm dank seiner Überlegenheit möglich ist, körperliche Angriffe abzuwehren oder im Falle von

Schlägereien die Oberhand zu gewinnen. Die Erfahrung, Sieger und nicht Opfer zu sein, verstärkt die Überzeugung, dass eine gekonnte Aggression persönlich von Wert ist.

Bandura diskutiert auch die Frage, ob die Wahrnehmung von Leidensäusserungen Aggressionen zu reduzieren vermag. Was bedeutet es, wenn ein Aggressor auf Seiten des Opfers Schmerz und Leid wahrnimmt? Reduziert die Wahrnehmung von Schmerz weitere Aggressionsäusserungen? Oder wirken Leidensbekundungen eventuell sogar als positive Verstärker für aggressives Verhalten? Es ist wohl unbestritten, dass Menschen an der Wahrnehmung von Leid und Schmerz anderer Freude empfinden können. Bandura verweist auf das perverse Beispiel des Kommandanten von Auschwitz, Rudolf Hess, der ein Fenster in eine Gaskammer einbauen liess, so dass er der Tötung von Gefangenen gleichsam beiwohnen konnte. Auf der anderen Seite zeigt die empirische Forschung nicht, dass das Leiden anderer aggressives Verhalten zu verstärken vermag. Man darf eher davon ausgehen, dass in solchen Fällen eine natürliche Neigung zur Empathie wirksam wird, die die Fortführung aggressiver Akte stört oder behindert. Opfer, die Schmerz äussern, bewirken eine Hemmung der Aggression des Täters. Was allerdings nicht heissen darf, dass diese Hemmung nicht ihrerseits wieder bekämpft werden kann, etwa durch die Ideologie harter Männlichkeit, die es nicht zulässt, "weich" zu werden und Gefühle zu zeigen, wo Kampf und Gewalt angezeigt sind.

Ins Kapitel "externe Verstärkung" gehört auch das Thema *Bestrafung*. Wenn aggressive Verhaltensweisen deshalb aufrechterhalten werden, weil sie lohnende Konsequenzen haben, dann müssten sie aufgegeben werden, wenn die Effekte nicht lohnend sind, wenn sie m.a.W. Strafe zur Folge haben. Dies dürfte aber nur dann der Fall sein - und das ist eine wichtige Bedingung, die wir anderswo auch schon formuliert haben -, wenn das Ziel, das mit aggressivem Verhalten erreicht werden soll, auch anders, auf nichtaggressivem Wege erreicht werden kann. Nur wenn Menschen Ziele, die ihnen wichtig sind, mit prosozialem Verhalten erreichen können, werden sie bereit sein, das aggressive Verhalten aufzugeben, mittels dessen sie bislang ihr Ziel erreicht haben. Pädagogisch gesehen ist dies ein sehr wesentlicher Punkt. Wer sich nicht prosozial zu verhalten weiss, der wird durch Bestrafung kaum von seinem aggressivem Verhalten abzubringen sein. Erst die Kombination von Belohnung prosozialer Verhaltensweisen und Bestrafung antisozialer Verhaltensweisen kann allenfalls eine erfolgreiche Strategie zur Eindämmung von Aggressionen sein. In einem kurzen Satz: "... bei einer effektiven Intervention bestraft man nicht, ohne bessere Alternativen anzubieten."

Dazu kommt ganz wesentlich ein weiterer Punkt hinzu, auf den wir ausführlicher noch zurückkommen werden. Aggressionen brauchen nicht nur

im Dienste der Erreichung erwünschter Ziele zu stehen. Sie können darüber hinaus einen Wert für das eigene Selbstverständnis eines Individuums haben. Aggressiv zu sein, kann identitätsstiftend werden. Das eben diskutierte Beispiel des Home Boy Ronnie dürfte dies deutlich gemacht haben. Wenn dem so ist, wenn ein Individuum seine Identität über aggressives Handeln begründet, dann spielt weniger der instrumentelle Effekt bei Verstärkung aggressiven Verhaltens die Hauptrolle, sondern die Selbstbekräftigung, die das Individuum dadurch erfährt, dass es aggressiv ist. Die Aggression dient dazu, ein bestimmtes Selbstbild zu stabilisieren. In einem solchen Fall ist pädagogisch weit mehr gefordert als ein blosser Ersatz antisozialer durch prosoziale Mittel der Zielerreichung. Letzlich geht es darum, ein nicht-aggressives Selbstbild aufzubauen. Daher dürfte auch die blosse Bestrafung aggressiven Verhaltens in einem solchen Fall kaum wirksam sein.

Grundsätzlich steht Bandura dem Mittel der Strafe skeptisch gegenüber. Eines seiner Hauptargumente ist, dass derjenige, der straft, ein Modell für Bestrafung gibt. Seine Wirksamkeit ist daher auf doppelte Weise. Kurzfristig mag er aggressives Verhalten unterbinden, langfristig aber hat er sich als Modell angeboten, das vom Beobachter imitiert werden dürfte. Bei der Ausübung punitiver Kontrolle modellieren die strafenden Personen aggressive Verhaltensstile, die denen nicht unähnlich sind, die sie unterbinden wollen. Deshalb können die Bestraften bei späterer Gelegenheit und unter Abwesenheit der strafenden Person ähnlich aggressive Lösungen wählen, um mit den Problemen fertig zu werden, denen sie sich gegenüber sehen. In diesem Sinne, meint Bandura, repräsentiert die Todesstrafe eine gesellschaftliche Modellierung von Gewalt in brutalster Form. Legale Exekutionen untergraben eher die Achtung vor dem menschlichen Leben, als dass sie Gewaltverbrechen verhindern.

Die zweite Art von Verstärkung, die Bandura diskutiert, ist die *stellvertretende Verstärkung*. Dieses Thema haben wir bereits andiskutiert. Die Beobachtung, wie ein Modell für ein Verhalten belohnt oder bestraft wird, hat einen wesentlichen Einfluss darauf, ob der Beobachter das Verhalten imitieren wird oder nicht. "Menschen beobachten immer wieder die Verhaltensweisen anderer und die Gelegenheiten, bei denen sie belohnt, nicht beachtet oder bestraft werden. Die beobachteten Ergebnisse beeinflussen das Verhalten fast in derselben Art und Weise wie unmittelbar erfahrene Konsequenzen ... Im allgemeinen steigert beobachtete Belohnung die Tendenz, sich in ähnlicher oder dazu in Beziehung stehender Art und Weise zu verhalten, und beobachtete Bestrafung vermindert sie." Als allgemeine Regel formuliert Bandura: Zu sehen wie andere für ihre Aggressionen belohnt werden, erhöht die Tendenz, sich auf ähnliche Weise zu verhalten. Und zu

sehen, wie andere für Aggressionen bestraft werden, vermindert die Tendenz, sich so zu verhalten.

Auch hier gilt, dass unterschiedliche Verstärkungspläne unterschiedliche Auswirkungen haben. Bandura berichtet von einer Untersuchung, bei der Kinder, die sahen, dass angriffslustiges Verhalten konsistent belohnt wurde, am aggressivsten waren, während diejenigen, die sahen, dass es konsistent bestraft wurde, keine imitierten Aggressionen äusserten. Diejenigen schliesslich, die sahen, dass Aggressionen manchmal belohnt und manchmal bestraft wurden, zeigten ein mittleres Aggressivitätsniveau. Wie Bandura anmerkt, ist es diese letztere Situation, wo Aggression gelegentlich bestraft und gelegentlich belohnt wird, die im Alltag wohl überwiegt.

Es gilt, dass Modelle, die sich selbst belohnen oder bestrafen, dieselben Effekte auslösen können, wie wenn Verhalten durch andere verstärkt wird. In einer Untersuchung zeigte sich, "... dass 80 Prozent der Kinder, die sahen, dass ein Modell mit Selbstlob auf ein Vergehen reagierte, anschliessend ein ähnliches Verbot übertraten. Im Vergleich dazu wichen nur 20 Prozent der Kinder von ihrem üblichen Verhalten ab, nachdem sie beobachtet hatten, dass dasselbe Modell selbstkritisch auf seine Übertretungen reagierte."

Diese Untersuchung kann zur dritten Art von Verstärkung, die Bandura diskutiert, nämlich zur *Selbstbekräftigung*, überleiten. Dank seinem kognitiven Ansatz vermag Bandura etwas zu thematisieren, was von behavioristischen Theorien ausgeschlossen wird, nämlich die "innere" Verstärkung von aggressiven Tendenzen. Zu seinem Schema der vier psychischen Subprozesse, die das Beobachtungslernen steuern, gehören Kodierungs- und Gedächtnisprozesse, die eine gedankliche Wiederholung von Beobachtungen ermöglichen. Durch solche "innere" Wiederholung aggressiver Ereignisse kann eine Selbststimulation und Selbstverstärkung für aggressive Gedanken erfolgen. Die Annahme eines Triebes, aus dem aggressive Energie fliesst, ist folglich unnötig. Das Individuum kann sich durch *gedankliche* Prozesse selbst in Erregung versetzen und in Wut hineinsteigern.

Solche "innere" Verstärkung aggressiver Modelle kann auch das Behalten bestimmter Taktiken der Ausübung aggressiver Handlungen betreffen. So können öffentlich bekannt gewordene Mordtaten in Erinnerung bleiben und allenfalls eine eigene Greueltat anleiten, und zwar lange nachdem der ursprüngliche Vorfall die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verloren hat.

Phantasierte Aggression kann somit aggressive Tendenzen verstärken. Gelegentlich wird angenommen, dass Phantasien von aggressiven Handlungen kathartische Wirkung haben. Doch scheint dies eine fragwürdige These zu sein. Man denke in diesem Zusammenhang auch an die mentale Vorbereitung auf einen Wettkampf bei Sportlern. Sie versuchen, durch

Phantasien von Wut ihre Angriffsbereitschaft zu steigern (und nicht etwa zu senken).

Bandura meint auch, dass im Falle von Wut die übliche Reaktion die ist, dass die Wut abklingt, dass sie gleichsam verdampft und wenn schon, aktive Anstrengungen unternommen werden müssen, damit sie anhält, jedenfalls nicht notwendigerweise etwas getan werden muss, damit sie abklingt. Aggressionen werden ganz wesentlich durch kognitive Prozesse aufrechterhalten und erneuert , nicht durch das periodische Auflaufen eines Reservoirs triebbedingter aggressiver Energie. Das physiologische Erregungsniveau eines Individuums wird wesentlich durch das bestimmt, was es denkt. "Wenn man Gedanken ablenkt oder beruhigt, so wird dies die Erregung reduzieren, wohingegen diejenigen Gedanken, die vergangene Provokationen wieder aufleben lassen oder auf drohende zukünftige Konsequenzen von erwogenen oder ausgeführten Handlungsweisen Nachdruck legen, hohe Erregungszustände erzeugen werden."

Mechanismen der moralischen Selbstentlastung

So viel zur Selbstverstärkung aggressiver Verhaltensbereitschaften. Ein Thema, das eng damit verknüpft ist, ist dasjenige des Selbst und seiner Funktionen bei der Regulation von Aggressionen. Bandura geht von der intuitiv kaum kontroversen Annahme aus, dass Menschen in ihrem Verhalten von einem System der Selbstregulation beeinflusst werden. Zu diesem System gehören Prozesse der Selbst-Beobachtung, der Selbst-Beurteilung und der Selbst-Bewertung.

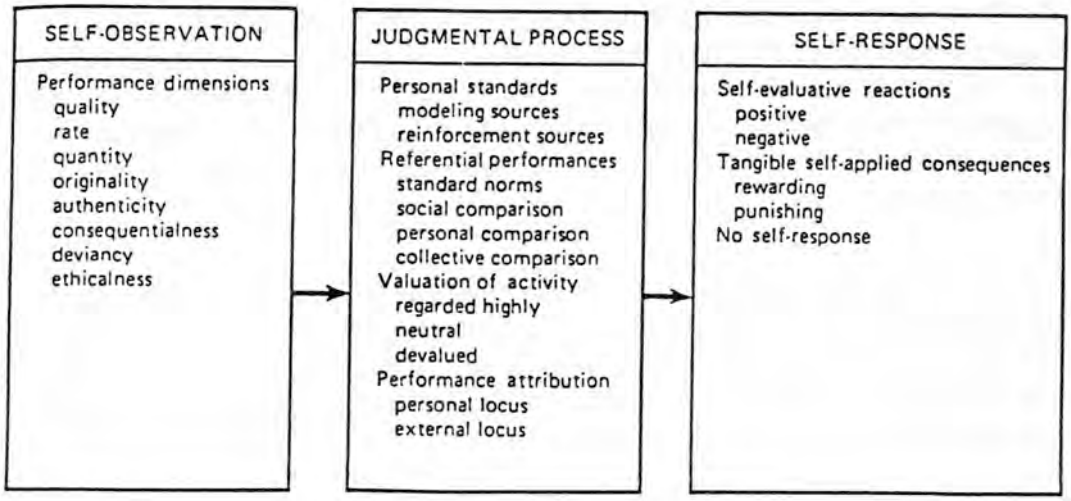


FIG. 9–4. *Component processes in the self-regulation of behavior by self-produced consequences.*

Menschen beobachten sich, beurteilen sich und reagieren auf sich selbst. Dabei orientieren sie sich an einem bestimmten Ideal ihrer selbst mit Lob

und Tadel. Dieses Idealbild kann u.U. negativ gezeichnet sein. Der Psychoanalytiker Erik Erikson hat mehrfach formuliert, dass es für Menschen schlimmer ist, überhaupt kein Gefühl der Identität zu haben als ein negatives. Wer es daher nicht schafft, ein positives Bild von sich zu gewinnen, der klammert sich an ein negatives Selbstbild. Und zu dieser Negativität können leicht Aggression und Gewalt gehören. Wir sind auf dieses Thema schon mehrmals gestossen. Der Leiter der Untersuchung an Jugendlichen der ehemaligen DDR, die ich vor einiger Zeit - im Zusammenhang der Frustrations-Aggressions-Theorie - zitiert habe, fasst die Ergebnisse des Projekts mit der Feststellung zusammen, viele der Jugendlichen handelten nach dem Motto: "Bevor ich gar nichts bin, bin ich lieber [ein] Skin" ("Bund" 3.7.92, S. 5). Das eben ist der Mechanismus der negativen Identität. Weniger schlimm als ein Nichts oder ein Niemand zu sein, ist irgendeine negative Identität anzunehmen.

Wenn die negative Identität auf Aggressionen gebaut ist, dann kann sie, handelt es sich um Knaben oder Männer, leicht mit einer idealisierten Männlichkeit (Mut, Heldentum, Härte etc.) verbunden werden. Aggression assoziiert sich mit einem Mythos von Stärke und Autarkie und kann so zum Bestandteil eines stabilen, idealisierten Selbstbildes werden. Der ehemalige Präsident der tschechischen und slowakischen Republik und jetziger Präsident der Republik Tschechien, Vaclav Havel, hat 1990 in einer Rede in Oslo folgendes gesagt: "Ich habe festgestellt, dass für diejenigen, die hassen, der Hass selbst noch wichtiger ist als das Objekt des Hasses, denn schnell lassen sich die Objekte wechseln, ohne dass Wesentliches in der Hassbeziehung verändert würde. Das ist verständlich; denn der Hass, der empfunden wird, hat nicht mit einer bestimmten Person zu tun, sondern mit dem, was diese Person darstellt: ein Gefüge von Hindernissen vor dem Absoluten, vor der absoluten Anerkennung, vor der absoluten Macht, der absoluten Gottgleichheit, der Wahrheit und Ordnung der Welt. Der Hass dem Nächsten gegenüber scheint daher nur eine physiologische Verkörperung des Hasses dem Ganzen gegenüber zu sein, das als Ursache des eigenen totalen Versagens verstanden wird. Man sagt, dass diejenigen, die hassen, an einem Minderwertigkeitskomplex leiden. Das ist bestimmt nicht die beste Erklärung. Ich würde eher sagen, dass deren Komplex auf der verhängnisvollen Empfindung beruht, von der Welt im eigenen Wert nicht anerkannt zu werden. ... Wer hasst, ist unglücklich. Was immer er tut, um volle Anerkennung zu erlangen und um diejenigen zu vernichten, von denen er annimmt, dass sie schuld an der ihm vorenthaltenen Anerkennung sind, nie erreicht er den angestrebten Erfolg, nie das Absolute. Immer steigt aus irgendeiner Ecke das Entsetzen über seine Ohnmacht ihm entgegen und legt sich auf ihn ..., eigentlich das Entsetzen darüber, nicht gottgleich zu sein" (zit. nach "Tages Anzeiger" 1.9.90, S. 2). Das ist eine sehr subtile

Analyse der Psychodynamik des Hasses, die weit über die Ausführungen von Bandura hinausgeht. Der Hass - so die Diagnose von Havel - wurzelt in einem defekten Selbst - eine These, der wir auch bei Erich Fromm und Arno Gruen begegnen werden. Der Hass entzündet sich am Verhalten irgendeines Menschen, der dem Hassenden als Widerstand für seine phantasierte Allmacht erscheint. Dieses Verlangen nach Allmacht wurzelt in einem verlorenen Kampf um Anerkennung: Der Hassende glaubt, dass ihm die soziale Umwelt ihre Anerkennung vorenthält, was ihn dazu treibt, sich diese durch Gewalt zu erzwingen. Auf ähnliche Weise hat auch Heinz Kohut die Dynamik von Aggression und Gewalt zu verstehen versucht.

Doch kommen wir auf Bandura zurück. Bandura thematisiert das Selbst im Rahmen von Prozessen der Selbstbelohnung und Selbstverurteilung, doch es fehlt bei ihm eine eigentliche Theorie des Selbst. Es bleibt bei den etwas allgemeinen Feststellungen, dass gewalttätige Menschen (Männer) aus ihren körperlichen Siegen "häufig Selbstzufriedenheit und ein erhöhtes Selbstwertgefühl gewinnen", und dass es keine vernichtendere Bestrafung gebe als die Selbstverachtung. Von dieser letzteren Feststellung aus entwickelt Bandura eine eigentliche Systematik von Prozessen der Selbstentlastung. Da Menschen so sehr darauf bedacht sind, ihre Selbstachtung zu wahren, verwenden sie alle Arten von Mitteln, um negative Selbstbeurteilungen von sich fern zu halten. Letztlich thematisiert Bandura auf seine Art Prozesse, die in der Psychoanalyse Abwehrmechanismen genannt werden. Wir haben bei Redl und Wineman gesehen, wie die von ihnen geschilderten aggressiven Kinder mittels Abwehrmechanismen ihre moralischen Gefühle zu neutralisieren versuchen. Genau dasselbe wird nun von Bandura mit anderer Terminologie und in einem anderen theoretischen Rahmen dargelegt. Indem sich Menschen auf selbsttäuschende Mechanismen einlassen, können sie sich ohne Selbstverurteilung inhuman verhalten. Bandura thematisierte acht solche Methoden der moralischen Selbsttäuschung.

1) Aggressives Verhalten kann durch vorteilhafte Vergleiche bagatellisiert werden. Man kann sich dadurch selbst entlasten, dass man das eigene schlechte Benehmen mit schlimmeren Beispielen vergleicht. Wenn es andere gibt, die noch Schrecklicheres tun, dann kann es mit dem, was man selbst getan hat, nicht so weit her sein. "Die Rechtfertigung der Aggression durch den Vergleich mit noch abscheulicheren Handlungen ist eine recht effektive Methode, Gewalt akzeptabel zu machen, denn das Verhalten kann so positiv umdefiniert werden, ohne dass man sich allzusehr auf die Verheimlichung von Absichten oder persönliche Verantwortung verlassen müsste."

2) Aggressives Verhalten kann durch Heranziehung höherer Prinzipien moralisch gerechtfertigt werden. Dazu möchte ich Ihnen zum Einstieg ein kurzes Beispiel geben. Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern wurde

aufgefordert, sich zum Thema Gewalt zu äussern. Dabei sagte der 16jährige Oliver das folgende: "Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass ich nicht gewalttätig bin. Sicher habe ich auch schon ein paarmal zugeschlagen, aber das stets mit einem guten Grund" (zit. nach "Schule und Elternhaus" Nr. 2 1992, S. 6). Zuzuschlagen, wenn man einen "guten Grund" hat, macht kein schlechtes Gewissen. Auch dies ist eine effektive Methode der Selbstentlastung. Man kann für fast jede verwerfliche Tat höhere Ziele herbeireden, die die Tat rechtfertigen sollen. Man tötet im Namen von Freiheit, Gerechtigkeit und Vaterland. Oder im Namen der Religion. So etwa wurden auf den Kreuzzügen der Christen im Dienste religiöser Prinzipien unzählige Menschen massakriert. Der "Heilige Krieg" der Moslems ist ein weiteres Beispiel der Rechtfertigung von Gewalt durch höhere, moralische bzw. religiöse Prinzipien. Auch wenn es darum geht, andere zu Mord und Totschlag aufzufordern, ist dies eine gängige Strategie. "Aggressoren werden nicht herangezogen, indem man ihnen sagt, dass sie Handlungen ausführen sollen, die als rücksichtslos, verächtlich, kriminell oder blutdürstig bezeichnet werden. Strafende Behandlung wird gewöhnlich im Namen der Disziplin und nicht aus persönlicher Rachsucht ausgeführt; die Veranstaltung eines Blutbades durch Soldaten hat eher die Struktur einer patriotischen Tat als die eines gewissenlosen Mordes; politische Aktivisten gewinnen Anhänger, indem sie die Notwendigkeit ihrer Vorgehensweisen von prinzipiellem Protest gegen soziale Ungerechtigkeiten ableiten und nicht, indem sie sich als vorsätzlich Destruktive darstellen; und Menschen werden zu angriffslustigem Verhalten eher dadurch veranlasst, dass man dies als Zeichen für Männlichkeit deklariert, und nicht dadurch, dass sie sich als Psychopathen bezeichnen."

Das Böse, das man tut, erscheint, wenn man es nur richtig begründet, als gut. Man kann vielleicht ohne Übertreiben sagen, dass das meiste an Bösem auf dieser Welt im Namen solcher hohen Ideale wie Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Friede etc. getan wird. Moralische Prinzipien werden beigezogen, um unmoralisches Verhalten zu vertuschen. Der Zweck dabei ist die Selbstentlastung des Aggressors. Dieser könnte es nicht ertragen, sich moralische Vorwürfe machen zu müssen, also lässt er es gar nicht so weit kommen.

Bandura meint, diese Art und Weise der Pseudolegitimation von aggressivem Verhalten sei in der Psychologie bisher zu wenig beachtet worden. Die grösste Bedrohung der Humanität geht weit eher von solchen mit Bewusstsein und Berechnung und aus Prinzip vollzogenen Akten aus als von zügellosen, impulsiven Handlungen. Die Beschäftigung mit einer triebhaften menschlichen Natur lenkt allzusehr davon ab, dass das wirklich Böse, zu dem Menschen in der Lage sind, in ihrer geistigen Kompetenz wurzelt. Es ist nicht so sehr ihre körperliche Natur, was die Menschen böse

werden lässt, als ihr Geist, mit dessen Hilfe sie ihre Bösartigkeit zur Raffinesse überformen können.

3) Abschiebung der Verantwortung. Man kann sich dadurch vor Selbstkritik schützen, dass man die Verantwortung für das eigene, aggressive Handeln abschiebt. Menschen tun oft Dinge, für die sie sich nicht verantwortlich fühlen, weil sie einen Auftrag oder einen Befehl erhalten haben. Wir haben diesen Punkt im Zusammenhang unserer Auseinandersetzung mit der Instigation von aggressivem Verhalten durch Aufforderung und Befehl diskutiert und dabei am Beispiel der Milgram-Experimente gesehen, wie leicht Menschen durch Autorität dazu bewegt werden können, sich aggressiv zu verhalten. Die Rückseite der Medaille besteht darin, dass man sich von derselben Autorität, der man sich unterworfen hat, für sein Handeln entlastet fühlt. Die Verantwortung für das Böse, das man tut, wird an die Autorität, die zur Ausführung des Bösen aufgefordert hat, abgeschoben. In Hierarchien ist dies die übliche Art, sich vor moralischem Selbstwertverlust zu schützen. Man beruft sich auf seinen Status als Befehlsempfänger. Man tut seine Pflicht und glaubt damit sogar, moralisch korrekt vorzugehen.

Zu Zeiten der Nazis war dies der wohl gängigste Mechanismus der Anpassung an ein abscheuliches, menschenverachtendes System. Man empfand keine persönliche Verantwortung, weil man die Verantwortung für sein Tun an die Befehlsgeber abgetreten hatte. Ein anderes Beispiel gibt das Massaker von My Lai im Vietnamkrieg. Als der amerikanische Leutnant, der das Massaker an der Bevölkerung des südvietnamesischen Dorfes My Lai veranlasst hatte, befragt wurde, antwortete er, offenbar ohne jegliche Gewissensbisse: "Das war mein Befehl, Sir, das war der Tagesbefehl, Sir. Es waren lauter Feinde, sie sollten vernichtet werden."

4) Eine ähnliche Strategie ist die Vernebelung der Verantwortlichkeit. Auch dafür bieten Kollektive einschlägige Beispiele. "Kollektive Aggressionen erfordern zahlreiche Einzelaufgaben, die durch einen Organisationsapparat getragen werden müssen. Die Aufgliederung der destruktiven Tätigkeiten bewirkt auf verschiedenen Wegen, dass das Gefühl persönlicher Verantwortung für mitschuldiges Verhalten bei den Teilnehmern reduziert wird. Die Entwicklung, die Produktion und die Anwendung von Destruktionsmitteln erfordern die Dienste einer beträchtlichen Anzahl von Menschen, von denen jeder eine fragmentarische Aufgabe ausführt, die an sich fast harmlos erscheinen mag. Die fraktionierte Mitwirkung kann leicht vom Endprodukt isoliert werden, besonders dann, wenn man wenig an persönlicher Beurteilung einfliessen lässt, während man eine untergeordnete Aufgabe ausführt, die zu der letztendlichen Aggression über vage, komplexe Bindeglieder in Beziehung steht." Unter solchen Bedingungen kann die Verantwortung auch leicht dem schwächsten Glied zugeschrieben wer-

den. Das betrifft dann meist diejenigen, die die aggressive Tat ausführen müssen, obwohl die Drahtzieher der Aktion die Hauptverantwortung tragen.

5) Eine weitere, häufige und wirksame Strategie ist die Dehumanisierung des Opfers. Wenn die Aggression gegen ein Opfer gerichtet ist, das sich nicht als menschlich herausstellt, dann ist sie leicht entschuldbar. So werden Kriege gegen Ungeziefer, Barbaren, Schweine u.a. geführt. Der Gegner ist "entartet", das Feld muss "gesäubert" werden. "Ethnische Säuberung" ist die perverse Zielsetzung des Krieges im ehemaligen Jugoslawien. Das Wort "Säuberung" ermöglicht es, eine verwerfliche Tat als löbliche darzustellen. Wer ist schon gegen Säuberung im wörtlichen Sinn? "Ethnische Säuberung" wurde von der Gesellschaft für deutsche Sprache zum "Unwort" des Jahres 1992 erklärt. Eine Jury befand noch weitere Negativwörter für besonders verwerflich: "'Weiche Ziele' als Bezeichnung von Menschen als Militärzielen; 'aufklatschen' beziehungsweise 'abklatschen' für Gewalt gegen Ausländer; 'aufenthaltsbeendende Massnahmen' als bürokratische Beschönigung der Abschiebung von Asylbewerbern sowie 'Beileidstourismus' als Kommentar zu den Trauerkundgebungen nach den Morden an Ausländern im schleswig-holsteinschen Mölln" ("Neue Zürcher Zeitung" 9.2.93, S. 11). Zur Dehumanisierung des Opfers gehört auch, wenn die Jugendbanden, die in letzter Zeit die Strände von Rio de Janeiro unsicher machen, als "Strandratten" bezeichnet werden ("Tages Anzeiger" 21.10.92, S. 64). "Ratten" lassen sich leichter ausrotten als Menschen.

Es gibt aber auch die umgekehrte Strategie, nämlich Kriegswerkzeuge oder andere Instrumente der Gewalt so zu bezeichnen, dass deren aggressive Komponente verschwindet. Das ist etwa dann der Fall, wenn ein Kampfflugzeug als "Friedenstaube" bezeichnet wird. Oder wenn das Kriegsministerium "Verteidigungsministerium" genannt wird. Sie kennen vielleicht den Roman "1984" von George Orwell. Dort gibt es ein "Wahrheitsministerium". Auf der weissen Front dieses Ministeriums sind die Wahlsprüche der Partei eingemeisselt: "Krieg bedeutet Frieden - Freiheit ist Sklaverei - Unwissenheit ist Stärke". Mit solchen Umbenennungen kann eine sprachliche Gewöhnung an Aggression stattfinden.

> Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Zur sprachlichen Gewöhnung an Aggression kann auch gehören, wenn das Wort "Aggression" mit positiven Konnotationen versehen wird. So im Sport, im Management, im Verkauf, wo "aggressives Verhalten" gefordert wird, um erwünschte Ziele zu realisieren. Aggressivität wird mit engagierter Aktivität gleichgesetzt oder - wie bei Arthur Koestler - als Stimulans von Neugier und Kreativität bezeichnet. Ähnlich heisst es bei Alexander Mitscherlich, die Aggression erlaube es dem Menschen, eine ziel- und sachgerechte Aktivität zu entfalten. Zweifellos wäre es falsch, Aggres-

sion schlechthin negativ zu sehen. Es gibt "gutartige Aggressionen" (Fromm), deren Funktion in der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung eines Lebewesens liegt. Darüber hinaus scheint es mir jedoch unangemessen zu sein, Aggressionen in ein positives Licht zu rücken.

Der Mechanismus der Dehumanisierung ist auch aus dem Grund besonders zu beachten, weil Tendenzen der Anonymisierung in unserer Gesellschaft einen solchen Mechanismus unterstützen können. Bürokratisierung, Technisierung, Automatisierung, Urbanisierung und hohe soziale Mobilität sind möglicherweise Faktoren, die dehumanisierendem Verhalten förderlich sind. Alle Bedingungen menschlichen Zusammenlebens, die dazu führen, dass die menschlichen Interaktionen anonym und unpersönlich werden, können u.U. Prozesse der Dehumanisierung auslösen oder deren Auftreten begünstigen. Auch jede Form von Grenzziehung zwischen Gruppen von Menschen kann Dehumanisierung derjenigen bewirken, die als "out-group" ausgegrenzt werden.

Wenn wir für den Moment zurückblenden auf die präventiven Massnahmen, die wir im Anschluss an die Auseinandersetzung mit Patterson diskutiert haben, dann zeigt sich hier, bei Bandura, ein weiteres Argument für die Förderung von Gemeinschaftlichkeit an einer Schule. Anonyme Strukturen, unpersönliche Beziehungen, Bürokratisierung etc. sind insofern aggressionsfördernd als sie Schüler und Lehrer dazu verleiten, sich anonym zu verhalten, Verantwortung abzugeben, in "in-group" und "out-group" zu trennen und die jeweiligen "anderen" auszugrenzen und zu entwerten.

Anonymität hat noch einen anderen unerwünschten Effekt. Unter anonymen Bedingungen schwindet die Gefahr, bei einer gewalttätigen oder kriminellen Handlung entdeckt zu werden. Dadurch können innere Hemmungen gegen die Ausübung von Gewalt abgebaut werden. "Es ist nicht ungewöhnlich, dass sonst gesetzestreue Menschen sozial verbotene Tätigkeiten ohne allzu viel Widerstreben ausführen, wenn das Risiko gering ist, dass sie identifiziert werden können." Das gilt etwa für Ausschreitungen, wie sie letztes Jahr in Los Angeles beobachtet werden konnten. Der Sozialpsychologe Philip Zimbardo spricht von Prozessen der "Deindividuierung". Die Individualität von Menschen wird in Situationen der Anonymität abgebaut. Sie verlieren gleichsam ihren inneren Halt und sind bereit zu Plünderungen und ähnlichen kriminellen Handlungen.

Prozessen der Deindividuierung kann Vorschub geleistet werden durch Konsum von Alkohol oder anderen Drogen. Bandura weist darauf hin, dasss 72% der schweren Verbrechen unter Alkoholeinfluss begangen werden. Die Zahlen beziehen sich auf die USA, dürften für Europa aber kaum anders liegen.

6) Statt das Opfer zu dehumanisieren, kann man sich vor moralischer Schuld auch dadurch schützen, dass man ihm die Schuld für das eigene Verhalten zuschreibt. Man stellt die Situation so dar, als wäre man zur Aggression provoziert worden. Was man tat, erfolgte nicht aus eigenen Stücken, sondern war eine Reaktion auf die Provokation des anderen. Bei der Bereitschaft, Frustrationen als Instigationen für Aggression anzuerkennen, darf man damit rechnen, dass eine solche Strategie der moralischen Selbstentlastung auf Anerkennung stösst. Man kann die Situation auch so darstellen, dass es das Opfer nicht anders verdient hat als aggressiv behandelt zu werden. Auf jeden Fall hat das Opfer sein Leiden selbst verschuldet. Diese Strategie ist deshalb oftmals leicht anwendbar, weil Aggressionen nicht selten aus einer Abfolge von wechselseitig eskalierenden Interaktionssequenzen entstehen. Wir haben dies bei Patterson anschaulich gesehen. Bei solchen Eskalationen ist es selten möglich, Opfer und Täter, was deren Beitrag zur Eskalation anbelangt, fein säuberlich zu unterscheiden. Nur allzu oft ist das Opfer für die Eskalation der Gewalt mitverantwortlich. Folglich ist es dem Täter ein leichtes, den Eskalationsprozess so darzustellen, als habe er selbst nur reaktiv gehandelt, ihm also keine Schuld zukomme.

7) Graduelle Desensibilisierung. Dies ist ein Mechanismus, der die Steigerung der Intensität von aggressiven Handlungen bewältigen lässt. Die bisher diskutierten Strategien der Selbstentlastung verweisen nicht unbedingt auf einen gewohnheitsmässigen Aggressor. Es sind Strategien, die wir letztlich alle anwenden, ob häufig oder selten. Gewohnheitsmässige Aggressoren haben dagegen einen Prozess der Gewöhnung durchlebt, der sie generell unempfindlich macht gegenüber der Äusserung von Aggressionen bzw. gegenüber damit verbundenen Gefühlen der Selbstentwertung. Individuen werden nicht im Handumdrehen zu brutalen "Bestien". Vielmehr - so Bandura - "... wird die Veränderung gewöhnlich durch einen stufenweise fortschreitenden Desensibilisierungsprozess erreicht, bei dem die Teilnehmer die deutlichen Veränderungen, die sie erfahren haben, nicht vollständig erkennen können. Anfangs werden die Personen dazu gebracht, aggressive Handlungen auszuführen, die sie ohne übermässige Selbstkritik tolerieren können. Nachdem ihr Unbehagen und ihr Selbsttadel durch wiederholte Handlungsausführungen gelöscht wurden, wird das Niveau der Aggression nach und nach gesteigert, bis schliesslich grauenhafte Taten, die ursprünglich als verabscheuungswürdig angesehen wurden, ohne viele Bedenken ausgeführt werden können. Andrews (1969) beschreibt diesen Löschungsprozess lakonisch in seiner Untersuchung von Massenexekuteuren: 'Zuerst führten sie diese schrecklichen Massaker versuchsweise aus, später gefühllos und schliesslich ganz mühelos' (S. 204). Der wiederholte Drill bei der militärischen Ausbildung, wie beispielsweise im Umgang mit dem Bayonett und beim Schiessen auf simulierte Objekte, dient nicht nur

dem Zweck, die Kampffertigkeiten einzuüben, sondern auch dem, die abschreckenden Eigenreaktionen auf derartiges Verhalten hin zu löschen. Untersuchungen ... zeigen, wie traumatisierte Soldaten innerhalb einer kurzen Zeitspanne desensibilisiert werden konnten, indem man ihnen nach und nach immer fürchterlichere Kampfszenen zeigte. Vielleicht erklärt gerade die zunehmende Desensibilisierung für Verletzungen mehr als Frustrationen den Anstieg der militärischen Grausamkeiten im Verlauf der Zeit und die wachsende öffentliche Gleichgültigkeit ihnen gegenüber."

8) Ein wirksamer Mechanismus der Selbstentlastung bei aggressivem Verhalten ist schliesslich das Herunterspielen und selektive Vergessen der Konsequenzen des Verhaltens. Dabei geht es um die Verzerrung der Effekte des eigenen Tuns. Man kann die Schmerzhaftigkeit der Folgen seines Verhaltens bagatellisieren. Man kann bestreiten, dass Effekte überhaupt negativ waren. Man kann sogar sagen, das Opfer hätte dabei Freude empfunden - eine Verteidigungsstrategie, die bei Vergewaltigungen häufig angewandt wird.

Zusammengenommen gibt es also eine Vielzahl von Strategien, die Menschen anwenden können, um sich selbst von ihrer Aggressivität abzulenken und vor einer Selbstentwertung zu beschützen. Man kann sich fragen, ob das Problem der menschlichen Aggressivität nicht überhaupt eher hier liegt als im Bereich des aggressiven Verhaltens als solchem. Die Menschen scheinen so gut in der Lage zu sein, sich vor der Konfrontation mit ihren Aggressionen zu schützen, dass eher dieser Schutzmechanismus bedrohlich erscheint als die Aggressionen selbst.

Bandura schreibt zum Schluss seiner Darstellung der verschiedenen Strategien der Selbstentlastung: "Da es so viele Kunstgriffe gibt, mit deren Hilfe man sich selbst freisprechen kann, darf sich eine Gesellschaft nicht allein auf die Individuen verlassen, wie edel deren Gesinnung immer sein mag, wenn sie sich gegen Destruktivität schützen will. Gerade weil aggressives Verhalten seinen Ursprung nicht im Individuum hat, liegt auch seine Kontrolle nicht einzig und allein in ihm. Menschlichkeit erfordert, zusätzlich zu wohlwollenden Selbstbekräftigungsregeln soziale Bekräftigungssysteme, die einfühlendes Verhalten ununterbrochen aufrechterhalten und Grausamkeit verhindern."

Pädagogisch gesehen, kann man in der Anerkennung der eigenen Aggressionen eine wichtige erzieherische Aufgabe sehen. Es sollte weniger darum gehen, Aggressionen zu vermeiden, als darum, die Fähigkeit des Einzelnen, mit seinen Aggressionen adäquat umzugehen, zu kultivieren. Das aber setzt voraus, dass man deren Existenz auch einmal bei sich selbst anerkennt. Aggressiv, so scheint es, sind immer die anderen, nicht man selbst. Wir neigen dazu, das Böse zu projizieren und in einem "Sündenbock" zu

bekämpfen. Dieser Mechanismus der moralischen Selbstentlastung ist so tief mit der menschlichen "Natur" verbunden, dass er dem Pädagogen bzw. der Pädagogin genauso zum Ansatzpunkt des Handelns werden sollte wie die Aggressionen selbst. Konkret heisst dies auch, dass wir lernen müssen, mit unseren je eigenen Aggressionen umzugehen, ja vielleicht noch mehr, dass wir erst einmal lernen sollten anzuerkennen, dass auch wir aggressiv sind und nicht nur andere. Ein wenig spektakulärer Beitrag zur Bewältigung von Gewalt in Familie und Schule könnte daher darin liegen, Eltern und Lehrpersonen dabei zu helfen, sich ihren Aggressionen zu stellen, und sie anzuleiten, mit ihren Aggressionen richtig umzugehen.

Modifikation aggressiven Verhaltens

Was empfiehlt Bandura zur Modifikation von aggressivem Verhalten? In der Sicht von Bandura ist Aggression nicht das Ergebnis sich entladender Triebenergien, sondern im wesentlichen ein Lernvorgang. Eine Kultur kann hochaggressive Menschen einfach dadurch hervorbringen, dass sie aggressive Fertigkeiten hoch schätzt, dass sie erfolgreiche aggressive Modelle darbietet und dass sie Gewähr dafür bietet, dass aggressives Verhalten lohnende Effekte hat. Insofern Bandura in der Tradition der Lerntheorie steht, lenkt auch er - vergleichbar Patterson - die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen, unter denen aggressives Verhalten auftritt. Zwar werde allgemein angenommen, meint er, dass beispielsweise Straffällige, weil sie überwiegend aus ablehnenden familiären Milieus kommen, sehr viel bedingungslose Liebe brauchten, falls ihre Probleme gelöst werden sollten. In Wahrheit aber liege das Problem in ihrem Verhalten, das die Umwelt dazu veranlasst, sich von ihnen zu distanzieren. Um ein Beispiel zu nennen: "Eine Person, die gelernt hat, Ablehnung zu erwarten, neigt dazu, die Äusserungen von Freundlichkeit und Interesse von Seiten anderer Menschen zu testen, indem sie schwierige Forderungen stellt und auch sonst potentielle Freunde provokativen Herausforderungen aussetzt. Solche entfremdenden Zuneigungstests rufen schliesslich Ablehnung von seiten der meisten Menschen hervor, was wiederum Vorsicht und Feindseligkeit bekräftigt. Folglich schafft antagonistisches Verhalten infolge seines negativen Charakters genau die Bedingungen, die es wahrscheinlich fortbestehen lassen, lange nachdem die ursprünglichen Determinanten verschwunden sind. Die Ursache des Verhaltens, einschliesslich aggressiver Verhaltensweisen, liegen im Hier und Jetzt, nicht in der Vergangenheit. Günstige Veränderungen werden deshalb am besten erreicht, indem man den Menschen hilft, neue Methoden zur Aufnahme von Beziehungen zu entwickeln, die sie liebenswerter machen, und nicht, indem die verlorengegangene Liebe ersetzt wird."

Das kann sicher nicht heissen, Liebe sei nicht erforderlich. Doch Liebe allein, ohne Kenntnis der Bedingungen, die aggressives Verhalten kontrollieren, ist als Therapeutikum für Aggressionen nicht ausreichend. Die beste Methode, um aggressives Verhalten zu vermindern, besteht aus sozial-lerntheoretischer Sicht darin, den funktionellen Wert prosozialer Alternativen zu steigern. Indem man lohnende Alternativen entwickelt, steigert man die Entscheidungsfreiheit einer Person und reduziert deren Aggressivität. "Menschen werden auf ineffektiven Verhaltensweisen beharren, wenn sie nicht andere Methoden gelernt haben, mit bestimmten Situationen fertig zu werden. Selbst teilweise erfolgreiches Verhalten wird häufig nicht aufrechterhalten und positiv gewertet, weil es besonders bevorzugt wurde, sondern weil bessere Alternativen fehlen. Aggressives Verhalten kann deshalb auf individuellem Niveau am besten reduziert werden, indem effektivere Mittel entwickelt werden, mit zwischenmenschlichen Problemen fertig zu werden."

Dabei gibt es verschiedene Methoden, Prinzipien des Modellernens einzusetzen, um aggressives Verhalten zu reduzieren. "Die Methode, mit der bei verschiedensten Problemen bisher die eindrucksvollsten Resultate erzielt wurden, umfasst drei wichtige Komponenten ... Zuerst werden alternative Reaktionsformen wiederholt modelliert: Am besten zeigen mehrere Personen, wie mit dem neuen Verhaltensstil eine Vielzahl von aggressionsprovozierenden Situationen bewältigt werden kann. Zweitens wird den Lernenden die notwendige Anleitung und reichlich Gelegenheit verschafft, um das modellierte Verhalten unter günstigen Bedingungen einzuüben, bis sie es geschickt und spontan ausführen. Die letzteren Verfahrensweisen sind vorbildlich dazu geeignet, neue soziale Fertigkeiten zu entwickeln; aber die Wahrscheinlichkeit, dass sie übernommen werden, ist sehr gering, sofern sie nicht lohnende Konsequenzen hervorrufen. Vorkehrungen für Erfolgserlebnisse - besonders nach den anfänglichen Versuchen, sich anders zu verhalten - machen den dritten Bestandteil dieser Methode aus. Nachdem die neuen Fertigkeiten durch wiederholte Verstärkung einen funktionalen Wert gewonnen haben, werden sie habituell angewandt, selbst wenn sie vielleicht nicht immer erfolgreich sind. Bei adäquater Modellierung, gut geleiteter Einübung und genügend Erfolgserlebnissen wird diese Methode mit sehr grosser Gewissheit günstige Resultate erzielen."

Bandura empfiehlt im Prinzip eine Kombination von Modellernen und operanter Verstärkung als Mittel zur Modifikation von aggressivem Verhalten. Was bei seinem Ansatz neu ist gegenüber Patterson, ist im wesentlichen die Betonung des Lernens am Modell und die Berücksichtigung vermittelnder kognitiver Prozesse. Die Betonung des Modellernens bedeutet eine starke Beachtung der Wirksamkeit von Vorbildern und Beispielen. Wenn aggressives Verhalten abgebaut werden soll, dann ist es folglich entschei-

dend, dass Modelle verfügbar sind, die zeigen, wie Probleme konstruktiv bewältigt werden können, wie man konstruktiv mit Provokationen umgeht und wie es möglich ist, einem Gegner mit Hilfe des Verstandes und ohne Fäuste standzuhalten. Eltern, Erziehern und Lehrern kommt damit insofern eine grosse Verantwortung zu, als von ihrer Art, mit Konflikten und Problemen umzugehen, eine Vorbildwirkung ausgeht. Es ist nicht zu erwarten, dass Kinder und Jugendliche lernen, auf nicht-aggressive Art und Weise miteinander umzugehen, wenn ihnen die Erwachsenen ständig das Gegenteil vorleben.

Zur Verstärkung von Modellierungseffekten können Rollenspiele eingesetzt werden, bei denen durchgespielt wird, wie Konflikte gewaltfrei gelöst werden können. Im Rollenspiel können nicht-aggressive Formen des sozialen Umgangs auch eingeübt und bestärkt werden. Man kann zum Beispiel so vorgehen, dass Kinder alltägliche Situationen beschreiben, die sie zu aggressivem Verhalten provozieren. Dann wird eine Hierarchie der Situationen erstellt, die von leichten Belästigungen bis zu wütend machenden Provokationen reicht. Die Teilnehmer spielen nun die Situationen nach ansteigendem Schwierigkeitsgrad durch und üben, wie sie effektiv, aber gewaltlos die Situationen bewältigen können. Dabei wird in Rechnung gestellt, dass Vorbilder allein kaum in der Lage sind, Verhaltensänderungen zu bewirken. Die effektive Strategie, um Verhalten zu ändern, besteht nach Bandura in dem vorhin zitierten Dreischritt: Vorführung des erwünschten Verhaltens durch ein Modell, Ausführung des Verhaltens durch den Beobachter des Modells und Verstärkung des ausgeführten Verhaltens.

Die positive Verstärkung des erwünschten Verhaltens ist wichtig. Auf diesen Punkt insistieren wohl alle Vertreter eines lerntheoretischen Ansatzes. Richtig zu verstärken, ist jedoch keine leichte Aufgabe. Gerade Lehrerinnen und Lehrer verhalten sich diesbezüglich oft falsch. Ermahnungen können u.U. das Falsche bewirken, da sie das Verhalten, das sie unterbinden wollen, oft geradezu verstärken. Interventionen, die vom Lehrer oder der Lehrerin als Massregelung oder Bestrafung gemeint sind, können in Wirklichkeit als positive Verstärker fungieren, die das unangenehme Verhalten nicht stoppen, sondern anheizen. Das Problem liegt - wie wir bei Patterson gesehen haben - darin, dass wir nicht a priori wissen können, welche Art von Lehrerverhalten im einzelnen Fall als Verstärkung wirkt und welche nicht. Nur wenn wir den Schüler oder die Schülerin über längere Zeit beobachten und dadurch ein differenziertes Bild haben, werden wir in der Lage sein, richtig zu verstärken.

Kritischer Ausblick

Zum Schluss meiner Auseinandersetzung mit der sozial-lerntheoretischen Analyse der Aggression von Bandura möchte ich zwei Punkte der Kritik

formulieren. Den ersten Punkt werde ich nur kurz, den zweiten etwas ausführlicher behandeln, da er uns zu einem Ausblick auf den zweiten Teil der Vorlesung im kommenden Semester verhelfen wird.

Die erste Kritik besteht darin, dass der Ansatz von Bandura in theoretischer Hinsicht unbefriedigend bleibt. Bandura und seine Mitarbeiter haben eine Reihe von empirischen Arbeiten durchgeführt, die belegen, dass Lernen durch Beobachtung möglich ist und tatsächlich vorkommen kann. Wie aber dieses Lernen zu erklären ist, darüber ist von Bandura wenig zu erfahren. Sein Ansatz ist eher deskriptiv als explanativ, eher beschreibend als erklärend. Das zeigt sich anhand seiner Schemata, die er häufig verwendet, z.B. das Schema der vier Subprozesse des Beobachtungslernens oder das Schema der drei Bereiche, in denen eine "vollständige Aggressionstheorie" Antworten zu geben hat. Es sind dies durchwegs deskriptive Schemata, die den Gegenstandsbereich, über den abgehandelt wird, ordnen und überblicksmässig darstellen. Es sind aber keine erklärenden Schemata. Wie beispielsweise die Beobachtung des Verhaltens einer anderen Person in eigenes Verhalten, das heisst in motorische Prozesse umgesetzt wird, darüber schweigt sich Bandura weitgehend aus. Theoretisch ist die sozial-kognitive Lerntheorie wenig entwickelt.

Der zweite Kritikpunkt betrifft die Thematisierung des Selbst. Das Selbst kann zu einem "Regulator" im System der funktionellen Bezüge eines Individuums zu seiner Umwelt werden. Das macht Bandura deutlich. Menschen handeln nicht nur ihrer dinglichen und sozialen Umwelt, sondern auch sich selbst gegenüber. Wenn man sagen kann, dass Bandura eine, wenn auch eher rudimentäre Handlungstheorie entwickelt hat, dann spielt in dieser Handlungstheorie das Selbst durchaus eine Rolle.

Im Begriff des Selbst kristallisieren sich m.E. jene Momente, in denen sich Menschen von Tieren unterscheiden. Das ist in etwa auch die These der philosophischen Anthropologie von Hellmuth Plessner. Für Plessner haben zwar auch die Tiere ein Selbst, genauer gesagt: sie *sind* ein Selbst, vermögen aber noch nicht reflexiv über ihr Selbst zu verfügen, das heisst sie *haben* noch kein Selbst. Als exzentrisches Wesen ist erst der Mensch sich selbst gegeben, was insbesondere heisst, dass er sich auch als Aufgabe gegeben ist. Das Selbst ist somit eine prozessuale Kategorie und verweist auf das Selbstwerden des Menschen. Die Selbstwerdung ist aber nur möglich im interaktiven Austausch mit anderen Menschen. Eine These, die vor allem der Sozialphilosoph und Sozialpsychologe George Herbert Mead ausgearbeitet hat. Damit ergibt sich ein Spezifikum des Menschen, das ihn von der bloss tierischen Seinsweise unterscheidet.

Bandura sieht diese anthropologische Konstellation im Grunde genommen, wenn er formuliert, es gebe "... fundamentale Unterschiede in der Komple-

xität der Bekräftigungskontrolle zwischen menschlichem und tierischem Verhalten, die Generalisierungen über die Spezies hinweg riskant machen. Tierisches Aggressionsverhalten wird beinahe ausschliesslich durch direkte physische Konsequenzen geregelt. Wenn ein Mensch einem anderen Leid zufügt, so rufen seine Handlungen nicht nur unmittelbare physische Wirkungen hervor, sondern sie können auch selbstabwertende Konsequenzen und soziale Verurteilung auslösen, die als kräftige negative Verstärker dienen. Von Tieren ist nicht bekannt, dass sie sich darüber Sorgen machen, was ihre Mitgefährten im Käfig von ihnen denken könnten oder dass sie sich selbst für ihre Grausamkeit heftig tadeln. In dem Ausmass, in dem das Zufügen von Leid eigenem Stolz und öffentlichem Beifall Auftrieb gibt, werden die selbstbelohnenden Wirkungen aggressiver Verhaltensweisen durch Tierexperimente nicht aufgedeckt." Ein Mangel der bisherigen (behavioristischen) Lerntheorien liegt genau darin, dass sie diese humane Besonderheit nicht thematisieren.

Bandura unterscheidet sich insofern von den traditionellen Denkmodellen, als er ansatzweise die "humane Sonderart" (Portmann) in Rechnung stellt. Dabei betont er insbesondere die Fähigkeit des Menschen, antizipierte Erfolge oder Misserfolge zur Verhaltenssteuerung einzusetzen. Es ist eher die Anziehungskraft des erwarteten Erfolgs als die Stosskraft aversiver Behandlung, was die Menschen sich aggressiv verhalten lässt. Dabei spielen das Selbst und die Selbstachtung eine wesentliche Funktion in der Regulation der Aggression. "Menschen halten schmerzvolle Behandlung in der Erwartung aus, dass ihre aggressiven Anstrengungen schliesslich Erfolg zeigen werden. ... In aggressionsorientierten Kreisen kann ein Scheitern beim Zurückschlagen Furcht vor künftigen Belästigungen und Demütigungen erzeugen. Darüber hinaus kann Feigheit, ausser wenn man sie überzeugend vor sich selbst rechtfertigen kann, einen antizipatorischen Verlust an Selbstachtung hervorrufen, besonders dann, wenn die Angriffe ungerecht und entwürdigend sind. Ein paar Faustschläge auf den Körper können daher weit weniger qualvoll sein als soziales Gespött oder Selbstverachtung. Mit anderen Worten: Menschen verhalten sich gerade nicht wie gedankenlose Roboter, die einzig und allein durch das unmittelbare Reaktionsfeedback gelenkt werden. Vielmehr setzt sie ihre kognitive Fähigkeit, sich künftige Konsequenzen vorzustellen, in die Lage, ihre Verhaltensweisen nach Verhaltensresultaten zu regulieren, die zeitlich weiter entfernt sind."

Die Fähigkeit des Menschen, sich auf sich selbst zu beziehen, ja, sich zu sich selbst zu *verhalten*, das heisst sich zum Objekt einer *Selbstpraxis* zu machen, erfordert von einer Aggressionstheorie besondere Anstrengungen. Das Selbst kann zu einer motivationalen Grösse werden, was bei Tieren nicht der Fall ist. Tiere können sich nicht schämen; man kann sie nicht be-

leidigen. Genau dies ist beim Menschen möglich und kann zum Anlass von Gewalt werden. Demütigungen, Beleidigungen und Bedrohungen von Ruf und Status, meint auch Bandura, sind bedeutende Ereignisse, die Gewalt heraufbeschwören können. Grundsätzlich geht Bandura von folgender Annahme aus: "Menschen tun die Dinge, die ihnen Selbstzufriedenheit und ein Gefühl des eigenen Wertes geben; umgekehrt unterlassen sie es, sich in einer Art und Weise zu verhalten, die auf Selbstkritik und andere selbstabwertende Konsequenzen hinausläuft." Wer nichts zu verlieren hat, auch nicht seinen Ruf, der ist vielleicht am ehesten bereit, ein Ziel durch Gewalt zu erreichen. Wer einer delinquenten Subkultur angehört oder zu einer Existenz in Armut verdammt ist, der riskiert kaum einen Statusverlust, wenn er sich auf gewalttätige Aktivitäten einlässt.

All dies wird von Bandura eingeräumt. Was er aber nicht sagt, ist, woraus dieses Selbst besteht und wie es zustande kommt. Auch hier verbleibt die soziale Lerntheorie weitgehend auf einer deskriptiven Ebene. Das Selbst wird zwar thematisiert, seine psychologische Funktion wird aber theoretisch nicht aufgeklärt. Genau hier werde ich im nächsten Semester ansetzen.

Literaturverzeichnis

Adler, Alfred: Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose, in: Alfred Adler & Carl Furtmüller: Heilen und Bilden. Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Neu hrsg. von Wolfgang Metzger. Frankfurt: Fischer 1983, p. 53-62.

Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung: Kindesmisshandlungen in der Schweiz. Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale 1992.

Averill, James R.: Studies on Anger and Aggression - Implications for Theories of Emotion, in: American Psychologist 1983 (38), p. 1145-1160.

Bandura, Albert: Lernen am Modell. Ansätze zu einer sozial-kognitiven Lerntheorie. Mit Beiträgen von siebzehn weiteren Autoren. Stuttgart: Klett 1976.

Bandura, Albert: Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse. Stuttgart: Klett-Cotta 1979.

Bandura, Albert: The Social Learning Perspective: Mechanisms of Aggression, in: Hans Toch (ed.): Psychology of Crime and Criminal Justice. New York: Holt, Rinehart & Winston 1979, p. 198-236.

Bandura, Albert & Richard H. Walters: Social Learning and Personality Development. New York: Holt, Rinehart & Winston 1964.

Bandura, Albert, Dorothea Ross & Sheila A. Ross: Stellvertretende Bekräftigung und Imitationslernen, in: Manfred Hofer & Franz E. Weinert (eds.): Pädagogische Psychologie. Reader zum Funkkolleg, Bd. 2: Lernen und Instruktion. Frankfurt: Fischer 1973, p. 61-74.

Bandura Albert, Dorothea Ross & Sheila A. Ross: Übernahme von Aggression durch Imitation aggressiver Vorbilder, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992, p. 319-338.

Bateson, Gregory: The Frustration-Aggression Hypothesis and Culture, in: Psychological Review 1941 (48), p. 350-355.

Berkowitz, Leonard (ed.): Roots of Aggression - A Re-Examination of the Frustration-Aggression-Hypothesis. New York: Atherton Press 1969.

Berkowitz, Leonard: External Determinants of Impulsive Aggression, in: Jan de Wit & Willard W. Hartup (eds.): Determinants and Origins of Aggressive Behavior. The Hague: Mouton 1974, p. 147-165.

Berkowitz, Leonard: Whatever Happened to the Frustration-Aggression-Hypothesis? in: American Behavioral Scientist 1978 (21), p. 691-708.

Berkowitz, Leonard: Aversively Stimulated Aggression - Some Parallels and Differences in Research with Animals and Humans, in: American Psychologist 1983 (38), p. 1135-1144.

Berkowitz, Leonard: On the Formation und Regulation of Anger and Aggression - A Cognitive-Neoassociationistic Analysis, in: American Psychologist 1990 (45), p. 494-503.

Berkowitz, Leonard & Anthony LePage: Waffen als aggressionsauslösende Reize, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992, p. 227-240.

Buxbaum, Edith: Aktivität und Aggression bei Kindern, in: Gisela Ammon (ed.): Psychoanalytische Pädagogik. Hamburg: Hoffmann & Campe 1973, p. 230-237.

Centers, Richard: Ein experimenteller Ansatz zur operanten Konditionierung von sprachlichem Material durch Gesprächsmethoden, in: Manfred Hofer & Franz E. Weinert (eds.): Pädagogische Psychologie. Reader zum Funkkolleg, Bd. 2: Lernen und Instruktion. Frankfurt: Fischer 1973, p. 48-60.

Dollard, John, Leonard W. Doob, Neal E. Miller, O. H. Mowrer & Robert R. Sears: Frustration und Aggression. Weinheim: Beltz 1971.

Engfer, Anette: Kindesmisshandlung. Ursachen, Auswirkungen, Hilfen. Stuttgart: Enke 1986.

Engfer, Anette: Entwicklung von Gewalt in sogenannten Normalfamilien, in: System Familie 1991 (4), p. 107-116.

Engfer, Anette: Kindesmisshandlung und sexueller Missbrauch, in: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie 1992 (6), p. 165-174.

Feldmann-Bange, Gabriele & Klaus-Jürgen Krüger (eds.): Gewalt und Erziehung. Bonn: Psychiatrie-Verlag 1986.

Feshbach, Seymour: Dynamics and Morality of Violence and Aggression: Some Psychological Considerations, in: American Psychologist 1971 (26), p. 281-292.

Feshbach, Seymour: Die Funktionsweise der Aggression und die Regulierung des aggressiven Antriebs, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981, p. 246-273.

Freud, Anna: Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler 1980 (12. Aufl.).

Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905), in: ders.: Studienausgabe, Bd. V: Sexualleben. Frankfurt: Fischer 1982, p. 37-145.

Freud, Sigmund: Triebe und Triebschicksale (1915), in: ders.: Studienausgabe, Bd. III: Psychologie des Unbewussten. Frankurt: Fischer 1982, p. 75-102.

Freud, Sigmund: Zeitgemässes über Krieg und Tod (1915), in: ders.: Studienausgabe, Bd. IX: Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion. Frankfurt: Fischer 1982, p. 33-60.

Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur (1930), in: ders.: Studienausgabe, Bd. IX: Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion. Frankfurt: Fischer 1982, p. 191-270.

Freud, Sigmund: Warum Krieg? (1933), in: ders.: Studienausgabe, Bd. IX: Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion. Frankfurt: Fischer 1982, p. 271-286.

Herzog, Walter: Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie. Bern: Huber 1991 (Kap. 2 über behavioristische Psychologie und Kap. 3 über Psychoanalyse).

Honig, Michael-Sebastian: Verhäuslichte Gewalt. Sozialer Konflikt, wissenschaftliche Konstrukte, Alltagswissen, Handlungssituationen. Eine Explorativstudie über Gewalthandeln von Familien. Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe 1992: Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Frankfurt: Suhrkamp 1992.

Killias, Martin: Précis de criminologie. Bern: Stämpfli 1991.

Kinag-Report 1986: Sexueller Missbrauch von Kindern in der Familie oder deren Umfeld. Bern: Kinag 1987.

Klockhaus, Ruth & Brigitte Habermann-Morbey: Sachzerstörungen an Schulen und schulische Umwelt, in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 1984 (16), p. 47-56.

Klockhaus, Ruth & Brigitte Habermann-Morbey: Psychologie des Schulvandalismus. Göttingen: Hogrefe 1986.

Klockhaus, Ruth & A. Trapp-Michel: Vandalistisches Verhalten Jugendlicher. Göttingen: Hogrefe 1988.

Kornadt, Hans-Joachim (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981.

Kornadt, Hans-Joachim: Entwicklungsbedingungen unterschiedlicher Aggressivität in Japan und Deutschland: Beitrag des Kulturvergleichs zur Motivationstheorie, in: Psychologische Beiträge 1988 (30), p. 344-374.

Kornadt, Hans-Joachim (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992.

Kränzle, Karl: Lächeln, immer nur Lächeln, in: Tages Anzeiger Magazin Nr. 51/52, 1987, p. 38-44.

Kranz, Walter: Kindesmisshandlung: Die Abhängigkeit der Daten von Standpunkt und Zielen des Betrachters, in: Familiendynamik 1979 (4), p. 362-375.

Kunczik, Michael: Gewalt und Medien. Köln: Böhlau 1987.

Lösel, Friedrich, Herbert Selg, Ursula Schneider, unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckmann: Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt aus psychologischer Sicht, in: Hans-Dieter Schwind et al. (eds.): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission). Bd. II: Erstgutachten der Unterkommissionen. Berlin: Duncker & Humblot 1990, p. 1-156.

Martinius, Joest & Reiner Frank (eds.): Vernachlässigung, Missbrauch und Misshandlung von Kindern. Erkennen, Bewusstmachen, Helfen. Bern: Huber 1990.

Milgram, Stanley: Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität. Reinbek: Rowohlt 1982.

Miller, Neal E.: Die Frustrations-Aggressions-Hypothese, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981, p. 63-69.

Mitscherlich, Alexander: Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität. Frankfurt: Suhrkamp 1969.

Mummendey, Amélie: Aggressives Verhalten, in: Hans Thomae (ed.): Psychologie der Motive. Enzyklopädie der Psychologie. Göttingen: Hogrefe 1983, p. 321-439.

Müther, Josef: Gewalt gegen Kinder - Betrachtungen zu Phänomenologie und Ätiologie, in: Kriminalistik - Zeitschrift für die gesamte kriminalistische Wissenschaft und Praxis 1991 (45), p. 447-453.

Ornstein, Robert: Die Psychologie des Bewusstseins. Frankfurt: Fischer 1976.

Page, Monte M. & Rick J. Scheidt: Der täuschende Waffeneffekt: Kenntnis des Versuchsziels, Beurteilsängstlichkeit und Versuchserfahrenheit der Probanden, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggression und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992, p. 241-276.

Parke, Ross D. & Ronald G. Slaby: The Development of Aggression, in: Paul H. Mussen (ed.): Handbook of Child Psychology, Vol. IV: Socialization, Personality, and Social Development. New York: John Wiley & Sons 1983, p. 547-641.

Patterson, Gerald R.: The Aggressive Child: Victim and Architect of a Coercive System, in: Eric J. Mash, Leo A. Hamerlynck & Lee C. Handy (eds.): Behavior Modification and Families. New York: Brunner/Mazel 1976, p. 267-316.

Patterson, Gerald R.: Mothers: the Unacknowledged Victims. Monographs of the Society for Research in Child Development 1980 (45), No. 5 (Serial No. 186).

Patterson, Gerald R.: Coercive Family Process. Eugene: Castalia 1982.

Patterson, Gerald R.: Maternal Rejection: Determinant or Product for Deviant Child Behavior? in: Willard W. Hartup & Zick Rubin (eds.): Relationships and Development. Hillsdale: Lawrence Erlbaum 1986, p. 73-94.

Patterson, Gerald R.: Performance Models for Antisocial Boys, in: American Psychologist 1986 (41), p. 432-444.

Patterson, Gerald R., T.J. Dishion & I. Back: Family Interaction: A Process Model of Deviancy Training, in: Aggressive Behavior 1984 (10), p. 253-267.

Patterson, Gerald R., Barbara D. DeBaryshe & Elizabeth Ramsey: A Developmental Perspective on Antisocial Behavior, in: American Psychologist 1989 (44), p. 329-335.

Pinguet, Maurice: Der Freitod in Japan - Ein Kulturvergleich. Berlin: Verlag Matthias Gatza 1991.

Reber, Rolf: Jugend und Gewalt: Was sagt die Kriminalstatistik? Bern: Psychologisches Institut 1992.

Redl, Fritz & David Wineman: Kinder, die hassen. Auflösung und Zusammenbruch der Selbstkontrolle. München: Piper 1984.

Rule, Brandon Gail & Andrew R. Nesdale: Emotional Arousal and Aggressive Behavior, in: Psychological Bulletin 1976 (83), p. 851-863.

Rutschky, Katharina: Erregte Aufklärung. Kindesmissbrauch: Fakten & Fiktionen. Hamburg: Klein Verlag 1992.

Rutschky, Michael: Das Aggressionstabu, in: Merkur 1985 (39), p. 755-763.

Schmidt-Mummendey, Amélie & Hans-Dieter Schmidt: Situative Hinweisreize (Waffen), Persönlichkeitsmerkmale und aggressives Verhalten, in: Hans-Joachim Kornadt (ed.): Aggresison und Frustration als psychologisches Problem, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992, p. 277-282.

Seligman, Martin E. P.: Erlernte Hilflosigkeit. München: Urban & Schwarzenberg 1983 (2. Aufl.).

Selg, Herbert (ed.): Zur Aggression verdammt? Ein Überblick über die Psychologie der Aggression. Stuttgart: Kohlhammer 1975 (4. Aufl.).

Selg, Herbert, Ulrich Mees & Detlef Berg: Psychologie der Aggressivität. Göttingen: Hogrefe 1988.

Snyder, James & Gerald R. Patterson: The Effects of Consequences on Patterns of Social Interaction: A Quasi-experimental Approach to Reinforcement in Natural Interaction, in: Child Development 1986 (57), p. 1257-1268.

Stierlin, Helm: Delegation und Familie. Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept. Frankfurt: Suhrkamp 1978.

Stierlin, Helm: Eltern und Kinder - Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter. Frankfurt: Suhrkamp 1980.

Storz, Renate: Die gesellschaftliche Reaktion auf individuelle Gewalttätigkeit. Kriminalstatistik Nr. 11. Hrsgg. vom Bundesamt für Statistik. Bern Juli 1992.

Toch, Hans (ed.): Psychology of Crime and Criminal Justice. New York: Holt, Rinehart & Winston 1979.

Waelder, Robert: Die Grundlagen der Psychoanalyse. Frankfurt: Fischer 1971.

de Wit, Jan & Willard W. Hartup (eds.): Determinants and Origins of Aggressive Behavior. The Hague: Mouton 1974.

Ziegler, Franz: Kinder als Opfer von Gewalt. Ursachen und Interventionsmöglichkeiten. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag/Bern: Huber 1990.

Zumkley, Horst: Zur Gültigkeit von Banduras *modeling*-Paradigma für die Aggressionsforschung, in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 1980 (12), p. 30-39.

Anhang

Table 2.1
The Definitions and Mean Base Rates (per minute) of Aversive Behavior for Members of Distressed Families

(adapted from Reid, 1978)

Code Categories	Definitions	Problem Boys N=27	Mothers N=27	Fathers N=18	Siblings N=54
Command Negative	Command in which immediate compliance is demanded, aversive consequences threatened, sarcasm or humiliation directed toward receiver.	.008	0.046	0.023	.008
Cry	Whining or sobbing sounds.	.019	0.000	0.000	.024
Disapproval	Verbal or gestural criticism of another person's behavior or characteristics.	.134	0.314	0.182	.120
Dependency	Request for assistance when person is obviously capable of doing task himself.	.007	0.003	0.000	.008
Destructive	When a person damages, soils, or breaks something.	.031	0.000	0.000	.011
High Rate	Physically active repetitive behavior which is likely to be annoying.	.044	0.000	0.000	.042
Humiliate	Embarrassing, shaming, or making fun of another person.	.020	0.011	0.015	.015
Ignore	Intentional and deliberate nonresponse to an initiated behavior.	.005	0.023	0.019	.010
Noncomply	A person does not do what is requested of him in response to a command, command negative, or a dependency within 12 seconds of the request being made.	.092	0.011	0.009	.064
Negativism	A neutral verbal message delivered in a tone of voice which conveys an *attitude* of "Don't bug me." Also included are defeatist statements.	.115	0.019	0.012	.059
Physical Negative	Physical attack or attempt to attack another person.	.042	0.019	0.003	.021
Tease	Act of annoying, pestering, mocking, or making fun of another person.	.050	0.001	0.014	.028
Whine	A slurring, nasal, or high-pitched voice. The content of the statement is irrelevant.	.036	0.001	0.000	.052
Yell	Shouts, yells, or loud talk.	.057	0.009	0.000	.036
	SUM OF MEANS FOR ALL FOURTEEN AVERSIVE BEHAVIORS	.660	.457	.277	.498
	MEAN TOTAL AVERSIVE*	.047	.033	.020	.036

*This mean is obtained from the sum of the fourteen means. Typically, this score is obtained by summing up fourteen scores for each subject and calculating the mean of that distribution.